This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Alexandra Feodorowna

Kaiserin von Rußland

von

A. Ch. von Grimm.

Alexandra Feodorowna,

Kaiserin von Rußland.

Alexandra Feodorowna

Kaiſerin von Rußland.

Von

A. Th. von Grimm.

Dum vetera extollimus, recentiorum incuriosi.
TACIT.

Zweite Auflage.

Erſter Band.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1866.

DK210.7
G7
1866
v.1

[Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.]

Seiner Majestät

dem König

Wilhelm I. von Preussen

in

tiefster Ehrfurcht und dankbarster Erinnerung

gewidmet.

Vorwort zur erſten Auflage.

Die nachſtehenden Blätter, dem Andenken der hochſeligen Kaiſerin Alexandra Feodorowna gewidmet, verſuchen ein Bild der Zeitbewegungen und der Landesverhältniſſe zu entwerfen, in denen ſich der Lebenslauf der hohen Frau bewegte. Der kaiſerliche Thron, den ſie dreißig Jahre mit den ſchönſten Tugenden der Weiblichkeit ſchmückte, ſtand nicht auf ihrem heimathlichen Boden; es mußte der Leſer daher vor allen Dingen mit den Eigenthümlichkeiten des Kaiſerreiches vertraut gemacht werden, und zwar fand ich dies zum Verſtändniß des Ganzen um ſo nothwendiger, als jenem Weltſtaate Rußland trotz ſeiner hohen politiſchen Bedeutung, ſeiner Nachbarſchaft, ſeiner vielfachen Beziehungen zu Deutſchland, auf Schulen und Univerſitäten weniger Aufmerkſamkeit geſchenkt wird, als dem alten Aegypten oder dem byzantiniſchen Reiche.

Vorwort zur erſten Auflage.

Die nachſtehenden Blätter, dem Andenken der hochſeligen Kaiſerin Alexandra Feodorowna gewidmet, verſuchen ein Bild der Zeitbewegungen und der Landesverhältniſſe zu entwerfen, in denen ſich der Lebenslauf der hohen Frau bewegte. Der kaiſerliche Thron, den ſie dreißig Jahre mit den ſchönſten Tugenden der Weiblichkeit ſchmückte, ſtand nicht auf ihrem heimathlichen Boden; es mußte der Leſer daher vor allen Dingen mit den Eigenthümlichkeiten des Kaiſerreiches vertraut gemacht werden, und zwar fand ich dies zum Verſtändniß des Ganzen um ſo nothwendiger, als jenem Weltſtaate Rußland trotz ſeiner hohen politiſchen Bedeutung, ſeiner Nachbarſchaft, ſeiner vielfachen Beziehungen zu Deutſchland, auf Schulen und Univerſitäten weniger Aufmerkſamkeit geſchenkt wird, als dem alten Aegypten oder dem byzantiniſchen Reiche.

Beide Bände dieses Werkes sind zwar im Wesentlichen gleichmäßigen Inhaltes und schildern das Leben der Hauptstadt, des Hofes, und der kaiserlichen Familie insbesondere; aber ihrem Ursprunge und ihrer Quellengrundlage nach sind sie verschieden. Der zweite Band ist fast ausschließlich nach eigenen Beobachtungen, nach persönlichen Eindrücken von mir als Augenzeugen niedergeschrieben; nicht allein alle darin geschilderten Erlebnisse waren meine eigenen, wie der Aufenthalt in Moskau und Palermo, der Brand des Winterpalastes, sondern auch alle großen Persönlichkeiten des Hofes und der Hauptstadt sind nach dem unmittelbaren Eindrucke auf mich und nach meinem jahrelangen Umgange mit denselben dargestellt. Für den ersten Band war ich auf andere Quellen als meine Tagebücher und Anschauungen angewiesen. Die Geschichte des vierzehnten Decembers ist dort treu nach des Barons Modest Korf Buche: „Die Thronbesteigung des Kaisers Nikolai" geschrieben; Alles, was die griechische Kirche betrifft, ist dem Buche Murawief's: „Ueber den Gottesdienst der morgenländischen Kirche," deutsch von Muralt, entnommen. Aber Vieles verdanke ich auch mündlichen Mittheilungen solcher Personen, die den Petersburger Hof noch unter Alexander I., unter Paul I., ja unter der Kaiserin Katharina II. gesehen hatten. Außerdem ist jenem Bande Manches aus den Unterhaltungen mit der Kaiserin selbst und mit dem Könige Wilhelm I. von Preußen zugeflossen. Einen öffentlichen Dank statte ich meinem drei-

ßigjährigen Freunde und Gönner, dem Admiral Friedrich von Lütke, ab, der die Mühe nicht scheute, die Handschrift gewissenhaft durchzulesen und mit vielen Bemerkungen zu begleiten.

Der Hauptzweck des Buches aber bleibt, zu zeigen, wie nach der Thronbesteigung Nikolai's I. die seltene Weiblichkeit der Kaiserin Alexandra Feodorowna dreißig Jahre hindurch dem innigsten Familienleben im Winterpalaste eine Würde, eine Weihe verliehen hat, wie der russische Hof sie noch nie, und am Wenigsten im achtzehnten Jahrhundert, gekannt hatte. Sie war die Seele des Kaiserhauses und der Gesellschaft der Stadt, und ihr Beispiel hat, obgleich still und fast unbemerkt, doch mächtig auf den Geist, den Ton und die Veredlung der Sitten in der Hauptstadt eingewirkt. Es darf ein Fortschritt unseres Jahrhunderts genannt werden, daß auf fast allen europäischen Thronen das Familienleben zu der Ehre gelangt ist, die demselben zu allererst gebührt, während das achtzehnte Jahrhundert es von vielen glänzenden Höfen schnöde verstieß. Politik und Kriegsgeschichte sind von dem Buche ganz ausgeschlossen geblieben, oder dieselben doch nur vorübergehend so weit berücksichtigt worden, als das Familienleben dadurch beeinflußt wurde.

Das Publicum, das den Schlössern und Thronen zu fern steht, als daß es dieselben genau zu beobachten vermöchte, denkt sich sehr oft in den goldenen Räumen, auf

jenen Alles überragenden Höhen nur ununterbrochenes Glück, und ahnet nicht, daß gerade die Stürme, die über die niedere Hütte des Thales leicht und machtlos dahin brausen, die Paläste gewaltsam mit Schrecken erfüllen; es weiß selten, daß die höchste irdische Würde von den drückendsten Lasten nicht zu trennen ist, und daß der Glanz einer Krone nur selten die Ruhe und den Frieden eines Bürgerhauses gewährt. Wenige Männer und Frauen unserer Zeit sind so durch die ganze Tonleiter des Glückes und Unglückes hindurchgegangen, als Alexandra Feodorowna; sie, die glücklichste Gattin, die glücklichste Mutter, blieb keineswegs von dem grausamsten Drucke des Geschickes verschont, und einzelne ihrer Tage waren reicher an Trübsal und Schrecken, als das ganze Leben eines friedlichen Bürgers. Die Geschichte unserer Zeit nennt keine Frau, deren Aufgabe unter fremden Verhältnissen schwieriger gewesen, und keine zugleich, die den weiblichen Beruf in solcher Vollendung erfüllt hat.

Noch bin ich dem Leser einen Aufschluß über meine eigene Stellung zu der Kaiserin Alexandra Feodorowna schuldig. Im dritten Kapitel des zweiten Bandes ist erzählt, wie im Jahre 1834 mein Amt mich zuerst in den Winterpalast und hierauf in das Cabinet der hohen Frau führte. Die Kaiserin kam mir mit einem Vertrauen entgegen, welches ich in den nächsten Jahren erst erringen und rechtfertigen mußte. Aber schon nach kurzer Zeit wurde

mein Geschäftskreis erweitert, und die Kaiserin würdigte mich oft einer längeren Unterhaltung, die zuerst das Gebiet der Kunst und Literatur kaum überschritt, allmälig aber sich über alle Zweige menschlichen Interesses erstreckte. Die schwache Gesundheit schrieb ihr eine ruhigere Lebensart vor, als der Hof sie erlaubt, eine größere Zurückgezogenheit, als die Stadt von ihr gewohnt war, und sie verbrachte schon seit dem Winter 1838—39 viele Abende nur im Kreise ihrer Kinder und ihres allernächsten Gefolges. Die Kaiserin vermißte schmerzlich die freie Zeit, die sie als Großfürstin im Palaste Anitschkow ausschließlich zur Lectüre, ja zur Musik benutzt hatte, und es war ihr jetzt eine große Genugthuung, die wenigen freien Augenblicke dieser alten Gewohnheit schenken zu können. Sie frug mich oft nach den neuesten literarischen Erscheinungen Deutschlands wie Frankreichs, theilte den Eindruck, den einzelne Werke ihr hinterlassen hatten, auf das Offenste mit, hörte aber auch mit der seltensten Ruhe eine ganz entgegengesetzte Meinung an. Als sie den Winter 1845—46 in Palermo zubringen mußte, wurde ich ohne Ausnahme in die kleinen Abendkreise gezogen, die nur aus ihren Verwandten, der Großherzogin von Mecklenburg, der Großfürstin Olga, jetzigen Königin von Württemberg, und dem Großfürsten Konstantin bestanden. Die Unterhaltung war sehr belebt, aber immer ernster Natur, alle Lectüre hatte die Geschichte Italiens und seiner Kunstschätze zum Gegenstande. Sie

äußerte damals den Wunsch, nach ihrer Rückkehr nach Petersburg alle Meisterwerke der deutschen Literatur sich vorlesen zu lassen, und zwar in kleinem, belebtem Kreise. Das nordische Klima und seine Wirkung auf diese schwächliche Gesundheit unterstützte dies Unternehmen auf das Zuvorkommendste; denn im Beginn des Herbstes 1846 war sie von Neuem an ihr Cabinet gebannt und ich hatte das Glück, mich seit jener Zeit fast täglich in ihrer Nähe zu befinden. Während sie der Gesellschaft des Hofes und der Stadt nur mit der Majestät, der Würde, der gnädigen Herablassung der Kaiserin erscheinen konnte, lernte ich die hohe Frau, alles blendenden Glanzes entblößt, in ihrer rein weiblichen Würde, in den Schätzen ihrer vielseitigen Bildung des Geistes und Herzens kennen und bewundern, und mußte staunen, wie wenig der hohe Adel ihres inneren Wesens dem größeren Publicum bekannt war.

Im Jahre 1852 zwang mich meine eigene Gesundheit, Petersburg zu verlassen und einige Jahre der größten Ruhe in Dresden zu leben. Die Zeit schien mir sehr geeignet, mehrere Werke, die ich in Petersburg begonnen, zu vollenden und zu veröffentlichen. Der orientalische Krieg zwang mich aber, meine Tagebücher früher zu öffnen als ich es wollte, um einen Theil der Reisen, die ich mit dem Großfürsten Konstantin unternommen hatte, dem Publicum mitzutheilen. Trotz der Entfernung schien ich von der kaiserlichen Familie nicht vergessen zu sein, denn im Jahre

1858 wurde ich nach Petersburg zurückberufen und fand die Kaiserin-Mutter trotz aller großen Veränderungen noch in demselben Cabinete und das alte gleiche Wohlwollen gegen mich.

Sie war jetzt kränker und schwächer als je, aber ihre lebhafte Theilnahme dieselbe wie sonst. Ich mußte in den ersten Tagen ihr alle Erlebnisse der sechs Jahre erzählen, die Gesellschaft Dresdens schildern, alle einzelnen Personen meines Umganges nennen; meinen Beschäftigungen, meiner Lebensart in Dresden, meiner Familie, Allem schenkte sie das lebhafteste und wärmste Interesse.

Im Herbste begannen die kleinen geselligen Abendkreise in ihrem Cabinete, und zwei Monate wurden jetzt mit ernsten, aber traulichen Unterhaltungen ausgefüllt. — Sobald es ihre Kräfte erlaubten, schilderte sie selbst alle Eindrücke ihrer zweiten italienischen Reise, und zwar trotz des Greisenalters mit lebendiger Stärke des Gedächtnisses; sie wurde jugendlich frisch in ihren Erinnerungen.

Aber schon nach fünfzehn Monaten mußte sie den Norden von Neuem verlassen, und sie kehrte erst im August des Jahres 1860 zurück.

Am 8./20. September lud sie mich zu Tische in ihrem Cabinete, da ihre Schwäche ihr nicht erlaubte, an einem kaiserlichen Familiengastmahl theilzunehmen, und am 20. October früh nach acht Uhr küßte ich am Sterbebette knieend die noch warme Hand der eben Entschlafenen.

Aus diesen Zeilen wird der Leser ersehen, daß ich ebensowohl berechtigt als verpflichtet war, das ganze Leben dieser Kaiserin dem Publicum mitzutheilen.

Berlin, im Januar 1866.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

In dieſe zweite Auflage ſind eine Menge kleiner Berichtigungen aufgenommen, die dem dankbaren Verfaſſer aus Petersburg und zwar von Höchſten Händen zugeſchickt wurden. Eine weſentliche Veränderung des Textes iſt nur im vierten Kapitel des zweiten Bandes eingetreten von Seite 145—148 der erſten Ausgabe. Sie betrifft den Aufenthalt der kaiſerlichen Familie in der Krimm im Jahre 1837. Ein Tagebuch über die Reiſe der hohen Frau durch die tauriſche Halbinſel wurde dem Verfaſſer während des Drucks der zweiten Auflage mitgetheilt und konnte ſomit für dieſelbe an betreffender Stelle auszugsweiſe noch benutzt werden; derjenige Leſer, der ſich eine nähere Kenntniß jenes Landes zu verſchaffen wünſcht, wird auf unſer eigenes Werk „Wanderungen nach Südoſten“ (3 Thle., Berlin 1856, Alex. Duncker) verwieſen.

Eine ruhige, parteiloſe Beurtheilung des Werkes, wie jeder Schriftſteller ſie ſich wünſchen muß, iſt meines Wiſſens nicht erſchienen; die kriegeriſche Aufregung Deutſchlands iſt davon wohl nicht die alleinige Urſache, ſondern mehr oder weniger auch der Inhalt des Buches ſelbſt, der Jedem fremdartig erſcheinen muß, welcher nicht eine Reihe von Jahren am kaiſerlichen Hofe Nikolai's gelebt hat. Um ſo erfreulicher waren dem unbefangenen Verfaſſer viele Privatbriefe (und unter denſelben manche von Allerhöchſten Händen), beſonders ſolcher Perſönlichkeiten, deren Erinnerungen über die Heimath und Gegenwart hinaus bis auf den Schauplatz jener Zeit reichen, die hier geſchildert wird. Möchte das zweite Erſcheinen des Buches gleich freundliche Aufnahme finden.

Berlin, am 6. Juli 1866.

Der Verfaſſer.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

Erstes Kapitel.

Einleitung. Seite

Gesellschaftliche Stellung und Bedeutung der Frauen, der germanischen, der slavischen. — Gesellschaftlicher Zustand Rußlands vor und nach Peter dem Großen. — Petersburg unter Alexander I. 3

Zweites Kapitel.

Kindheit und Jugend.

Die Erziehung des Großfürsten Nikolai in Gatschina, der Prinzessin Charlotte in Königsberg und Berlin. — Königin Louise. — Reise der Prinzessin nach Petersburg 32

Drittes Kapitel.

Der Großfürst und die Großfürstin.

Ueber die griechische Kirche. — Vermählungsfeierlichkeiten. — Erste Bekanntschaft der Großfürstin mit Petersburg und den Landschlössern. — Die Gesellschaft. 68

Viertes Kapitel.

Moskau.

Moskau nach dem Brande. — Die Zeit der Fasten. — Geburt des Thronfolgers. — König Friedrich Wilhelm III. in Moskau und Petersburg. — Ländliche Feste in der Umgegend von Moskau . . . 91

Fünftes Kapitel.

Im Palaste Anitschkow.

Glückliches Familienleben des großfürstlichen Paares. — Unterredung des Kaisers Alexander mit seinem Bruder Nikolai. 114

Sechstes Kapitel.

Berlin im Jahre 1820.

Seite

Der königliche Hof. — Friedrich Wilhelms III. Verdienſte um die Stadt, Kunſt und Wiſſenſchaft. — Fürſt Radziwill. — Das Feſt Lalla Rookh. — Die Großfürſtin in Ems. 136

Siebentes Kapitel.

Alexanders I. letzte Jahre und Tod.

Charakter ſeiner erſten Regierungsjahre bis zum Sturze Speranſky's. — Sein Entſchluß die Regierung niederzulegen. — Krankheit und Tod in Taganrog. 154

Achtes Kapitel.

Die Verſchwörung.

General Graf Araktſcheef. — Namen und Charakter der Verſchworenen, im Süden Rußlands und in der Hauptſtadt. — Stellung des großfürſtlichen Paares um jene Zeit. — Allgemeiner Schrecken bei der Nachricht von Alexanders Tode. 175

Neuntes Kapitel.

Der vierzehnte December 1825.

Nikolai's Thronbeſteigung. — Offene Empörung des moskowſchen Regiments. — Muth und Milde des jungen Kaiſers auf dem Iſaaksplatze dem Aufſtand gegenüber. — Haltung der jungen Kaiſerin im Winterpalaſt. 196

Zehntes Kapitel.

Das erſte Jahr der kaiſerlichen Regierung.

Alexanders Leichenzug von Taganrog nach Petersburg. — Tod der Kaiſerin Eliſabeth. — Die letzten Schickſale der Verſchworenen. — Die Krönung in Moskau. 213

Elftes Kapitel.

Die kaiſerliche Familie.

Stellung und Pflichten der jungen Kaiſerin. — Die weiblichen Erziehungsanſtalten. — Die Erziehung der kaiſerlichen Kinder. 242

Zwölftes Kapitel.

In Warſchau und Potsdam.

Verhältniß Polens zu Rußland. — Die Unzufriedenen. — Die Krönung in Warſchau. — Das Feſt der weißen Roſe in Potsdam. . . . 263

Alexandra Feodorowna,

Kaiserin von Rußland.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Gesellschaftliche Stellung und Bedeutung der Frauen, der germanischen, der slavischen. — Gesellschaftlicher Zustand Rußlands vor und nach Peter dem Großen. — Petersburg unter Alexander I.

Der Antheil, den das weibliche Geschlecht an der Geschichte der europäischen Gesittung genommen hat, ist größer, als es auf den ersten Anblick erscheint, und verdient als eine besondere Thatsache ernstlich aufgefaßt und gewürdigt zu werden. Wir meinen nicht die bewunderungswürdige Thätigkeit, welche einzelne Frauen auf dem Throne in der Staatsweisheit bewiesen haben, eben so wenig den Geistesglanz, den andere in der Kunst und Literatur zu entwickeln verstanden, sondern jenen stillen unbemerkten Einfluß, den das ganze weibliche Geschlecht in dem christlichen Europa auf die Gestaltung und Gesittung der Gesellschaft ausgeübt hat. Ein Blick auf die ganze Weltgeschichte zeigt uns, daß hohe Geistesbildung und edle Gesittung ganzer Völker nur da bestehen konnte, wo dem weiblichen Geschlechte eine freie, ebenbürtige Stellung und ein gleicher Rang in der Gesellschaft mit dem Manne eingeräumt war. Je freier die Stellung, je würdiger der Rang, den die Frau einnimmt, um so entwickelter sind die geistigen Kräfte des Mannes, um so edler sein ganzes Streben, um so vollendeter die ganze Bildung des Volkes.

Der Islam hat die Frauen des Morgenlandes in der altherkömmlichen Abgeschiedenheit, in einem sklavenähnlichen Zustande gelassen, und die Gesellschaft jener Völker hat sich nie zu dem edlen Ausbau des classischen Alterthums, geschweige denn zu der edlen europäischen Gestaltung erhoben. Griechen und Römer wiesen dem zarten Geschlechte einen höheren Rang an und ihre Gesellschaft zeigt eine freiere Bewegung in edleren Formen; aber das Leben der alten classischen Welt ist mehr ein öffentliches, die Frauen sind davon ausgeschlossen, und am häuslichen Heerde gebietet der römische Vater mit tyrannischer Gewalt und Macht über Leben und Tod; denn Staat und Familie sind sich in dem ernsten Rom ewig fremd, und bei den Griechen gingen mit höherer Bildung und freierer Stellung der Frauen die besseren Sitten des Geschlechtes verloren. Der hohe bildende Beruf der Frauenwelt zeigt zuerst seine welthistorische Bedeutung bei der Verbreitung des Christenthums unter den Germanen. Die Religion war den Alten eine äußerliche Götterverehrung, alle Arten derselben galten dem Philosophen für falsch, dem Volke für richtig trotz ihrer Verschiedenheit; den Regierungen für nothwendig, aber ihre Beschaffenheit für gleichgültig. Die Religion, welche das Kreuz predigte, war die der Sanftmuth, der Demuth, der Menschenliebe und der Menschenrechte, und diese schlug in dem Gemüthe der Frauen früher und tiefer Wurzel, als in dem stoischen Geiste der Männer, und so wurden die christlichen Mütter die Träger des neuen Glaubens und erzogen die kommenden Geschlechter und nährten sie an ihren Brüsten mit anderer Gesinnung, gründeten ein häusliches Familienleben, wo die barbarischen Rechte des römischen Hausvaters vor dem Gemüthe der Frauen verstummten, wo Sanftmuth und Demuth größere Wirkung übten, als die Gesetze der römischen Cäsaren. Und so förderten die Frauen die schönsten Lehren und die edelste Gesinnung von Geschlecht zu Geschlecht, und ihr Gemüth wirkte eben so viel, wenn nicht mehr, als die gleichzeitigen christlichen Sendboten und Apostel.

Während das Christenthum an den besten römischen Kaisern unverstanden vorüberging, berührte es doch einzelne Frauenherzen.

Mammaea, die Mutter des Kaisers Alexander Severus, begriff und ehrte den Geist des Christenthums, und ihre Regierung, eine Folge dieser neuen Weltanschauung, ist die wohlthätigste mitten im Verfall des Reiches, und verkündet gleichsam der Nachwelt den hohen historischen Beruf der Frauen. Helene, des großen Constantin Mutter, bekannte das Christenthum offen in der Zeit der schrecklichsten Verfolgung, während ihr Gemahl Constantius Chlorus nicht den Muth eines freien Bekenntnisses hatte.

Aber das Christenthum war nicht für die Welt der römischen Cäsaren bestimmt, sondern für andere Völker aufbewahrt, wo das weibliche Geschlecht einer höheren Verehrung gewürdigt wurde als im classischen Alterthum. Als auf den Trümmern des weströmischen Reiches sich überall neue und zwar germanische Völker herrschend erhoben hatten, und die Frauen einen engeren Zusammenhang zwischen Staat und Familie und folglich eine andere Gestaltung der Gesellschaft, von höherer Gesittung durchdrungen, hervorriefen, da war die neue Lehre nicht mehr Gegenstand der Verfolgung, und da, wo sie die rohen Gemüther der Eroberer noch nicht besiegt hatte, da zeigten sich die Frauen in ihrem hohen weltgeschichtlichen Berufe als christliche Sendboten, als die Apostel der neuen Weltgestaltung. Die christliche Chlotilde von Burgund gewann ihren rohen sigambrischen Gemahl allmälig für ihren Glauben. Ein Jahrhundert später gelang es der fränkischen Bertha, den angelsächsischen König Ethelbert zum Christenthum zu bekehren, nachdem derselbe die römischen Missionaire als Zauberer aus den Städten verbannt hatte. Eben so leicht bekehrte die bayerische Theodolinde die arianischen Longobarden zum Katholicismus. Ohne die angestammte Verehrung, die das weibliche Geschlecht bei den Germanen genoß, wären solche Wunder nicht möglich gewesen. Drei Frauen vollbrachten hier in der Einfalt ihres Herzens, was dem heiligen Bonifacius, Ansgar und Adalbert die größten Anstrengungen, ja das Leben kostete. So übten die Frauen nicht allein einen mächtigen Einfluß auf die Verbreitung des Christenthums, sondern mit demselben auf die Gesittung der Männer, die in jenen Jahrhunderten nur Krieg

und Jagd, und im Hause Spiel und Völlerei kannten, aber von der Milde der Frauen besiegt Schild und Speer niederlegten, als ob sie sich einem Heiligthum näherten. Die Frauen hielten mit ihrem reichen Gemüthe treuer und inniger an dem neuen Glauben, und es findet sich nicht ein Beispiel von Abtrünnigkeit unter denselben, während die Männer sehr oft wieder abfielen. Die spätere Zeit selbst scheint ein größeres Vertrauen auf das weibliche Geschlecht gesetzt zu haben; denn es wurde nach Karl dem Großen Sitte und Grundsatz, christliche Prinzessinnen in solche Länder zu verheirathen, wo man mit barbarischer Kraft sich gegen die Religion der Sanftmuth stemmte.

Wie viel Blut der Sachsen hat Karl der Große vergossen, welche Kämpfe haben Ansgar und Adalbert bestanden! und nirgends war ohne die Theilnahme der Frauen ein sichtbarer Segen. Dieselben Normannen, unter denen Ansgar meist vergeblich gepredigt hatte, ließen sich später in dem nördlichen Frankreich nieder und Karls III. Tochter, Gisela, bewirkte plötzlich, was in Norwegen allen Sendboten unmöglich gewesen war. Der wilde, durch seine Gemahlin bekehrte Normann Rollon zwang seine Waffenbrüder zur Taufe, und rief in seinem Lande eine Ordnung hervor, wie man sie nur in England unter dem großen Alfred gesehen hatte.

Auch die rohen Magyaren widersetzten sich lange dem Christenthum, das der König Geisa zwar duldete, aber nicht schützte. Zwar ließ sich sein Sohn Stephan taufen, aber die Religion erhielt erst eine feste Stütze, als Heinrich II. seine fromme Schwester Gisela an diesen ersten christlichen Ungarkönig verheirathete, wie später Heinrich der Löwe zu gleichem Zwecke seine Tochter einem slavischen Fürsten anvertraute.

Einen größeren Muth und wärmere Begeisterung als die genannten Frauen haben auch die Sendboten der damaligen Zeit nicht geäußert; solche Heldenaufopferung verdient einer ruhmvollen Erwähnung und ernsteren Betrachtung, als die Reihe jener barbarischen Rohheiten des Mittelalters, die wir mit dem Namen der Tapferkeit schmücken, ohne zu bedenken, daß Tapferkeit die allgemeinste aller männlichen Eigenschaften ist. Es lassen sich

aus jener Zeit noch eine Menge weiblicher Namen als Heldinnen aufzählen, die ihr Geschlecht verherrlicht haben, und wir sind berechtigt anzunehmen, daß in den niederen Kreisen der Gesellschaft das weibliche Gemüth von eben so großen Erfolgen für die Gestaltung des Familienlebens gewesen ist, wie in den höheren.

Es bildeten sich aber aus dem christlich germanischen Familienleben noch andere neue Verhältnisse, die der Geschichte Europa's einen anderen Ausbau im Inneren verliehen, als dem classischen Alterthume. Mit der größeren Verehrung des weiblichen Geschlechts kam unter den regierenden Familien die Sitte der Ebenbürtigkeit auf, die den neu erbauten Thronen und emporgekommenen Dynastien nicht allein einen größeren Glanz, sondern auch einen festeren Halt verlieh. Der Thron des Ostgothenkönigs Theodorich gewährt durch seine ebenbürtigen Verbindungen unter allen gleichzeitigen germanischen Familien einen ehrwürdigen Anblick nach dem bunten Mummenschanz des römischen Kaiserreichs, ja neben dem fast gleichzeitigen Kaiser Justinian, dessen kluge Gemahlin dem Reiche als Schauspielerin bekannt war.

Aus dem germanisch christlichen Familienleben entsprang auch der Gedanke einer bestimmten Thronfolge, deren Mangel zur plötzlichen Zerrüttung und Verwirrung des römischen Reichs nicht wenig beigetragen hatte, die aber unserm Mittelalter die Hauptstütze des monarchischen Princips wurde. Alle eigenthümlichen Formen, in denen sich unsere Geschichte bewegt, hingen auf das Engste mit der Stellung der Frauen zusammen, ja waren ohne dieselben unmöglich. Im Orient ist die Frau Sklavin bis auf den heutigen Tag geblieben, und darum fehlt dort die Familie, das veredelnde Princip des Lebens, die Grundlage des gebildeten und in sich organisch gegliederten Staates, es fehlen die Künste, des Lebens höchster Reiz, den schon die Griechen unter dem Schutze weiblicher Gottheiten bei den Musen fanden.

Die freie ebenbürtige Stellung der Frauen in den christlich germanischen Ländern und Zeiten hat das zarte Geschlecht zu Aposteln der Religion, zu Erzieherinnen der kommenden Geschlechter berufen, und auf diesen beiden Wegen ist das Wirken

derselben stiller, unbemerkter als das der Männer, aber nichtsdestoweniger ebenso segensreich gewesen. Die schönste gesellschaftliche Erscheinung des Mittelalters, das Ritterthum, verdankt seine höchste Weihe dem Cultus der Frauen; das bedarf keines weiteren Beweises. Der hohe weltgestaltende Beruf der germanischen Frauen ist schon in den ältesten Sitten, in der Verfassung ausgesprochen, die dies Volk in seinen Wäldern auszeichnete.

Die Geschichte läßt es unerwähnt, ob die Frauen der slavischen Völker in den ältesten Zeiten einer gleichen Verehrung genossen; alle gesellschaftlichen Verhältnisse sind dort anders gestaltet oder noch nicht so entwickelt, wie in dem neunten Jahrhundert in dem westlichen Europa. Aber der erste Blick auf die russische Geschichte zeigt uns dieselbe empfängliche Frauennatur. Auch hier nimmt ein weibliches Gemüth die Lehren der Sanftmuth und Demuth früher auf als die Männer. Olga, Igors Gemahlin, ließ sich dreißig Jahre früher taufen als Wladimir, und durch keine anderen Beweggründe aufgefordert, als durch den empfänglichen Sinn der Frauennatur. Aus der späteren Bekehrung Wladimirs schienen manche europäische Verhältnisse zu entspringen; auch dieser Fürst verheirathete sich ebenbürtig mit einer griechischen Prinzessin, Anna, Schwester der Theophania, die den deutschen Kaiserthron schmückte. Jaroslaw trat, wie Theodorich es gethan, mit fast allen Thronen seiner Zeit in Verbindung; aber diese Verhältnisse konnten in den russischen Sitten nicht Wurzel schlagen und hatten nicht die scharf gezeichnete und streng ausgebildete Gliederung der Gesellschaft, den feudalen Ausbau des Staates, das Ritterthum mit seiner Begeisterung, das Städtewesen und geordnete Zünfte zur Folge; es waren in Rußland vorübergehende Erscheinungen; selbst die Thronfolge beruhte mehr auf dem Seniorat, einer dem slavischen Familien- und Gemeindewesen entsprossenen Einrichtung.

Die ebenbürtigen Heirathen der Großfürsten verschwanden allmälig und das ganze weibliche Geschlecht blieb in einer gewissen Abgeschiedenheit und wird in der Geschichte wenig erwähnt. Man könnte glauben, daß die Frauen dadurch an Ansehen und

Verehrung gewonnen hätten, daß die meisten Großfürsten ihre Gemahlinnen aus ihrem Lande, aus den Unterthanen heiratheten; allein dies hat auf die freiere Stellung, auf die ritterliche Verehrung des zarten Geschlechts nicht im Geringsten gewirkt, es blieb ohne Ansehen und Einfluß; die Gesittung der Männer hat dadurch nur verloren und das ganze Staats- und Volksleben zeigte sich Jahrhunderte lang in anderem Geiste und anderen Formen und blieb dem europäischen Wesen fremd. Die Zeiten der Theilfürstenthümer, der Bruderkriege und innerer Zerrüttung konnten das nicht schaffen, was ursprünglich gefehlt hatte, und die Herrschaft der Mongolen mußte vollends die letzten europäischen Elemente zertreten.

Aber gerade in der mongolischen Periode erscheint die abgeschiedene altrussische Frau von derselben hohen Bedeutung, von dem stillen unbemerkten Einflusse der westeuropäischen. In dem frommen Gemüthe derselben hatte die Religion der Sanftmuth und Demuth feste Wurzel gefaßt, und diese Innigkeit wehrte standhaft jeden fremden Einfluß ab. Die altrussische Frau wurde in jener trostlosen Zeit die Trägerin und Schützerin des christlichen Glaubens.

Aber der eiserne Druck der Mongolenherrschaft rief in dem Volke das Bedürfniß der Einheit, eine lebendige Vaterlandsliebe hervor, und das eine untheilbare Rußland erwuchs schnell zu einer politischen Macht, siegte über den Islam in demselben Jahrhundert, wo die Fahne des Propheten in dem alten Byzanz aufgepflanzt wurde. Aber die gesellschaftlichen Verhältnisse blieben unverändert. Die Frauen waren auch in dem neu erstandenen Rußland in noch größerer Abgeschiedenheit als zuvor, und jeder Mann wich aus, sobald der Zufall ihm ein Weib auf seinen Wegen entgegenführte; selbst in den Kirchen mußten sie abgesondert stehen. Im Hause waren ihre Beschäftigungen auf Nähen und Spinnen beschränkt, selbst ohne Theilnahme am eigentlichen Haushalte; sie speisten nicht einmal an dem Tisch des Mannes, außer an Festen, und dann nur mit dem ganzen Gesinde zusammen. Man vermied es, aus ihren Händen Etwas anzunehmen,

da diese für unrein galten. Die Ehen wurden in Form eines Handels, eines Uebereinkommens abgeschlossen zwischen den Vätern der Heirathslustigen, und der Bräutigam empfing mit sklavischer Unterwürfigkeit die nie zuvor gesehene Braut aus seines Vaters Händen. An die Stelle der Liebe traten gemeine Eifersucht des Mannes und dienende Willenlosigkeit der Frau; keine von beiden Naturen konnte sich veredeln; das Bedürfniß des geselligen Zusammenlebens beider Geschlechter wurde nie gefühlt, die Frauen und Mädchen fanden den größten Reiz des Lebens darin, außerhalb der Stadt sich zu schaukeln und dazu zu singen, aber das einfache Vergnügen des Lustwandelns war ihnen verboten.

Und doch war das Leben der Prinzessinnen von Geblüt noch beengter und trauriger. Während in Europa der Glanz der Höfe und der Reiz des Lebens an denselben von den Frauen ausging, viele ihre Rolle der Weiblichkeit mit männlicher Thätigkeit vertauschten, mit ihrer frei gebotenen Hand ein Thron, eine Krone verschenkt, mit ihrem Trauringe sehr oft das Schicksal ganzer Länder und Völker gewechselt wurde, verwelkten und starben die russischen in dem Palaste, wo sie geboren waren. Selten wurden sie ins Ausland verheirathet, da die griechisch orthodoxe Kirche, zu der sie sich bekannten, in Europa für heidnisch galt und keine russische Fürstin ihrem ursprünglichen Glauben untreu geworden ist. Eben so wenig durfte sie an Unterthanen verheirathet werden, obgleich die Zaren ihre Frauen von da nahmen. Dem Volke waren sie nur bei öffentlichen Ceremonien sichtbar, aber selbst den Weg zur Kirche nahmen sie durch einen verdeckten Gang; ihre seltenen Spazierfahrten geschahen im verschlossenen Wagen, wo sie weder sehen, noch gesehen werden konnten, umgeben und überwacht von einer Legion Dienerinnen jeder Art; aber selbst die zu ihrem Hofstaate gehörigen Cavaliere kannten ihre Gebieterinnen selten von Angesicht, sondern nur dem Namen nach, und dienten gleichsam einer unsichtbaren Gottheit. Es blieb den Armen nur die Wahl zwischen Palast und Kloster, aber in dem einen wie in dem anderen mußten sie körperlich und geistig langsam absterben.

Der Zar, in dem sich alle Staatsgewalt unumschränkt und unbezweifelt vereinigte und offen aussprach, galt dem Volke gleich einer Gottheit. Von der thurmähnlichen Höhe seines Palastes zeigte er sein Antlitz nur selten dem auf dem Platze knieenden Volke; selbst die Großwürdenträger seines Hofes berührten mit dem Kopfe den Erdboden, wenn sie ihn im Inneren des Palastes begrüßten. Er galt dem Volke für den unbestrittenen Eigenthümer und Herrn aller Quellen und Reichthümer des Landes. Aber je höher man seine Gewalt, seine Rechte und Befugnisse schätzte, um so größer waren die Ansprüche, die sein Volk an ihn stellte. Aus seinen Kellern mußten täglich hundert Eimer Branntwein, fünfhundert Faß Bier und Meth den Armen der Stadt zufließen, dreitausend Schüsseln Nahrung unter die Armen vertheilt werden, und dies nur an den Wochentagen; an Festen waren die Ansprüche in das Unendliche gesteigert. Die Namenstage der Zaren waren allgemeine Volksfeste, und die Reichen wie die Armen erwarteten Geschenke von der Großmuth des Herrschers; an solchen Tagen wurden selbst die Gefangenen im Kerker bedacht.

Wenn sich der Zar auf den Straßen zeigte, so ging eine Schaar Diener voran, mit Besen in der Hand, um die Wege zu fegen; ihm folgten Schützen, andere Krieger und Bojaren, alle, selbst bei der rauhesten Witterung, entblößten Hauptes. Alle Begegnenden warfen sich zur Erde und bekreuzten sich, den Mann zu sehen, der ihnen vom Himmel als Vater und Erhalter zugesandt war.

Aber an seinem mit unendlichen Schüsseln besetzten Tische speiste er allein, bedient und bewacht von einer zahllosen Schaar Kämmerlinge und Diener. Die Großwürdenträger seines Reichs mußten ihn täglich vor zwölf Uhr grüßen und zu seinen Befehlen im Palaste bleiben.

Zwerge und Hofnarren erheiterten seine Winterabende abwechselnd mit Würfelspiel und Damenbrett. Seine Gemahlin hieß die rechtgläubige Zariza und seine Töchter die wohlgeborenen Zarewnen. Der Mann, der in Bittschriften mit Gott verglichen werden mußte, führte bei seiner Allmacht ein Dasein, das von

allem gesellschaftlichen Reize entblößt war, und die laut- und klanglose Oede seines Schlosses konnte in den Schichten seiner Unterthanen kein geselliges Leben erwecken. Dieselbe Ehrfurcht, die das Volk dem Vater Zar zollte, genoß auch der Patriarch, der Hochheilige genannt. Am Palmsonntage zeigten sich beide Häupter, des Staates und der Kirche, dem Volke gemeinschaftlich. Der Patriarch, auf einem Esel reitend, zog über den Schloßplatz an das Thor der Hauptkirche, und der Zar führte das Thier, das den Heiland nach Jerusalem getragen, an einem rothen Bande.

Da aber dem Hofe des allmächtigen Zaren jeder Reiz des geselligen Lebens mangelte, so würde es eitle Mühe sein, denselben in den anderen Ständen zu suchen. Die reichen, mit Hofwürden bekleideten Männer fühlten nicht einmal das Bedürfniß einer geräumigen, geschmackvollen Wohnung; sie begnügten sich auf dem Lande wie in der Stadt mit niedrigen Blockhäusern, von Schindeln, und noch öfter mit Stroh bedeckt; die Fugen derselben waren mit Moos verstopft, und das Innere enthielt kaum etwas Anderes als hölzerne Bänke und einen einfachen hölzernen Tisch; der einzige Schmuck war ein Heiligenbild. Bei der Mahlzeit bediente man sich nicht einmal allgemein des Messers und der Gabel; die hölzernen Löffel sind noch heutigen Tages nicht ganz außer Gebrauch; freilich mehr als Andenken an die gute alte Zeit, wie die thönernen Gefäße des Agathokles auf dem königlichen Tische.

Erst nachdem im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts das Haus der Romanow den russischen Thron bestiegen hatte und die Kirche nicht mehr im Stande war, fremden Geist und fremde Sitten hinter die Grenzen des Reiches zu bannen, zeigten sich die ersten Einflüsse einer anderen Gesittung, doch zuerst bei dem weiblichen Geschlechte. Zwar wurden die Ehen noch immer durch die Eltern abgeschlossen und sehr oft schon in der Kindheit und Unmündigkeit der späteren Brautleute; die donischen Kosacken kauften, verkauften, verpfändeten die Frauen für zehn bis zwanzig Rubel und betrachteten sie vollkommen als sachliches Eigen-

thum; aber die Frauen der Bojaren erlaubten sich allmälig am Ende der Mahlzeit am Tische des Hausherrn zu erscheinen, den Gästen einen Ehrentrunk anzubieten und mit denselben einige Worte zu wechseln. Die Zarin, welche in gleicher Abgeschiedenheit wie die anderen Frauen gelebt hatte und noch lebte, speiste bisweilen mit dem Zar zusammen. Dies war ein Riesenschritt zur freien Stellung der Frauen in Rußland. Dieser erste Schritt der Frauen zu einer freieren Bewegung führte die Männer der europäischen Gesittung entgegen. Der zweite Romanow, Alexei Michailowitsch, gestattete einem fremden Arzte, seine kranke Gemahlin zu besuchen, aber in einem finsteren Zimmer, und durch ein feines Tuch den Puls zu fühlen. In der Türkei ist dies erst zweihundert Jahre später möglich geworden. Derselbe Fürst wurde von den Erzählungen über die Lustbarkeiten an fremden Höfen so hingerissen, daß er dem Drange nicht widerstehen konnte, Gesang und Ballet an seinem Hofe einzuführen, obgleich Nikon, der einflußreichste und hervorragendste aller Patriarchen, alle Tonwerkzeuge kurz zuvor verbrannt hatte.

In derselben Zeit änderte sich die altrussische Lebensart aber auch durch die Umgestaltung der bisherigen Adels-Verhältnisse, dessen Vorrechte nicht allein eine geordnete Civilverwaltung hinderten, sondern auch durch einen fortgesetzten Rangstreit adeliger Familien untereinander jede kräftige Kriegsführung unmöglich machten. Der Zar Feodor, Sohn und Nachfolger Alexei's, ließ deshalb auf den Rath des aufgeklärten Fürsten Golizyn die adeligen Rangbücher verbrennen und in einer feierlichen Urkunde erklären: „daß Würden und Aemter in Zukunft nicht mehr nach der Geburt und nach der Ahnenzahl verliehen würden, sondern einzig durch persönliches Verdienst zu erlangen seien." Dieser Sieg, den der Souverain über die in lächerlichen Formen erstarrte Gesellschaft davontrug, erklärt die plötzlich folgende Größe und Macht Rußlands, so wie die schnelle Annäherung an Europa. Er beweist nicht allein die Möglichkeit, sondern die Nothwendigkeit von Peters Reformen. Die Gesellschaft mußte sich anders und freier gestalten, nachdem die Fesseln gebrochen waren, die der Entwickelung

derselben Jahrhunderte lang entgegengestanden hatten. Mit der freieren Bewegung der Gesellschaft änderte sich auch die Bauart.

So lange ein Volk in ursprünglichem Zustande der Rohheit bleibt, ist seine Wohnung flüchtig für den ersten Nothbedarf aus Holz gebaut. In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gab es in Rußland wenig Städte, die diesen Namen mit Recht durch ihre Bauart verdienten, denn selbst Moskau zählte wenige steinerne Wohngebäude. Ja, als der Zar Alexei einem seiner hervorragendsten Rathgeber, Matweef, eine würdige Wohnung anweisen wollte, fehlte es der Hauptstadt an Baumaterial; das Volk und die Strelitzen mußten die nöthigen Bausteine aus den Gräbern ihrer Vorfahren abbrechen, um eine dem Range des Mannes entsprechende Wohnung zu errichten. In derselben Zeit erst ließ Fürst Golizyn Moskau mit einigen hundert steinernen Gebäuden schmücken; denn nur der Palast der Zaren, von geschmackloſem Aeußeren und enge und finster in seinem Inneren, und viele Kirchen waren bis dahin von Stein.

Der Geist abendländischer Gesittung drang jetzt auf verschiedenen Wegen in Rußland ein und forderte das Land zum Anschluß an Europa auf. Die Berührung mit Polen, Liefland und Schweden, das größtentheils von Ausländern organisirte und geführte Heer, die aus Frankreich vertriebenen und in Rußland aufgenommenen Protestanten, eine Menge fremder Künstler, Handwerker und Kaufleute, alles das konnte um so weniger ohne Einfluß bleiben, da gerade das russische Volk empfänglicher, gelehriger und nachahmender Natur ist.

Es war auch hier eine Frau, die zuerst die europäische Gesittung offen bekannte, die Zarewna Sophie, des Zaren Alexei Tochter, des genannten Feodor Schwester. Sie suchte offen den belehrenden Umgang mit Männern, sie unterrichtete sich über das ferne Ausland, sie empfing gegen alle bisherige Sitte die Staatsbeamten, gab auswärtigen Gesandten öffentlich Gehör und zeigte sich dem Heere auf offenem Platze; aber im Inneren ihrer Gemächer war sie beschäftigt mit Lesen, Schreiben, ja mit Poesie, und die engen Zimmer verwandelten sich oft in eine Schaubühne,

die von den Musen belebt wurde. Ihr gebührt der Ruhm, das weibliche Geschlecht von den orientalischen Fesseln befreit zu haben, sie erschien zuerst in ihrem Volke mit der Würde, mit der Freiheit der europäischen Frau und rief ihres Gleichen aus den verstäubten Winkeln des Hauses hervor in die Gesellschaft, deren Zierde die kommenden Geschlechter sein sollten. Sie bezeichnet die Morgenröthe des Tages, der mit Peter begann. Es liegt in dieser Erscheinung nichts Räthselhaftes; die Frauennatur erklärt sie vollständig. Die Zarewna wird von dem abendländischen neuen Geiste früher und tiefer ergriffen als die Männer; Sophie spielt für die europäische Gesittung in Rußland dieselbe Rolle, wie einst die beiden genannten Kaiser-Mütter Mammaea und Helene, die Königinnen Chlotilde und Bertha für das Christenthum, ja wie die Großfürstin Olga für den neuen Glauben. Aber die Ironie der Geschichte macht sich auch hier geltend; die Gegner Sophiens und der Aufklärung, die Altrussen, unterstützen den Bruder Peter gegen die Heldin, ohne zu ahnen, daß dieser es sein würde, der den letzten Zusammenhang der Neuzeit mit der Vergangenheit auf ewig abbrechen sollte. Der Zar Feodor, die Zarewna Sophie haben Peters Werk vorbereitet und erleichtert.

Peter der Große fand bei der Ausführung seines in der Geschichte unerhörten Werkes weniger Anregung in der Nation selbst, die er zur europäischen Gesittung erwecken wollte, als in den vorhergegangenen Umständen. Der Geist der europäischen Bildung war bis über die Grenzen vorgeschritten; er begann sich im Heere durch die vielen Ausländer geltend zu machen und mußte zu den mit europäischen Mächten drohenden Kriegen erhalten werden. Er hatte den Zar Feodor gezwungen, die Alles hemmenden Adelsvorrechte im Heere zu vernichten, und dadurch jeder Fähigkeit das Recht und die Gelegenheit verschafft, sich zu entwickeln. Peter der Große konnte und mußte aus allen Schichten der Gesellschaft sich die Männer ungehindert wählen, welche die neue Regung begriffen und thätig unterstützten, ohne nach Ahnenzahl und Glaubensbekenntniß zu fragen. Wir finden daher als seine Jünger und Apostel für den neuen Glauben eine

bunte Gesellschaft auserlesener Kräfte um ihn versammelt. Ein Mann von geringer Abkunft, der Sage nach moskowitischer Pastetenbäcker, Menschikow, verherrlichte Peters Regierung als treuer Freund und Rathgeber im Felde wie im Cabinet, im friedlichen Sommeraufenthalt zu Peterhof und während der Gefahren am Pruth, und der Zar erhebt diesen treuen Emporkömmling zum Feldmarschall, zur Fürstenwürde. Er läßt einen holländischen Judenknaben Schaphirow christlich taufen, erziehen, und ernennt ihn später zum Vicekanzler und Generalpostmeister. Lefort aus Genf, zuerst Kaufmann, dann Militär, wird sein Gesandter, in dessen Gefolge der Zar selbst unerkannt im Auslande reist; derselbe Mann, der Peters empfänglichen Geist besonders für europäische Gesittung zu begeistern wußte, stirbt als Minister, General und Admiral. Ein Candidat der Theologie aus Westphalen, Ostermann, schloß als Reichskanzler den Frieden von Nystadt, und erwarb dem Lande dadurch den rechtmäßigen Besitz zweier europäischen Provinzen, Esthland und Liefland, die eine Pflanzschule von Kriegshelden und Staatsmännern geworden sind. Der Sohn eines lutherischen Küsters aus Moskau, Jaguschinsky, wird Generalprocureur in dem neu gestifteten Senate. Derselbe Mann wurde als Cabinetsminister unter der Kaiserin Anna mit kaiserlichen Ehren im Newsky-Kloster begraben. Ein Portugiese von dunkler Abkunft, Devière, wird in Holland auf einem Kauffahrteischiffe dem Zaren bekannt, und wir finden denselben in Petersburg später als Ober-Polizeimeister und noch später als Hofmeister der Prinzessinnen Anna und Elisabeth. Die junge Wittwe eines schwedischen Offiziers wird seine Lebensgefährtin, Gemahlin, ja nach seinem Tode mit der kaiserlichen Krone als selbstherrschende Gebieterin geschmückt. Der Engländer Gordon, der Franzose Villebois, der Holländer Brande gehören noch in diese Reihe Männer, die dem jungen Zaren hülfreiche Hand leisteten. Aber es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Peter auch in seinem Volke Männer fand, die mit gleicher Begeisterung und Ausdauer, wie er, an dem neuen Werke theilnahmen. Obenan steht Boris Scheremetjew, dessen Familie durch alle Jahrhunderte der

früheren Geschichte glänzt. Dieser eroberte Esthland und Liefland und entschied bei Poltawa. Bei seinem Tode 1719 rief das Volk aus: „Wir haben einen Vater verloren.“ Durch die Namen Scheremetjew, Ramadanovsky, Streschnew, Dolgorucki und viele andere empfing Peters Werk die nationale Weihe; die genannten Ausländer, in Peters Hand die besten Hülfswerkzeuge, hätten ohne diese großen russischen Namen Peters Reformen noch verhaßter gemacht, als sie ohnehin der Menge lange blieben. Man bedauert, daß der größte Mann, den Rußland vor Peter I. gesehen hatte, der Fürst Wassil Wassilewitsch Golizyn, Freund und Rathgeber Alexei's und Sophiens, damals jämmerlich am Eismeere im Exil verkümmerte. Solche Hülfsmittel konnte und mußte Peter anwenden in einem Lande, dessen Zustand ihn zu Reformen zwang, wo eine beinahe fatalistische Gleichgültigkeit den hervorstechendsten Charakterzug des Volkes ausmachte. Peters einzig ungetheilter Ruhm ist eben, die richtigen Mittel zu seinem Werke herausgefunden zu haben, und am bewunderungswürdigsten war der Gedanke, eine neue Stätte für die neue Bildung zu gründen und nur neue Elemente dazu zu gebrauchen. In Moskau, unter dem Eindruck der Erinnerungen an die alte Zeit, wäre selbst mit noch größeren Hülfsmitteln der neue Geist erstickt worden. In Moskau verdammte das kerkerähnliche Schloß, die Terema, den Zaren zu der alten steifen abgeschiedenen Lebensart; in der neuen Residenz, umgeben von neuer, eben erst emporgehobener Gesellschaft, gab der Zar selbst den Ton der neuen Zeit an. Die niederen Schichten des Volkes fühlten sich höher geachtet, als sie Erscheinungen aus ihrer Mitte in der Nähe des Allmächtigen erblickten, und das bisher so verachtete weibliche Geschlecht fühlte sich geschmeichelt und selbstständig durch das Beispiel der Zarewna Sophie und noch mehr durch das Mädchen von Marienburg, das des großen Peters Thron nur kurze Zeit, aber mit Ruhm einnahm. Das schöne Geschlecht mußte sich den bedeutendsten Männern ebenbürtig fühlen, als es erfuhr, daß der Zar, der Ruhm und das Wohl des ganzen Reiches, am Pruth durch den Rath einer Frau gerettet worden war. Ja selbst das ferne Aus-

land hörte mit Staunen, daß Peters Wittwe den durch Leibnitz angeregten Plan einer Akademie wirksam durchführte, während in der heutigen Stadt der Intelligenz, in Berlin, der König seine Verachtung gegen die Akademie dadurch ausdrückte, daß er einen lächerlichen Zeitungsschreiber, Gundling, zum Präsidenten derselben ernannte. Das weibliche Geschlecht erscheint an Peters Hofe als die erste sichtbare Folge der europäischen Gesittung, und der unumschränkte Zar wählte seine Hofdamen nach Geist und Schönheit aus allen Ständen und Nationen, wie seine Generale und Minister. Peter selbst, bei allen bewunderungswürdigen Eigenschaften als Herrscher, ist gegen das weibliche Geschlecht nie Europäer, nie Ritter geworden; in den Strafen, die das alte Moskau geschaffen, machte er keinen Unterschied beim zarten Geschlechte, und die Knute traf einen weiblichen Rücken, wo eine einfache Entfernung aus dem Palaste hinreichende Züchtigung gewesen wäre. Aber es ist bezeichnend, daß wir unter den Hofdamen die Tochter eines deutschen Pfarrers finden: Frau v. Villebois, geb. Glück, so wie die Schwester eines französischen Weinhändlers, Frau v. Kaiserling, geb. Mons de la Croix, eine Gefangene aus Narwa, Anna Cramer, die bis nach Kasan, und von da nach Petersburg zurück gebracht und an den Hof versetzt wurde, und ferner eine schöne Engländerin, Lady Hamilton, von unbedeutender Herkunft.

In Petersburg wie in Peterhof erschienen Kaiserin und Großfürstinnen vor dem Publicum in ausländischer Tracht, geschmackvoll, aber einfach, nach französischen Mustern frisiri, begleitet von Kammerherren und Hofdamen, doch ohne die Legion gemeiner Diener, die sonst selbst den Bojaren begleiteten. Während der Hof Katharinens und ihrer Töchter an andere europäische Höfe erinnerte, konnte Peter, der Urheber aller Verwandlungen, doch im Aeußeren den alten Moskowiter nicht verläugnen. Seine Umgebung bildeten ebenso Generale und Minister wie gewöhnliche Denschtschicks (Militairdiener), und die Letzteren standen bei ihm in demselben Ansehen wie die Ersteren. Das weibliche Geschlecht ging der europäischen Gesittung leichter entgegen als das männliche, und unterstützte Peters Pläne mit offener Zuvorkommen-

heit. Die ausländiſchen Trachten fanden großen Beifall, und die Freiheit, in der Geſellſchaft der Männer zu erſcheinen, zu glänzen, feuerte daſſelbe an, außer der Tracht ſich auch die ausländiſchen Sprachen anzueignen, und mit denſelben eine europäiſche Denkart. Peter mußte ſein Volk gleichſam zur Geſelligkeit zwingen und befahl die Einführung von Aſſembléen mit der Erklärung, daß man darunter eine Anzahl Menſchen beiderlei Geſchlechts verſtehe, die ſich zum Vergnügen und Zeitvertreib verſammeln. Er beſtimmte die Stunde und Dauer der Zuſammenkünfte und befahl, daß der Wirth Stühle, Beleuchtung, Getränke, auch Spiele für ſeine Gäſte bereit halte; er gab auch die Erlaubniß, in der Geſellſchaft zu gehen, zu ſitzen, wie auch zu ſtehen. Es wurde aber ſchon zu Peters Zeiten getanzt, geſpielt ganz in europäiſchem Style, von den Frauen Plumpſack geſpielt, und das Feſt endigte meiſt mit einem guten Rauſche der Männer, den nur die Gegenwart der Frauen nicht bis zur altruſſiſchen Höhe kommen ließ. Den nach Peterhof eingeladenen Hofcavalieren verbot Peter, ſich mit ſchmutzigen Stiefeln zu Bette zu legen.

Peter begriff, daß ohne die Frauen und deren bildenden Einfluß auf die Männer ſein Werk nie europäiſch gedeihen würde und ſtiftete ſeiner Gemahlin zu Ehren und dem ganzen zarten Geſchlechte zur Aufmunterung und Nacheiferung den Katharinenorden. Es iſt, als ob er geahnt hätte, daß der allwaltende Genius der Geſchichte nach ihm bis zum Ende des Jahrhunderts faſt ausſchließlich weibliche Regierungen beſtimmte, um das Geſchlecht, das wir als den Träger der neuen Geſittung bezeichnet haben, in ſeinem neuen weltgeſchichtlichen Berufe zu ehren und von der Nation anerkennen zu laſſen. Die Anfeindung von Peters Reformen hatte ihr Hauptgewicht nie unter den Frauen, ſondern in ſeinem eigenen Sohne und der Geiſtlichkeit. Hätte das Schickſal es ſo gefügt, daß nach Peter der Europa feindliche Alexei und deſſen männliche Nachkommen das nächſte Jahrhundert ausgefüllt hätten, die neuen Einrichtungen wären mit Peters Tode für ewig zu Grunde gegangen. Einzig in

der ganzen Weltgeschichte ist der Fall, daß acht Jahrhunderte eines Volkes dahin schwinden ohne die geringste Theilnahme der Frauen an der Geschichte, und daß das darauf folgende nur unter weiblicher Leitung glücklich und glorreich zu Ende geht. Die Verbindung Alexei's mit einer deutschen Prinzessin, Charlotte Christiane Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel, gründete das Prinzip der Ebenbürtigkeit; für Rußland ein kühner Schritt, aber augenblicklich ohne wohlthätige Wirkung auf den vorurtheilskranken Thronfolger, und für die altrussische Partei gewiß eben so ungünstig in seinen Folgen. Der Sprößling dieser Ehe reifte nicht zu dem Alter seines Vaters, und der neugebaute Thron an der Newa kam an eine russische Fürstin, die aber den größeren Theil ihres Lebens in Kurland verbracht hatte und den Petersburger Hof nun zu einem deutschen umgestaltete. Peters Tochter, Elisabeth, schaffte die Todesstrafe ab, stiftete durch Iwan Schuwalow die Universität Moskau und verpflanzte dadurch europäisches Leben in die Mutterstadt des Altrussenthums; an ihrem Hofe herrschte die französische Sprache neben mancher asiatischen Sitte. Aber die vierte Kaiserin gab dem Hofe und dem Reiche einen wahrhaft europäischen Glanz, dem Volke ein größeres Selbstbewußtsein und eine hohe politische Bedeutung und dem weiblichen Geschlechte eine solche Bildung, daß es in derselben mit dem übrigen Europa wetteifern und der Akademie einen Präsidenten eben so leicht aus seiner Mitte stellen konnte, wie es aus dem männlichen möglich war.

Die neue Hauptstadt bestand aber in jeder Hinsicht aus fremdartigen Elementen und war ihrer älteren Schwester schon in der Wiege um mehr als ein Jahrhundert vorangeschritten. Neue Männer, neue Frauen, neue Bauart! Alles deutete an, daß man mit der Vergangenheit gebrochen; es schien, als ob man an der Newa nicht allein in einem anderen Jahrhundert als in Moskau, sondern in einem weit von Rußland entfernten Lande lebe. Die Menge plötzlich aufgetauchter Größen im Felde wie im Cabinete, die hervorragenden Ausländer, die rege Theilnahme der Frauen, die kühne Unternehmungslust in allen Zweigen des

Staatslebens, das abenteuerliche Glück, das keck und blind eine überwiegende Rolle spielte, alles dies mußte an der Newa einen eigenthümlichen Geist der Gesellschaft hervorrufen, der diese Stadt nicht allein in Rußland, sondern auch gegenüber anderen europäischen Städten kennzeichnete. Der trostlose Winter und der nordische Sommer, wie sie dort die Armuth der Natur verrathen, zwangen die Bewohner zur Häuslichkeit, zur anmuthigen Geselligkeit, und da allmälig die Reichthümer aus allen Quellen des Reiches dort zusammenflossen, so wetteiferte der Reiz des geselligen Lebens nicht nur mit dem Auslande, sondern übertraf am Ende des Jahrhunderts dasselbe in den stattlichen Hauseinrichtungen, in der offensten Gastfreundschaft.

Die Baukunst verdunkelte in der plötzlich hervorgezauberten Stadt die sieben Wunderwerke der alten Welt, und die Reisenden erzählten, daß man Petersburg nicht etwa wie Neapel sehen müsse, um dort zu sterben, sondern um dort zu leben. Die fürstlichen Paläste athmeten einen freieren Geist in ihrem Inneren; ihre Wände schmückten sich mit den schönsten Meisterwerken der italienischen und niederländischen Kunst und erklangen von ausländischen Orchestern; die Pflanzen aller Welttheile, die im Inneren dufteten, spiegelten den nordischen Winter nur außerhalb der Fenster ab und versetzten den Gast mit Hülfe des Ofens in ein südliches Klima. Der Winterpalast der Kaiserin Katharina sah die bedeutendsten Männer Rußlands und Europa's, alle Musen belebten denselben mit Gesang und Tanz, mit Kunst und Wissenschaft, mit Witz und Laune, mit Ernst und Scherz, und die Herrscherin, welche das Volk die Mutter Katharina nannte, fand nach ihren Sorgen für das Reich noch Zeit, den Lustspielen ihrer eigenen Hand in der Eremitage beizuwohnen, den Rechten ihres Herzens eine Stunde zu gönnen und den Mann zur öffentlichen Anerkennung zu bringen, dessen Genie diese neue Welt geschaffen, aber nur in der Wiege gesehen hatte. Es ist nicht nöthig, hier der politischen Macht zu gedenken, die Rußland am Ende des Jahrhunderts erreicht hatte; denn nicht allein der russische Kriegsruhm hallte durch Europa, auch die junge Akademie

trat mit den anderen europäischen würdig in die Schranken. Mit diesem Jahrhundert waren eine Reihe Familien erweckt, deren Namen zuvor still in allen Schichten des Volkes geschlummert hatten, jetzt aber an Thatkraft und Ruhm die alten entschlafenen Bojaren überstrahlten. Es bildete sich in Petersburg eine Aristokratie des Verdienstes, des Talentes, ja selbst des glücklichen Emporkommens, deren Geist nichts mit dem Zeitalter der letzten Rurik gemein hatte. Die Frauen waren jetzt allmächtiger als einst die Zaren Iwan der Dritte und Vierte; die List und Gewandtheit des zarten Geschlechts belebten, förderten, spornten an auf der einen Seite, hinderten, lähmten die Thätigkeit andererseits, und galten für eine nicht zu verachtende geheime Macht. Der Ruhm der Inländer und Ausländer, die bis zu Elisabeths Zeiten die neue Welt genährt und gestützt hatten, erweckte die Nacheiferung der Eingeborenen, und von da an glänzten neue russische Namen mit neuer Kraft, und gründeten hervorragende Familien, die sich den ältesten ebenbürtig an die Seite stellten. Die berühmten Namen Rasumowsky, Besborodko, Sawadowsky, die Ausländer Lazarew und Kutaizow gehören ihrem Ursprunge nach alle dem achtzehnten Jahrhundert an.

Aber der altrussische Adel blieb nicht hinter seiner Zeit zurück und verherrlichte dieselbe mit den glänzenden Namen der Schuwalow, Woronzow, Orlof, Panin, Trubetzkoi, Wasiltschikof und vieler anderer. Die Gesellschaft Petersburgs hatte schon vor dem asiatischen Barte auch den Zopf der Vorurtheile des altherkömmlichen Rechtes abgelegt, und die neue Rangaristokratie stand mehr auf demokratischen Füßen, als die damaligen Republiken der Schweiz und Holland. Die Männer bedienten sich mit Erfolg der Weiberkünste zu ihrem Fortkommen, wenn Verstand und Bildung ihnen abging. So waren die verschiedensten Elemente untereinander im Wettstreit, in Gährung, und trieben die Gesellschaft rastlos weiter. Diese nahm beständig neue Elemente in sich auf, verarbeitete sie aber ganz nach ihrem Schnitt und in ihrem Geiste. Die slavischen Völker haben nicht die schöpferische Phantasie der romanischen und germanischen, sie

beobachten aber schärfer als die anderen, glänzen mehr durch Witz als durch Scharfsinn und Tiefe des Urtheils, erkennen leichter die Mängel als die Vorzüge anderer, welche letzteren sie sich still und leicht anzueignen wissen. Petersburg war daher schon zur Zeit der zweiten Katharina die höchste und vollendetste Schule der gesellschaftlichen Bildung, und die Kaiserin selbst hielt den Europäer für vollendet, an dem Petersburg Nichts auszusetzen, ja Nichts zu verspotten fand. Die Kaiserin selbst war wohl in dem damaligen Europa das vollendetste Muster des geselligen Umgangs, und ihre anmuthige, würdevolle Persönlichkeit hat auf die Verfeinerung der Sitten eines zurückgebliebenen Volkes mehr gewirkt, als ganze Gesetzbücher. Franzosen und Deutsche, Italiener und Engländer kamen aus ihrer Nähe wie bezaubert zurück. Bei ihrem Tode war Rußland eng in die Weltgeschichte verflochten, und das weibliche Geschlecht strahlte in einem Glanze von Bildung, dem das männliche nur nachzustreben brauchte. Das scheidende Jahrhundert erblickte an der Newa eine glänzende Hauptstadt, wo der Anfang nur Fischerhütten gesehen, eine Nation zum Denken erwacht, die zuvor in asiatischer Abgeschiedenheit geschlummert, eine Menge glorreicher Frauennamen, wo das weibliche Geschlecht zuvor in sklavischen Diensten verkümmert war, eine Reihe Feldherrn und Staatsmänner, die selbst Europa in die Schranken riefen, ein Reich, dem Staunen und Bewunderung gebührte. Es war das Jahrhundert der Frauen. Peter hatte den Katharinenorden für die Frauen gestiftet, Katharina that ein Gleiches für die Männer; sie stiftete den Georgenorden für ritterliche Thaten im Felde, den Wladimirorden für Auszeichnung im Staate.

Bei allem Glanze, womit die vier Kaiserinnen das Scepter durch siebenzig Jahre hindurch geführt hatten, fehlte dem Petersburger Hofe das wichtigste Element des gesitteten Lebens, der häusliche Heerd der Familie. Das ganze Jahrhundert war dazu bestimmt, die russische Nation vom asiatischen Boden auf den europäischen zu verpflanzen, sie hier einwurzeln zu lassen; die Aufgabe des nächsten war, sie auf dem neuen Boden groß zu ziehen.

Die Frauen hatten nach ihrer Freilassung sich mit eben so viel Geist und Liebenswürdigkeit auf dem neuen Boden gezeigt wie die germanischen und romanischen; die Geschichte gönnte ihrem Freiheitsrausche gewisse Flitterwochen, die aber mit der Zeit endigen mußten. Die Kaiserin Katharina hinterließ ihren Nachfolgerinnen die principielle Aufgabe der systematischen Erziehung des weiblichen Geschlechts im europäischen Sinne; sie begriff, daß die nächsten Generationen von Müttern abstammen müßten, die nicht der Zufall, sondern die Schule im strengsten Sinne des Worts erzogen habe, und daß an der Spitze einer solchen Pflanzschule europäischen Lebens eine Kaiserin, eine Prinzessin von Geblüt stehen und dieselbe leiten müsse. Sie stiftete daher gleich zu Anfang ihrer Regierung eine weibliche Erziehungsanstalt, gewöhnlich das Jungfrauenkloster zu Smolna in Petersburg genannt, die für das Reich von nicht geringerer Bedeutung war, als Universitäten und Kriegsschulen.

Aber auch hier mußten Vorurtheile bekämpft und überwunden werden. Das häusliche Leben der russischen Familien, selbst in Petersburg, wechselte ab zwischen strengen Fasten und reichbesetzten Tischen; man hielt auf das Eine wie auf das Andere, auf die Fasten aber besonders für die Jugend. In der Voraussetzung, daß in der Erziehungsanstalt die Fasten vermindert würden, sträubten sich anfangs die Eltern, ihre Töchter aus dem Hause zu entlassen. Einen besonderen Dank verdienen daher jene zehn oder zwölf Familien, die sich entschlossen, mit gutem Beispiele den anderen voranzugehen. Katharina beglückte die klösterlich abgeschiedene Jugend oft mit ihrer Gegenwart, ihrem Hofstaate, lud die Eltern zu Abendunterhaltungen dahin ein, und in Kurzem reichten die anfangs leeren Räume kaum hin, die lernbegierige Jugend aufzunehmen. Unterricht und Erziehung war ausländischen Frauen anvertraut, in deren Umgange manches Altmodische sich verwischte und der Geist der neuen Gesittung sich rein und tief einprägte. Die Kaiserin hatte die Freude, zwanzig Jahre ihrer Regierung hindurch Frauen der vollendetsten Bildung an ihrem Hofe zu empfangen, die sie in den ersten zehn

Jahren selbst erzogen hatte. Es bedarf keiner besonderen Betonung, daß der Einfluß derselben auf die Männer nur ein veredelnder sein konnte, und daß bald eine ähnliche Verehrung des weiblichen Geschlechts erfolgte, wie sie unter den Germanen Sitte. Mit gleicher Liebe wachte die Kaiserin über die Erziehung ihrer Enkel und Enkelinnen, die später durch Anstand und Geist den protestantischen Goethe wie die hervorragendsten Katholiken im Auslande in Erstaunen setzten.

Nach vier Kaiserinnen, von denen eine als Jungfrau, drei als Wittwen regiert hatten, bestieg endlich ein Familienvater, Kaiser Paul I., den Thron. Katharinens Glanz erlosch, das Winterpalais verstummte, obgleich der Selbstherrscher mit seiner großen Familie es bewohnte; allen Ständen der Hauptstadt und des Reiches war zu Muthe, als ob die Zeiten des schrecklichen Iwan zurückgekehrt seien. Jedenfalls war die Frauenherrschaft zu Ende, und das Scepter einer so ganz anders gearteten Herrschaft mußte doppelt fühlbar werden. Aber Paul hinterließ dem neuen Jahrhundert unter seinen vier Söhnen zwei gewaltige und glorreiche Herrscher und eine Kaiserin-Wittwe, die, obgleich keine Tochter des großen Reiches, ihrem Geschlechte eine wahre Mutter geworden ist. Der europäische Glanz des Petersburger Hofes erwachte aber auch unter dem ersten Alexander nicht wieder, und der ganzen so glorreichen Regierung dieses Kaisers fehlte das Familienleben, das vom Throne seines Bruders Nikolai herab ein leuchtendes Beispiel für das ganze Volk gewesen ist. Die vier Kaiserinnen, auch Paul I., hatten während ihrer Regierung die Grenzen des Reiches nie überschritten; das neunzehnte Jahrhundert stellte andere Verhältnisse auf; das Kriegsgetümmel und die Friedenscongresse riefen den jungen Kaiser in die Mitte Europa's, dessen Grenzen Peter der Große hundert Jahre früher nur mühsam erreicht hatte. Alexander flößte nicht allein Bewunderung seiner humanen Persönlichkeit, sondern auch Ehrfurcht vor der Macht seines Reiches und seiner eigenen Selbstbeherrschung ein. Er begnügte sich mit dem Ruhm eines Friedensrichters von Europa, obgleich seine Waffen von der Asche Moskau's aus bis in das

rathlose Paris drangen und halbasiatische Völker unter seinem milden Auge mehr Zucht und Anstand verkündeten, als die civilisirten Franzosen in Deutschland. Nachdem Alexander Europa gesehen und beruhigt zurückgelassen, kehrte er in seine nordische Hauptstadt zurück. Aber auch jetzt nicht, im tiefsten Frieden, erwachte der alte Glanz des Hofes wieder, und der Mann, der als Sieger triumphirend in Paris eingezogen war, lebte mit der Stille eines Privatmannes abwechselnd an der Newa und in dem abgeschiedenen Landschlosse von Zarskoe-Selo. Was das Geschick dem Kaiser Paul in so hohem Maße gegönnt hatte, das Glück einer großen blühenden Familie, das war Alexander und seinem Bruder Konstantin versagt. Alexander hatte schon zu Pauls Zeiten von seiner Thronentsagung gesprochen, sich in Europa's Mitte am Rhein einen stillen Landsitz gewünscht und dadurch den offensten Ueberdruß an einem geräuschvollen Hofleben geäußert; kein Wunder, wenn er dasselbe auch jetzt entschieden mied und floh.

Während Napoleons Uebermuth im Glücke aller Grenzen gespottet und ihm den sicheren Sturz bereitet hatte, bemächtigte sich Alexanders eine tiefe Wehmuth, die alles irdische Glück verachtete und sich in stillen Betrachtungen gefiel. Während Napoleon in seiner Gefangenschaft nur den einen Gedanken des Entkommens hegte, trug Alexander auch noch jetzt in der majestätischen Einsamkeit von Zarskoe-Selo den schönen Traum einer Thronentsagung mit sich herum. In ähnlicher Abgeschiedenheit von der Welt lebte auch seine Gemahlin, die Kaiserin Elisabeth; ihre bescheidene Natur und die Verhältnisse hatten in ihr eine Aengstlichkeit und Schüchternheit ausgebildet, die nur Wenigen erlaubte, sich dieser seltenen Frau zu nähern. Als Prinzessin eines kleinen deutschen Staates, eines kleinen deutschen Hofes geboren, waren ihre Ansprüche von jeher bescheiden, ja beschränkt gewesen und dies in Rußland geblieben; ihr Gemüth sträubte sich gegen den Glanz, den sie als Kaiserin verbreiten sollte, und es ergriff sie zuletzt das sonderbare Vorurtheil, als ob ihrer Liebe und Neigung, wohin sie dieselben auch tragen möge, ein Mißgeschick sicher nachfolge. Der Gedanke,

daß ihr Schooß nicht so gesegnet gewesen wie der der Kaiserin-Mutter, nagte besonders an ihr, und so fand sie sich fremd in fremdem Lande wie eine welkende Blume. Eine englische Gesellschafterin, Madame Pitt, der herrliche Historiker Karamsin und ein Hoffräulein Woluief bildeten den kleinen Kreis ihres stillen Umganges. Wenig Andere hatten das Glück, sich ihr zu nahen und in stiller, ja karger Unterhaltung den Schatz hoher Bildung und eines tiefen Gemüths zu ahnen, den sie in sich barg. Die Galerie der Romanow in der Eremitage des Winterpalastes zeigt die genannten Kaiserinnen alle in Lebensgröße von ausgezeichneter Hand; neben der klugen Katharina der Ersten steht matronenhaft Anna; es folgt die lebensfrohe Elisabeth, die Selbstherrscherin Katharina die Zweite, Maria Feodorowna, die junge liebreizende, und zuletzt neben Alexander die genannte Elisabeth, gleich den Anderen in majestätischer Würde, doch stiller zwangloser Entsagung, nicht ganz ohne Spuren eines tiefen Kummers. Alle diese Bilder fesseln nicht allein durch die Meisterhand, die sie hinstellte, sondern auch durch den Charakter, der aus den Zügen spricht. Und wenn die zweite Katharina selbst im Bilde, wie im Leben, zur Bewunderung hinreißt, so erweckt Elisabeth eine stille, aber dauernde Theilnahme; man zollt ihr nach dem Tode, was ihr das Leben versagte.

Der Glanz des kaiserlichen Hofes in Petersburg, ebenso wichtig wie das panem et circenses bei den Römern, wurde nur einigermaßen noch von der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna vertreten. Sie zeigte sich der Stadt täglich im sechsspännigen Wagen, begleitet von Husaren und Pagen, und zwar so sicher zu bestimmten Stunden in den Hauptstraßen, daß der gemeine Mann nach ihren Fahrten die Uhr stellen konnte. Die Thätigkeit dieser Kaiser- und Landesmutter war aber ohne Beispiel. Der frühe Morgen sah sie täglich in voller Toilette schon am Schreibtische, beschäftigt, alle Berichte über die Menge weiblicher Anstalten, die unter ihrer Leitung standen, selbst zu lesen, Bemerkungen hinzuzufügen, die Wünsche der Eltern, die Rathschläge der Lehrer kennen zu lernen; ja sie verschmähte es nicht,

Briefe der Zöglinge zu durchblättern und deren Bedürfnissen mit mütterlicher Liebe entgegen zu kommen. Aber die täglichen Besuche in den Anstalten ausgenommen, war auch zwischen dieser Kaiserin und der Stadt wenig Berührung; selten erschienen Mitglieder der regierenden Familie im Theater, und das Publicum pflegte die Erscheinung wie ein Fest zu begrüßen und empfing dieselben stehend und mit Musik. Die Abendgesellschaften der Kaiserin-Mutter waren geistreich und zwanglos belebt, aber klein, und konnten auf das gesellige Leben der Stadt keine Wirkung ausüben.

Je stiller damals der kaiserliche Hof lebte, um so geräuschvoller und glänzender war die Gesellschaft der Stadt, und die letzten Regierungsjahre Alexanders zeigen Petersburg nicht allein in einem europäischen, sondern französischen Lichte. Die russische Sprache war aus dem Umgange der gebildeten Classen ganz verbannt in den Dienst und den kleinen Handel und Wandel, und die neuesten Werke von der Seine schmückten die Tische der Herren und der Frauen. Kein Wunder, daß das Jahr 1812, wo an der Newa nur vaterländisch gesprochen werden sollte, Viele in Verlegenheit setzte. Erziehung und Unterricht waren meist in ausländischen, besonders französischen Händen; in der vortrefflichsten Anstalt des ganzen Reiches, in dem Wassercommunicationscorps, durften alle Wissenschaften nur französisch gelehrt werden. Ein Graf Orlof schrieb Memoiren über das Königreich Neapel in französischer Sprache ebenso fließend, wie Oulibischef die Biographie Mozarts. Aber in vielen Sälen der stattlichen Paläste tönte auch die classische Musik der deutschen Meister und es fehlte unter den Liebhabern nicht an ausübenden Künstlern, die ihr Talent mit ausländischen messen konnten. Musik galt nach der französischen Sprache für ein wichtiges Element der europäischen Erziehung, und die Russen sind den Engländern und Franzosen jedenfalls darin vorangeeilt. Der offene Sinn der slavischen Völker für Musik ist bekannt; auch Kaiser Alexander pflegte in jüngeren Jahren Abende mit der Violine auszufüllen; seine Liebhaberei für dies Instrument war so bekannt, daß Beethoven ihm

drei Sonaten widmete. Dieser Umstand zog nach Herstellung des europäischen Friedens Künstler aller Gattungen an die Newa. Russische Fürsten und Grafen zeigten sich der deutschen Muse gegenüber als großmüthige Beschützer. Unter ihnen zog Bortnjansky die Bewunderung seiner vaterländischen Zeitgenossen auf sich durch geistliche Musiken, die dem Geiste der griechischen Kirche ganz entsprachen und doch ein abendländisches Gewand trugen. Aber auch die Nationalliteratur brach damals kräftig durch die französische Oberfläche hindurch, wiewohl die ersten Keime derselben schon zu Elisabeths Zeiten aufgeblüht waren. Eine Wirkung auf die allgemeine Volksbildung scheinen im achtzehnten Jahrhundert zuerst Sumarokof und Derschawin ausgeübt zu haben, dessen Ode an Gott mehr eine östliche Richtung in ihrer Verbreitung nahm. Der erste Mann, der durch seine Schriften Anklang in der Nation und Beachtung im Auslande erregte, war Karamsin, dem Kaiser Alexander nahe befreundet und der beständige Gesellschafter der Kaiserin Elisabeth, Alexanders Gemahlin. Sein Geschichtswerk lenkte die Leser zuerst von der ausschließlichen französischen Lectüre auf sich, nicht allein durch den nationalen Inhalt, sondern auch durch eine würdige Form der Darstellung und eine leichte, fließende Sprache. Karamsin war nicht trockener Gelehrter, sondern er hatte die Welt mit eignen Augen gesehen, war in Frankreich wie Anacharsis in Griechenland erschienen; er verband mit europäischer Bildung und Umsicht auch den Geist der Nation, der er angehörte, und belebte dieselbe durch seine Schriften mit einem gewissen Selbstgefühl. Die russische Gesellschaft fühlte sich selbst geehrt, als sie diesen geistvollen Mann von Fürst und Volk mit der größten Anerkennung belohnt sah. Fast gleichzeitig mit Karamsin trat der Fabeldichter Krilof auf und wirkte mit einer kernigen Volkssprache vielleicht noch tiefer und weiter greifend auf die Bildung seiner Zeit, als der Historiker. Er wurde in seiner Dichtung durch die Kürze der russischen Sprichwörter unterstützt, an denen die Nation vorzugsweise reich ist. Krilofs Verdienst war um so größer, als die Fabel viele Meinungen versteckt aussprechen durfte, welche die Censur und die geheime Polizei in einem

unumschränkt regierten Staate verbieten. Die dem Charakter der Russen so eigenthümliche Ironie fand Gelegenheit, in dieser Form sich Luft zu machen, und Krilof durfte sich um so mehr Freiheit erlauben, als sein Wesen, national-eigenthümlich, ihn von den höheren Kreisen der Gesellschaft entfernt hielt und seine Lebensart nichts weniger als europäisch war. Er wurde der erste wahrhaft volksthümliche Schriftsteller, von einem ähnlichen Einfluß wie Gellert in Deutschland. Mit Recht sagte bei seinem Begräbniß ein freimüthiger Prediger zu dem anwesenden gesternten Gefolge: „Nicht Sie erweisen ihm eine Ehre, sondern er hat dem Vaterlande Ehre gemacht."

Von noch größerer Bedeutung für jene Zeit in der Literatur war Joukowsky. Schon seit dem Anfange des Jahrhunderts der Nation durch seine Kriegslieder und lyrischen Gedichte rühmlichst bekannt, späterhin mehr von der deutschen Literatur begeistert, strebte er danach, die Meisterwerke nicht allein Deutschlands, sondern auch der Hellenen unter seiner Nation bekannt zu machen, und weckte dadurch den Geschmack an der allgemeinen Literatur der Menschheit, indem er den Weg zeigte, den die Deutschen und Engländer vorzugsweise durch Alterthum und Mittelalter genommen hatten, um zu einer nationalen Literatur zu gelangen. Doch beschränkte sich der Wirkungskreis dieser drei Männer wenigstens für den Augenblick auf gewisse Schichten der Gesellschaft der beiden Hauptstädte.

Während diese Männer durch ihre Talente hervorragten, glänzte die Hauptstadt selbst in einem besonderen Lichte; die höchsten Zirkel der Gesellschaft waren ganz französisch auf der Oberfläche ihrer Erscheinung, in ihren nächsten tieferen Schichten ganz europäisch mit wenig nationaler Beimischung; denn das national Beengende und Provinziale verschwand in den geschmeidigen Formen, dem feinen Style der Gesellschaft und der Gastfreundlichkeit, womit der Fremde und Einheimische angezogen und festgehalten wurden. Petersburg wetteiferte mit Paris in Witz, Ironie und heiterer Plauderei und übertraf Berlin an Glanz und Reichthum seiner häuslichen und geselligen Einrichtung. Die

ruſſiſchen Frauen der höchſten Kreiſe konnten an Bildung, Geiſt, Anmuth, Geſchmack ihrer Kleidung, an vielſeitigen Talenten, Sprachkenntniſſen und anziehender Liebenswürdigkeit das übrige Europa herausfordern. Die Helden Miloradowitſch, Waſiltſchikof, Tſchernitſchew, Benkendorf, die ihre Namen in Frankreichs Stammbuch eingeſchrieben hatten, brachten ein ritterliches Element in die Geſellſchaft, und bei der gerühmten Anmuth der Frauen erwachte ein romantiſcher Anklang an ferne Zeiten des Mittelalters. So war der Geiſt der Hauptſtadt, in welche 1817 die preußiſche Prinzeſſin Charlotte einzog, ohne zu ahnen, daß ſie fünf und dreißig Jahre lang den Thron als Kaiſerin ſchmücken würde.

Zweites Kapitel.

Kindheit und Jugend.

Die Erziehung des Großfürsten Nikolai in Gatschina, der Prinzessin Charlotte in Königsberg und Berlin. — Königin Louise. — Reise der Prinzessin nach Petersburg.

Die zweite Ehe des Kaisers Paul mit Maria Feodorowna von Württemberg war noch vor seiner Thronbesteigung von neun Kindern gesegnet; nach den beiden ältesten Söhnen, den Großfürsten Alexander und Konstantin, folgten in ununterbrochener Reihe sechs Töchter und im Jahre 1796, kurz vor Katharinens Tode, ein dritter Sohn, der Großfürst Nikolai. Die selbstherrschende Kaiserin überwachte die Erziehung ihrer Enkel und Enkelinnen nicht allein mit der Sorgfalt einer Mutter, sondern mit dem allumfassenden Geiste eines Mannes. Sie besuchte die Wohnungen aller ihrer Großkinder täglich, und ihren scharfen Blicken entging nicht der kleinste Fehler in Toilette, Haltung oder Sprache. Eine Stunde Unterhaltung mit dieser Fürstin voll Würde, Anmuth und sprudelndem Geiste zeigte das Ideal weiblicher Bildung jener Zeit. Sie lernte aus ihrem Briefwechsel mit deutschen und französischen Gelehrten alle Ansichten jener Zeit über Erziehung kennen, prüfte dieselben reiflich und ging selbst von dem Grundsatze aus, den gesunden Menschenverstand mit dem Herzen gleichzeitig in der Jugend auszubilden, statt das Gedächtniß mit todten Kenntnissen zu überladen.

In Frankreich erschien um das Jahr 1780 ein Werk über weibliche Erziehung unter dem Titel: „Emiliens Unterhaltungen." Die Kaiserin fand ihre eigenen Ansichten darin ausgesprochen und beschloß daher dies Buch der Erziehung ihrer Enkelinnen zu Grunde zu legen. Sie mußte erstaunt, ja freudig stolz sein, als zwei Jahre später die französische Akademie diesem Werke vor allen anderen den Preis zuerkannte. Es war derselben Kaiserin Verdienst, daß Basedow's Verbesserungen der Erziehungsmethode in Deutschland durch große Kämpfe siegreich durchdrangen; denn sie hatte den feurigen Mann mit ihrem Ansehen und ihrem Gelde unterstützt. Für die Erziehung ihrer beiden Enkel, der Großfürsten Alexander und Konstantin, schrieb sie eigenhändig einen Unterrichtsplan auf und wählte zur Durchführung desselben den (späteren Fürsten) Soltikow, einen durch Geist, Humanität, Kenntnisse und Kriegserfahrungen wie durch Reisen ausgezeichneten Mann, und neben demselben den Schweizer Obersten Laharpe. Für ihre Enkelinnen wählte sie die spätere Fürstin Lieven, geborene von Posse, aus Liefland. Diese Dame besaß durchaus nicht den feinen Gesellschaftston, der den Hof der Kaiserin so sehr auszeichnete; ihr Erscheinen hatte in jener Welt der Höflinge sogar etwas Befremdendes; aber die Kaiserin erkannte in ihr, was sie suchte, gesunden Menschenverstand, Mutterwitz, ein tiefes, reiches Gemüth, ein treues Pflichtgefühl; die Vereinigung solcher Eigenschaften erwarb ihr der Kaiserin höchstes Vertrauen und sie besaß und verdiente dasselbe unter vier verschiedenen Regierungen. Von Katharinen wurde sie zur Staatsdame, vom Kaiser Paul zur Gräfin und endlich vom Kaiser Nikolai zur Fürstin ernannt. Sie blieb durch alle Regierungen hindurch Gegenstand der allgemeinsten Verehrung, die kaum geringer war als die, welche man kaiserlichen Personen zollte. Man sagte von ihr: sie habe nie einen Feind gehabt und keinen Freund je verloren.

Die Zeit, in welche die wichtigste Entwickelung der beiden Großfürsten fiel, war die glänzendste und freisinnigste der Kaiserin und der Petersburger Gesellschaft. Man folgte an der Newa den großen Umwälzungen an der Seine mit stillem Beifall, und

über die Erstürmung der Bastille konnte man sogar einen gewissen Jubel nicht zurückhalten. Unter Aufsicht der genannten Männer und bei solchen Einflüssen der Zeitereignisse mußte sich in dem jungen Großfürsten Alexander von selbst die Aufgabe gestalten, die philanthropischen Ansichten des Jahrhunderts vom Throne herab zu verwirklichen. Der Fürst Potemkin sah den jungen Großfürsten 1791 und sagte der Kaiserin mit Thränen im Auge: „Er ist ein Engel, er ist der Prinz meines Herzens, zum Glück des Reiches geboren und erzogen." Dieser Großfürst wurde aber schon in einem Alter verheirathet, das man in Deutschland und England noch nicht reif für Universitätsstudien findet, geschweige für einen selbstständigen Haushalt; auch der zweite Enkel, der Großfürst Konstantin, wurde nach zwei Jahren ebenso jung wie sein Bruder verheirathet. Man erklärt sich dies sonderbare Verfahren der großen Frau nur dadurch, daß ihr die Zukunft des Thrones durch zwei Großfürsten nicht hinlänglich gesichert schien. Um so größer war die Freude und das Staunen der Kaiserin, als im Jahre 1796 noch ein dritter Enkel, der Großfürst Nikolai, geboren wurde. Sie sah des Kindes kräftige Natur und schrieb in prophetischem Geiste einem Freunde: „Dieser Enkel scheint für den Thron geboren zu sein." Aber ihre Augen waren nicht mehr bestimmt, über die Erziehung desselben zu wachen, denn sie schlossen sich im November desselben Jahres für immer. Der neue Kaiser, Paul, konnte jetzt hoffen, mit dem Scepter des russischen Reiches auch seine Rechte als Vater geltend machen und die Erziehung seiner Kinder durch seine edle Gemahlin leiten lassen zu können. Der tiefgekränkte Vater hatte bis dahin, getrennt von seinen zahlreichen Kindern, gleich einem Verbannten in Gatschina gelebt, und dieser Umstand hatte zur Verbitterung seines Charakters viel beigetragen; denn bei vielen Widersprüchen, die sich in seinem Kopfe kreuzten, war Paul ursprünglich voller Großmuth und Wohlwollen, vielseitig unterrichtet; aber die heiligsten Gefühle in ihm waren unterdrückt, als Sohn war er der Mutter ebenso entfremdet, wie als Vater seinen Kindern. Der freisinnige Geist, mit welchem man die Weltbegebenheiten bis dahin aufgefaßt hatte, war schon vor

seinem Regierungsantritte einer ernsten, düsteren Stimmung gewichen und die wenigen Jahre seiner Selbstherrschaft vergingen ihm in fieberhafter Aufregung. Die Erziehung seiner Kinder blieb daher seiner ehrwürdigen Gemahlin überlassen und es scheint, als ob der Großfürst Nikolai nur einmal die Aufmerksamkeit des Vaters besonders erregt habe. Der Kaiser fand am Abend vor seinem Tode das fünfjährige Kind mit den anderen spielend, und erstaunte über eine sonderbare Frage desselben. „Papa!" rief der junge Großfürst dem ernsten Kaiser zu, „warum wirst Du Paul der Erste genannt?" — „Weil keiner dieses Namens vor mir regiert hat," war die Antwort des Vaters. „Also," fuhr das Kind fort, „werde ich Nikolai der Erste heißen?" — „Wenn Du den Thron besteigen solltest," fiel der Kaiser plötzlich ein, blieb sinnend stehen, heftete seine Augen lange auf den dritten Sohn und küßte ihn endlich heftig, und zwar, ohne es zu ahnen, zum letzten Mal. Wenn auch die Herrschernatur im Kinde wie im Knaben sich nicht verleugnen konnte, so waren doch die spätere Erziehung wie die Umstände nicht geeignet, dieselbe wach und lebendig zu erhalten. Allen Prinzenerziehungen fehlt die Gelegenheit, sich im Umgange mit Altersgenossen verschiedener Stände zu bilden, um sich dadurch die wichtigste aller Kenntnisse, die Menschenkenntniß, zu erwerben. Die Erziehung in öffentlichen Schulen, in größerer Gesellschaft schleift die Einzelnen unter einander ab, erregt edlen Wetteifer, den das Schloß eher einschläfert als erweckt, lehrt die eigenen Kräfte an fremden messen und prüfen, Vorzüge der einen und Schwächen der anderen frühzeitig unterscheiden, Bedürfnisse und Ansprüche des Lebens kennen, die Menschen nach ihrem Werthe schätzen, und schließt die Welt, in der die Zöglinge später leben müssen, in ihrer wahren Gestalt auf. Das Loos der Prinzen ist beklagenswerth; ihr Stand, ihr Wohnsitz trennt sie nicht allein von der eigentlichen Welt, sondern man schließt sie noch besonders von jeder Berührung mit Menschen ab, oft aus dem abgeschmackten Grunde, daß die angeborene Würde, das fürstliche Selbstgefühl darunter leide, indem die Ehrfurcht der Anderen vermindert würde. Die Absperrung im Schlosse schläfert die Kräfte ein,

zeigt ihnen die Menschen nur in geheuchelter Unterthänigkeit, in angenommenem Scheine von fern; Prinzen werden daher in Täuschungen erzogen, erhalten, und wollen zuletzt getäuscht sein. Sie wachsen zwischen beengenden Formen auf, bemerken jede Abweichung von denselben, hören wenig, was ihren Geist beleben könnte, sehen in jedem Widerspruche eine Beleidigung und beargwöhnen freisinnige Männer als gefährlich. Sie gewöhnen sich, die Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen, sind aber keineswegs für die Kämpfe gerüstet, die ihnen das Leben doch entgegenträgt.

Die Erziehung des Großfürsten Nikolai und seines jüngeren Bruders Michael machte hiervon keine Ausnahme. Die Kaiserin Maria Feodorowna war als das Haupt der weiblichen Erziehungsanstalten, des Jungfrauenstiftes in Smolna, des durch sie gegründeten Katharinenstiftes, des Findelhauses, gleich dem Kaiser selbst in Anspruch genommen. Sie vertraute ihre beiden jüngsten Söhne Nikolai und Michael einer ausgezeichneten deutschen Dame, der Frau von Adlerberg, bis zum achten Jahre an, und dann ernannte sie zum Gouverneur derselben den General Lambsdorf, der mit vier anderen Officieren die beiden Knaben überwachte; für den Unterricht wählte sie Adelung und Storch, sowie noch andere ausgezeichnete Männer. Aber der soldatische Geist jener Zeit wehte gleich einem Sturmwinde auch durch die Lehrstuben beider Knaben, und viele Blüthen, die dort zur Frucht reifen konnten, kamen dadurch nicht zur Entfaltung. Das entging dem Auge der Mutter keineswegs und sie beschloß, die beiden Knaben in einer öffentlichen Anstalt mit Altersgenossen der höheren Stände erziehen zu lassen; zu diesem Zwecke wurde ein Lyceum geschaffen und das neue Gebäude dem alten Schlosse in Zarskoe-Selò angefügt. Wir finden aber die beiden Großfürsten später nicht im Lyceum, sondern in dem düsteren Schlosse von Gatschina, wo ihr Vater in trauriger Abgeschiedenheit gelebt hatte. Ihr Aufenthalt hier, wo dem Zusammentreffen mit Menschen auf den öden, ausgestorbenen Straßen vorgebeugt war, glich eher einer Verbannung aus der Residenz, als dem Besuche einer Erziehungsanstalt. Sie

waren hier freilich, nach der Mutter Meinung, den schädlichen Einflüssen des Hof- und Residenzlebens entzogen, aber es fehlte andererseits auch Alles, was das jugendliche Gemüth beleben muß; es fehlte der Umgang mit Knaben ihres Alters, es fehlte jener heilige Wetteifer, ohne welchen jede Entwickelung allmälig erlahmt; weder bot die Natur des Ortes einen belebenden Reiz, noch das Schloß eine erhebende Erinnerung. Indessen entwickelte sich in beiden Naturen eine rege Thatkraft, die der gutmüthigen Pedanterie der Lehrer und der scheinbar strengen Militäraufsicht der Cavaliere spottete. Das Auge der Kaiserin-Mutter entdeckte zwar einzelne kleine Mängel, aber nicht den größten Fehler, woran die ganze Erziehung litt, den der Vereinsamung.

An einem strengen Wintermorgen besuchte sie früh die Schlafzimmer ihrer Söhne, fand dieselben leer und die Betten in der vergangenen Nacht gar nicht benutzt; selbst die nächsten Zimmer waren leer und Niemand vom zahlreichen Gefolge anwesend; nur ein Diener wußte zu versichern, daß die Großfürsten schon seit gestern Abend, nachdem sich die Gouverneure entfernt hätten, verschwunden seien. Die erschrockene Mutter ließ das ganze Schloß von Gatschina durchsuchen, aber umsonst; ein anderer Diener erzählte, daß die Prinzen spät Abends gegen zehn Uhr nach dem Garten gegangen, aber nicht zurückgekehrt seien. Der Park wurde jetzt in allen Richtungen durchforscht und man fand die Prinzen in voller Soldatentracht stehend in einem Schilderhause eingeschlafen, die Flinte in der erstarrten Hand. Die Mutter war vor Schreck nicht weniger erstarrt als die Prinzen von der nordischen Nacht, und nur die Ueberzeugung, daß beide gesund geblieben, gab ihr die Besinnung zurück.

Der Aufenthalt in Gatschina dauerte bis zum Jahre 1812, wo die Prinzen nach Petersburg zurückgebracht wurden und nun erst mit dem Leben die erste Bekanntschaft machten. Sie selbst fühlten sich in der neuen Atmosphäre freier und glücklicher, und dankten scherzhafterweise noch in späteren Jahren dem Kaiser Napoleon, sie aus ihrer Verbannung befreit zu haben. Sie erkannten beide, wie Gatschina sie nicht entwickelt, sondern geistig

gelähmt habe; lange konnte der Eindruck nicht verwischt werden. Der Großfürst Nikolai erschien bei seinem ersten Auftreten im Publicum trotz seiner majestätischen Gestalt, mit seinen blauen, durchdringenden Augen, der hohen Stirn, dem sprechenden Munde doch ernst, verschlossen, ja finster.

Die Verlegenheit, welche Prinzen oft dem Publicum gegenüber aus Mangel an Umgang zeigen, gilt gewöhnlich für Stolz, und die öffentliche Meinung hegte dies Vorurtheil auch über den Großfürsten Nikolai bis zu seiner Thronbesteigung. Im Dienste bewunderte man seine Thätigkeit und Ordnungsliebe, aber seine Strenge, sein lebendiges Pflichtgefühl wurden für Härte ausgeschrieen. Die classischen Studien, die außer der Bildung des Verstandes auch das Herz beleben und den Menschen dem Menschen näher bringen, waren in seiner Erziehung verunglückt, und die mathematischen hatten ihm eine Schärfe des Verstandes gegeben, die ihn in seinem Wirkungskreise glänzend unterstützte, ihn aber auch als einen unerbittlichen Richter erscheinen ließ. Der mathematische Verstand hat dem Leben gegenüber immer sein Bedenkliches, denn leicht behandelt er den Organismus der menschlichen Gesellschaft wie todte mathematische Größen, während die humanen Studien in die unendlichen Gestaltungen des Lebens und der Geschichte hineinführen. Die Dienstverhältnisse in Petersburg waren eben so wenig wie der Aufenthalt in Gatschina im Stande, das tiefe, reiche Gemüth des Großfürsten zu erwecken und zu entwickeln; denn Dienstpflichten werden nirgends mit dem Herzen ausgeführt; das Hofleben ist desgleichen überall steif und kalt und bewegt sich mehr in vorgeschriebenen Linien, als in freien Gestaltungen.

Und doch war das Gemüth des Großfürsten größter Schatz, ja vielleicht noch weiter reichend als sein Verstand; aber er kannte diesen in ihm schlummernden Schatz nicht. Erst als er auf Reisen in England und Deutschland das beengende Kleid eines kaiserlichen Prinzen abgelegt hatte, da erwachte die Tiefe seines Inneren; die Natur ergriff ihn ebenso mächtig wie der Menschen Freundschaft und Liebe, wie die Kunst in Malerei und Musik;

in dem reichen Schlosse eines englischen Lords, in der Werkstätte eines Künstlers fühlte er sich ebenso frei und glücklich, wie in Buchenwäldern, wo er stundenlang träumend den Nachtigallen lauschte. Er lernte das Leben und die Welt in ihrem unendlichen Reichthum kennen und mit derselben sich selbst.

Zum Kaiser Alexander hat er nie in einem brüderlichen, sondern stets in einem kindlichen Verhältnisse gestanden. Alexander bestieg den Thron, als jener noch im Kindeskleide mit seinen Schwestern spielte; es scheint, daß auch die spätere Zeit sie nicht genähert hat. Gatschina hat die Brüder jedenfalls Jahre lang getrennt, und in den letzten Regierungsjahren des Kaisers war der Großfürst nichts mehr als Brigadier oder Divisionsgeneral und dem Kaiser im Dienste nicht so nahe wie Minister, Staatssecretaire und Adjutanten. Der Kaiser Nikolai klagte noch in späteren Jahren darüber, von seinem Bruder nicht einmal der Ehre eines Generaladjutanten gewürdigt worden zu sein. Er war von den vier Brüdern jedenfalls die eigenthümlichste Natur, ein ganzer Mann, der mit unwiderstehlicher Kraft an sich zog oder von sich stieß, jeder Halbheit, jedem Scheinwesen fremd, als Großfürst der erste und treueste Unterthan seines Bruders, als Kaiser ein geborener, von Gott gesandter Herrscher. Als solchen betrachtete ihn der ältere Großfürst Konstantin Pawlowitsch, der zum freundschaftlichen Umgange den jüngsten der Brüder, Michael Pawlowitsch, wählte, und mit diesem bei dessen liebenswürdiger Heiterkeit frohe Stunden verbrachte, jenem aber nie anders als mit einer gewissen Ehrfurcht sich näherte, selbst in einer Zeit, wo Nikolai noch nicht im Traum an den Thron zu denken wagte. Frankreich, das der Großfürst 1814 nach der Einnahme von Paris kennen lernte, machte auf ihn nicht den günstigsten Eindruck, obgleich der Kaiser Alexander dort Gegenstand allgemeiner Verehrung war. Schmeichelei blieb ihm durch das ganze Leben verhaßt und der Ernst seines inneren Wesens wurde selbst durch Männer wie Talleyrand nicht angenehm berührt.

Die Erziehung der Prinzessin Charlotte von Preußen fiel in dieselbe Zeit, aber die Umstände, unter denen sie aufwuchs,

waren für Preußen sehr unglücklich; sie müssen dem Leser noch besonders vor Augen geführt werden.

Es war eine gewitterschwere Zeit, als König Friedrich Wilhelm III. am 16. November 1797 seinem Vater in der Regierung folgte. Der älteste christliche europäische Thron war gestürzt, die älteste Republik verschwand vor seinen Augen, ein nordöstliches slavisches Königreich war zertheilt, das linke Rheinufer an das französische Directorium abgetreten, ganz Europa in seinen tausendjährigen Grundfesten erschüttert; neue Verhältnisse, neue Heldennamen tauchten eben so plötzlich mit vulkanischer Gewalt auf, als die alten verschwanden. Den Siegerkranz, der Friedrichs Haupt erst nach dem siebenjährigen Kriege und einer fünfundzwanzigjährigen glorreichen Regierung sicher schmückte, eignete sich der General Bonaparte in achtzehn Monaten in Italien an, noch bevor er achtundzwanzig Jahr alt war, wo Friedrich seine Heldenlaufbahn erst begonnen hatte. Alles Vorangegangene, langsam Entwickelte und Errungene wich einer neuen Zeit und ihren stürmischen Geistern und Erscheinungen. Schutz der Staaten nach außen, Entwickelung derselben im Inneren verlangte laut das scheidende Jahrhundert; denn jeden friedlichen Schritt des jungen Monarchen Friedrich Wilhelm begleitete außerhalb seiner Staaten eine kriegerische Unternehmung. Als er im Mai des Jahres 1798 zur Huldigung nach Königsberg zog, segelte gleichzeitig Bonaparte über Malta nach Aegypten, und Alexandria war in seinen Händen, ehe der König über Warschau und Breslau nach Berlin zurückgekehrt die Huldigung empfing. Wenige Tage nach dieser friedlichen Handlung gebar die Königin Louise am 13. Juli die erste Tochter, Prinzessin Charlotte, während Bonaparte den Pyramiden und den Mamelucken gegenüberstand. Drei Tage nach der Schlacht von Abukir, am 3. August, wurde sie getauft.

Welch tiefen Frieden athmete die Welt zweiundzwanzig Jahre früher, als Königin Louise, die Mutter, geboren wurde. Und doch hatte diese von Musen und Grazien auferzogene Fürstin ein herberes Loos als ihre älteste Tochter, deren ganze Kindheit

und Jugend von Kanonendonner erſchreckt wurde. Denn mit der Kindheit dieſer Königin endigte auch Deutſchlands und Europa's ſchöne Friedenszeit; ſie lernte als Jungfrau den Mann ihres Herzens mitten im Kriegsgetümmel kennen, in Frankfurt, kurz nachdem die Preußen dieſe Stadt erſtürmt und zu ihrem Hauptquartiere gemacht hatten. Als ſie mit ihrem Bräutigam die Ringe gewechſelt hatte, erfuhr ſie von ſeinem kriegeriſchen Leben und Wirken mehr aus den Zeitungen, als durch vertrauliche Briefe, und die nächſte Zuſammenkunft war im Lager, wo der Kronprinz mit ſeinem Vater das ganze Jahr 1793 verbrachte; die Vermählung erfolgte den 24. December am Chriſtabend deſſelben Jahres in Berlin, und das häusliche, ſo vielgerühmte Glück dieſes königlichen Paares unterbrach nach einigen Monaten der polniſche Krieg. Louiſe zitterte für den fernen Gemahl, der bei der Erſtürmung von Warſchau gleich den Soldaten allen Gefahren ausgeſetzt war; gleichzeitig mahnte ihr Herz ſie an zukünftige Mutterpflichten. Erſt in den letzten zwei Jahren vor des Königs Tode genoſſen Beide ein ſtilles häusliches Glück. Auch dauerte dies in den erſten Regierungsjahren fort, und die innere Ruhe und Glückſeligkeit ſchien ſelbſt nicht durch die Kriege bedroht, welche in allen Richtungen Europa's verheerend brannten. Die königliche Mutter erweckte in ihrer Tochter Charlotte, ſobald dieſe das ſiebente Jahr erreicht hatte, die erſten religiöſen Gefühle, machte ſie mit der Geſchichte ihrer Vorfahren bekannt, und unterhielt ſie bisweilen über die großen Ereigniſſe der Gegenwart. Aber gerade dieſe ſchlugen mit titaniſcher Macht in das ſtille königliche Haus ein und gruben Wunden in das Herz der Mutter und Lehren in das kindliche Gemüth der jungen Prinzeſſin. Dieſe hatte kaum ihren achten Geburtstag gefeiert, als ſie Abſchied nahm von Vater und Mutter, die im September die Hauptſtadt verließen und den franzöſiſchen Heeren nach Thüringen entgegenzogen.

Mit dem erſten Kanonendonner bei Jena verließ die Königin am 14. October Weimar und am 17. ereilte ſie noch vor Berlin die Nachricht der gänzlichen Niederlage der preußiſchen Heere.

Sie selbst wurde ihren Kindern der Bote dieser Hiobspost; kaum fand man Zeit, die nöthigsten Bedürfnisse für die Flucht zusammenzubringen und die Kinder voraus nach Stettin zu schicken. Die junge sinnige Prinzessin lernte Geschichte aus harten, unauslöschlichen Erfahrungen; sie sah die zitternde Mutter, den tiefgebeugten Vater, ihre Geschwister, sich selbst in wilder Flucht fortgerissen und hörte aus dem Munde der Königin den vielbewunderten Goetheschen Vers: „Wer nie sein Brod mit Thränen aß." So erreichten sie Königsberg; die Königin fiel krank darnieder. Getrennt vom Könige fand sie in der Nähe ihrer Kinder noch einigen Trost; aber unaufhaltsam folgte der Feind, bedrohte die alte Krönungsstadt, und Louise mußte krank mit ihren Kindern nach Memel flüchten. Ja, Alle konnten dem Goetheschen Verse noch die Worte hinzufügen: Niemand weiß, wohin er sein Haupt legen soll. Unter solch traurigen Umständen endigte die Königin ihr dreißigstes Lebensjahr. Zwar führte das Jahr 1807 sie nach Königsberg zurück, aber nur auf kurze Zeit; denn nach der Schlacht von Friedland wurde auch Königsberg vom Feinde besetzt, und die Königin faßte schon den Plan, bei noch mehr wachsender Gefahr in Riga mit ihren Kindern Zuflucht zu suchen.

Wie des macedonischen Alexanders Großmuth gegen die persische Königsfamilie zu den schönsten Blättern der Weltgeschichte gehört, so Napoleons Uebermuth in Tilsit gegen das preußische königliche Paar zu den schwärzesten, die man in späteren Zeiten lesen wird. Der aufs Höchste bewunderte Held hatte als General in Italien auf dem Schlachtfelde die Officiere zusammengerufen, und ihnen einen Hund, der bei der Leiche seines Herrn winselte, mit den Worten gezeigt: „Meine Herren, lernen Sie von diesem Hunde Menschlichkeit!" Diese offene Theilnahme schien mit dem General verschwunden und beim Kaiser in harten Uebermuth und kleinlichen Argwohn und Mißtrauen übergegangen zu sein. Denn Alexander bot ihm in demselben Tilsit bei einem Morgenbesuche eine Tasse Thee an, und der Held von Austerlitz schlug sie aus, weil er Gift darin argwohnte. Die tief gekränkte Königin kehrte nach Memel zurück, und nun begann eine Noth, die fast beispiel-

los in der Geschichte ist. Der Friede war geschlossen, aber dem im Unglücke gleichmüthigen Könige kaum die Hälfte seiner Monarchie gelassen, die Hauptstadt und die wichtigsten Festungen waren in den Händen des Feindes zurückgeblieben; die königliche Familie war auf Königsberg beschränkt. Andere deutsche Fürsten erröthcten nicht, ihr Haupt mit Königskronen zu schmücken, welche eine von Blut triefende Hand ihnen gereicht hatte; ja sie duldeten, daß mitten unter ihnen der jüngste Bruder des Anmaßers einen neuen Thron errichtete und mit corsisch-französischem Dialekt über deutsche Gauen herrschte. Kein Wunder, daß der siegestrunkene Held solche gekrönte Häupter in seinen Vorzimmern stundenlang mit dem Gesinde warten ließ. Während er so äußerlich königliche Loose austheilte, war er nicht im Stande, die wahre angeborene königliche Würde, jenes hohe Selbstbewußtsein, dem Könige und der Königin von Preußen zu rauben. Es gab damals kein deutsches Reich, kein deutsches Volk, und die tiefste Schmach erlebten deutsche Fürsten, die sich vor fremdem Glanz willenlos beugten.

Die königlichen Kinder waren nun seit fast zwei Jahren mit den Eltern flüchtig umhergezogen und die Erziehung derselben sehr merklich unterbrochen. In Memel wie in Königsberg saß die tiefbetrübte Mutter stundenlang und unterwies ihre älteste Tochter in der Religion, und diese rühmte noch in späterer Zeit, daß dieses religiöse Gefühl, welches sie durch alle Lebensverhältnisse hindurch geleitet habe, die schönste Erbschaft von ihrer Mutter sei. Die Prinzessin Charlotte war neun Jahre alt, als der traurige Friede zu Tilsit geschlossen wurde; sie mußte regelmäßig und ernstlich beschäftigt werden; doch in der That: es fehlte der königlichen Familie an den nöthigsten Mitteln. Ein junger Mann von der französischen Colonie, Chambeau, begleitete sie auf der Flucht und ertheilte nach Kräften allen Kindern den nothdürftigsten Unterricht. Das Leben in dem feuchten, ungesunden Memel war nicht allein bürgerlich einfach, sondern ärmlich; jeder äußere Schein war geschwunden, und Entbehrungen, die selbst den Bürgersmann drücken, waren das Loos der ganzen Familie. Die königliche Mutter glaubte in ihrer ältesten Tochter

ſich ſelbſt wieder zu erkennen, hielt ſie beſtändig an ihrer Seite, las viel mit derſelben und theilte in dieſen ſeltſamen Bedrängniſſen gleich einer deutſchen Hausfrau manches kleine Geſchäft mit ihr. Von ihrer Tafel war Alles verſchwunden, was ſonſt als königlicher Zierrath ſie geſchmückt hatte; denn der biedere König hatte Alles in Münze verwandelt, um den Druck, den Napoleon dem Lande auflegte, ſeinen Unterthanen zu erleichtern. Die kleinſte Summe Geld war nun in den Paläſten von ganz anderer Bedeutung als ſonſt. Die Prinzeſſin Charlotte bedurfte eines Kleides; der König konnte ihr nur fünf Thaler dazu gewähren. Und ſo erſtreckte ſich die Dürftigkeit bis auf die Erziehung. Man wagte es kaum, einen Fremden in ſo beſchränkte Häuslichkeit blicken zu laſſen. „Und doch," erzählt ein Greis, der als Geſchäftsträger in Memel einſt einen Abend im königlichen Familienkreiſe verbracht hatte, „möchte ich in meiner Erinnerung nicht tauſend Hoffeſte mit goldenen Uniformen und Sternen vertauſchen gegen jenes Schauſpiel. Eine Königin ſitzt am ärmlichen Tiſche, der wie ſie ſelbſt alles äußeren Schmuckes entblößt iſt; aber ihre Anmuth, Schönheit und Würde leuchten um ſo heller; neben ihr ſitzt die älteſte Prinzeſſin wie die Knospe neben der entfalteten Roſe, und indem ſie mit der Mutter die kleinen Hausgeſchäfte theilte, entzückten Beide durch liebenswürdige Aufmerkſamkeit und ließen in meiner Seele ein lebendiges Bild zurück, welches kein ſpäteres Ereigniß verlöſchen konnte." Zu derſelben Zeit ſchrieb die Königin an ihren Vater: „Unſere Kinder ſind unſere Schätze;" und indem ſie die einzelnen Charaktere ſchildert, ſagt ſie von der Prinzeſſin: „Meine Tochter Charlotte iſt verſchloſſen und in ſich gekehrt, birgt aber wie ihr Vater hinter einer ſcheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz; daher kömmt es, daß ſie etwas Vornehmes in ihrem Weſen hat. Erhält ſie Gott am Leben, ſo ahne ich für ſie eine glänzende Zukunft."

Zu Anfang des Jahres 1808 ſiedelte die ganze Familie von Memel nach Königsberg über, wo ſie das alte Schloß aufnahm, das für die Familie manche glorreiche Erinnerung beſaß.

Königsberg, die Stadt der reinen Vernunft, hatte zwar ihren berühmtesten Bürger nicht mehr, den großen Philosophen Kant, aber in seinem geistigen Nachlasse fand sich das Mittel, aus den Trümmern der Monarchie einen neuen Staat hervorzurufen. „Was ein Staat an äußerem Umfange verliert, soll er durch innere Größe und Entwickelung ersetzen:" das war Kants politische Weisheit, die Männer wie Stein, Gneisenau, Hardenberg verstanden, und nach diesem Grundsatze den Staat neu belebten. Aber nicht allein in Preußen, in ganz Deutschland begriff und fühlte man die Wahrheit dieses Satzes; denn die Generation des neunzehnten Jahrhunderts war im Gegensatz zu der des verflossenen vorzugsweise von einem vaterländischen Geiste beseelt, der seit den achtziger Jahren still und von den Fürsten nicht bemerkt aus dem deutschen Gemüthsleben emporgewachsen war. Alle Classen des neuen Jahrhunderts, mit Ausnahme der meisten Fürsten, waren durch die deutsche Literatur erzogen und gebildet, und das geistige und Gemüthsleben Deutschlands unterlag einer gleich großen Umwälzung, wie Staat und Gesellschaft in Frankreich. Dichter, Philosophen, Kritiker, Künstler wurden die Erzieher der neuen Aera, die alles Fremde und Erborgte schonungslos ausstieß, und den ächten vaterländischen Geist aus seinem tiefen Schlummer herauf beschwor. Die neue romantische Poesie hauchte denselben durch die zerrissenen Gauen Deutschlands; die Muse rief in vaterländischen Lauten das unterdrückte Volk zur Eintracht auf und stählte es zu einem Riesenkampfe, der als unvermeidlicher Ausgang der Entscheidung Allen vor Augen schwebte. Während deutsche Fürsten, mit fremden Kronen geschmückt, das Parterre des französischen Kaiserthrones bildeten, entstiegen dem Blute Palms unsichtbare Rachegeister und stählten die neuen Geschlechter, bildete sich der Tugendbund, und wirkten Männer aller Stände, aller deutschen Gauen nach einem großen Ziele hin, nach des Vaterlandes Befreiung. Eine deutsche Fürstin begriff auch hier den neuen Geist der Zeit und hauchte ihn ihrer Umgebung ein; sie verstand die Kraft ihres Volkes nur in dessen geistiger Entwickelung zu suchen. Man vergesse nicht, daß die

Hohenzollern und das preußische Volk, als beide niedergeworfen waren, doch deutsch blieben und dem übrigen geknechteten Vaterlande in Ausdauer und Muth, in Gesinnung und Thatkraft voranleuchteten. Dies Fürstenpaar zeigte aber auch gleich nach der Vermählung einen einfachen vaterländischen Geist, entfernte aus dem Schlosse die französischen Hofgebräuche, das steife Ceremoniell, das im 18. Jahrhundert an allen Höfen das Familienleben tödtete, und schmückte im Gegentheil den Palast mit Bürgersinn und Bürgertugend. Sie machten ihr häusliches Beisammensein nicht abhängig von einer Oberhofmeisterin, ihre Ausfahrten waren nicht an ein lästiges Geleit gebunden, es waren Gatten, denen die Liebe und Verehrung der Bürger in treuen Blicken nachfolgte. So waren Beide dem preußischen und dem deutschen Volke seit Jahren bekannt, noch ehe das Schicksal ihnen mit der Hälfte der Monarchie auch den letzten königlichen Glanz entriß. Mit Recht wandte die deutsche Jugend, wie der graue Krieger seine Blicke auf ein Königspaar, das unter den tobenden Stürmen der deutschen Gesinnung treu geblieben war und in diesem Jahrhundert die vaterländischen Sitten vom Throne herab ehrte. Solchen Sinn und Geist flößte Louise ihrer Tochter ein und die Umstände konnten denselben nur lebendig erhalten und weiter ausbilden.

Der Aufenthalt in Königsberg, entblößt von allem eitlen Prunke, mußte die Herzen und Gemüther der Prinzen und Prinzessinnen anders erwärmen und nähren, als es der Palast vermag. Die ganze königliche Jugend hatte das Vorrecht, das Glück der Kindheit und des zartesten Emporblühens ungestört zu genießen. Prinzessin Charlotte zählte noch als Kaiserin von Rußland Königsberg zu den schönsten Erinnerungen ihres Lebens. In wahrer Unbefangenheit eilte sie mit ihren Brüdern aus dem Schlosse hinaus auf Busolt's Landhaus, wo ein kleiner Garten ihnen alle Spiele und Freuden gönnte, auf welche die Kindheit ein Recht hat und die der Hof sonst verbietet. Sie spielten Ball, suchten Blumen, fingen Schmetterlinge, und die Prinzessin Charlotte war unaussprechlich glücklich, wenn sie ihrer Mutter einen

Kornblumenkranz überbringen konnte, den sie mit eigener Hand geflochten hatte. Königsberg brachte aber die königlichen Kinder auch mit Altersgenossen anderer Stände zusammen und gewöhnte ihren Blick früh an die große Verschiedenheit, die der menschliche Charakter im Leben zeigt. Alles wirkte mächtig auf das Gemüth der Prinzessin Charlotte und begründete den großen Reichthum ihres Inneren, die seltene Weiblichkeit, die der schönste Schmuck ihres Lebens blieb. Beispiel und Umgang bilden den Sinn der Jugend weit mehr als trockene moralisirende Lehren, und die Gegenwart der Mutter mußte Geist und Herz der jungen Fürstin für das Leben bilden. Ihre zarte, schlanke Gestalt, die anmuthige Erscheinung, die würdevolle Haltung, der liebliche Ausdruck ihres Auges fesselten schon damals alle Begegnenden; Officiere, die den Spielen der Prinzen und Prinzessinnen auf dem Schloßhofe während ihres Wachtdienstes zusahen, erzählten als Greise mit Begeisterung von den leichten schwebenden Bewegungen, der freundlichen Miene, mit der die Prinzessin grüßte, und die doch ein gewisser Ernst in Schranken hielt. Die Prinzessin Charlotte lernte unter den Augen ihrer Mutter in jenem Jahre die Schriften der deutschen Literatur kennen, die das jugendliche Gemüth besonders fesseln und entwickeln. Den Gesprächen der Königin mit ernsten Männern hörte sie aufmerksam zu, ohne jedesmal zu verstehen, um was es sich handle; aber die vielgeprüfte Mutter flößte der Tochter auch mit den ersten religiösen Gefühlen jenes Gottvertrauen im Sinne Paul Gerhardts ein, jene kindliche Ergebung in den unerforschlichen Gang der Welt und Weltgeschichte, jenen Glauben an die Veredlung der Menschheit und den endlichen Sieg des Guten und Wahren nach der Verzweiflung der Kämpfe. So waren drei Jahre fern von Berlin hingeflossen, aber sie waren reich an Erfahrungen und Lehren für die junge Prinzessin, deren inneres Gemüthsleben sehr früh aufgeweckt und für alle spätere Zeit theilnehmend, empfänglich gestaltet worden war.

Königin Louise hatte in Königsberg selbst Alles zu Rathe gezogen, was in jener Zeit für Erziehung in Ansehen stand; sie

zog Alles in ihren Umgang, was nicht allein unterhaltend, sondern belehrend sein konnte; Männer wie Huseland, Professor Süvern, Prinz Hohenzollern, Abt zu Oliva und Fürst-Bischof zu Ermeland, belebten mit geistreichen Gesprächen die Abende, wo die Königin, von Glück und Höflingen verlassen, von Freunden und Bundesgenossen getrennt, das Leben von einer bescheidenen, aber innerlich reicheren Seite kennen lernte. Pestalozzi's Erziehungsmethode beschäftigte sie ganz, und sie hoffte mit Hülfe derselben die künftigen Geschlechter zu anderen Lebensansichten zu erziehen. So spiegelte sich auch hier der Geist einer neuen Zeit, das Erwachen des vaterländischen Sinnes, der Freiheit und Thatkraft zuerst in dem reichen Gemüthe einer hohen Frau, einer deutschen Fürstin ab; sie begriff die warme Begeisterung, mit welcher die großen Dichterheroen ihrer Zeit die Freiheit der Völker besungen hatten, als eine Wahrheit, die das niedergeworfene Volk durchdringen, stählen und aufrichten müsse. Sie theilte diese Begeisterung für eine erkannte Wahrheit nicht allein dem schlichten wackeren Könige mit, sondern allen Ständen des zerrissenen deutschen Volkes; in dieser allgemeinen Bewegung vergaß man die Kluft, welche besonders damals die verschiedenen Classen kastenartig trennte. Einer solchen Bewegung setzt der Raum keine Grenzen, aber die Zeit läßt sie gedeihen.

So war Königin Louise der Polarstern in der schmählichen Nacht Deutschlands. Mit welchem Herzen eilten die treuen Unterthanen aller Orten dem Königspaare entgegen, als endlich nach drei Jahren die ganze, jetzt vermehrte, Familie die Hauptstadt Berlin wieder begrüßte. Die Königin fuhr mit ihrer ältesten Tochter und dem Prinzen Karl in dem neuen Wagen, den die Stadt Berlin als Geschenk vorausgesandt hatte. Es war 1809 den 23. December, an welchem Tage vor sechszehn Jahren sie als die schönste, als die glücklichste der Bräute eingezogen war. Ahnte ihr poetisches Gemüth, daß das kommende Jahr ihr nur wenig Tage vergönne? Lag auf ihren schönen Augen schon damals der Schatten einer künftigen schwarzen Wolke? Der Eindruck, den sie im Theater auf das begeisterte Publicum machte, war

mehr ein rührender als ein erhebender. Am 10. März, ihrem Geburtstage, sagte sie: „Das ist die letzte Feier dieses Tages", und am 19. Juli war der schönste Stern Deutschlands erloschen. Seit Friedrichs des Großen Tode war kein solcher Schmerzensschrei durch Deutschland gedrungen als bei Louisens Hinscheiden. Der König verlor nicht allein seine Gattin, sondern das ganze preußische Volk sein Pálladium, seinen Schutzgeist, ganz Deutschland das hohe und höchste Ideal der Weiblichkeit. Es war die erste wahrhaft vaterländische Fürstin; der Göttinger Hainbund hatte an ihrer Wiege gesungen, die schönsten Klänge der deutschen Sprache hatten ihre Kindheit begleitet, ihr und ihren Schwestern hatte Jean Paul sein schönstes Gedicht, den „Titan", gewidmet. Von deutschen Musen und Grazien wurde sie dem Leben entgegengeführt, sie schmückte einen Königsthron mit der Anmuth und Würde der Weiblichkeit, sie strahlte nach Stürmen des Unglücks durch die Tugenden ihres Geistes und Herzens heller als im königlichen Glanze, und blieb, alles äußeren Schmuckes entblößt, der Glaube, die Hoffnung eines ganzen Volkes.

Der Tod der Königin war für den vielgeprüften König der grausamste aller Schläge, und die königlichen Kinder verloren das schützende, belebende Auge ihrer Erziehung. Ein Brief der Prinzessin Charlotte, am 13. Juli an die Mutter geschrieben, erreichte das Krankenlager der Königin drei Tage vor ihrem Tode, und der Inhalt ergriff die Leidende so mächtig, daß man ihr das Ende ersparen mußte. Die Prinzessin hatte an ihrem zwölften Geburtstage geschrieben mit der unwiderstehlichen Kraft eines kindlichen Herzens, und die sterbende Königin konnte mit dem Troste scheiden, daß die älteste Tochter eine Bürgschaft für ihre Prophezeiung sein würde. Mehr als jede andere Fürstin ihrer Zeit hatte Königin Louise begriffen, daß bei dem Unterricht einer Prinzessin die Geschichte vorherrschen müsse; nicht allein, weil sie den Weg kennen lehrt, den die Völker genommen, um bis zur Gegenwart zu gelangen, sondern auch, weil historische Betrachtungen zugleich das Gemüth erheben und bilden, wie neben der Religion keine andere Wissenschaft. Hatte sie doch selbst in Königsberg,

durch Süvern angeregt, eine ganz andere Anschauung von der deutschen Geschichte gewonnen, Pestalozzi's Erziehungsmethode gründlich kennen gelernt und dafür gesorgt, daß ihre Kinder auf dieselbe Weise erzogen würden. Fräulein Wildermett, die Erzieherin der Prinzessin seit 1805, wirkte im Sinne der Königin, begriff aber auch, daß tüchtige Männer ihr zur Seite stehen müßten, diese aber schwer zu finden seien, selbst in dem gelehrten und geistreichen Berlin. Der ehrwürdigste Fachgelehrte ist nicht jedesmal im Stande, auf junge Gemüther heilsam und erhebend einzuwirken. Was in gewissen Classen der Gesellschaft erlangt wird, läßt sich in anderen nicht mit Sicherheit voraus versprechen. Der Hof, der kleinste wie der größte, verlangt aber überall einen Ton, einen Takt, der vielleicht Niemandem fremder ist als dem Büchergelehrten, da dieser fast immer mehr noch eine kleinliche Pedanterie als sein Wissen zur Schau trägt.

Je einfacher und natürlicher der Ton in der Familie Friedrich Wilhelms III. war, um so mehr stach die ermüdende Weitschweifigkeit, die unter befangenen Formen versteckte Unterhaltung der damaligen Gelehrten dagegen ab, und statt gehoffter erhebender Lehren blieb in der Jugend sehr oft nur ein kaum verhaltenes Lächeln zurück. Es war daher mühevoll, aber verdienstlich, daß Fräulein Wildermett diejenigen Männer aussuchte, die in jeder Beziehung auf die junge Prinzessin wirken konnten; dahin gehörten ein junger Theologe, Harnisch, den die Kaiserin durch das ganze Leben mit warmer Verehrung in der Erinnerung trug und 1856 noch einmal zu sehen wünschte; ferner Woltmann und Hirt, die sie mit Geschichte und den schönen Künsten vertraut machten.

Das Interesse, welches die Kaiserin durch das ganze Leben an Geschichte, Literatur und Kunst nahm, bildet einen Theil des Inhalts der folgenden Blätter dieser Schrift. Den Männern aber, die solches zu wecken und zu wahren verstanden, gebührt eine dankende Anerkennung der Nachwelt.

Im Familienleben des Königs drückte die Oede, welche der Tod der Königin zurückließ, auf Alle mit gleichem Gewichte, doch schien das trauliche Verhältniß zwischen Vater und Tochter

dem gebeugten Manne zuerst ein Ersatz für den entsetzlichen Verlust. Die Stunden, die sie dadurch an der Erziehung zu verlieren schien, wurden durch den herzlichen Anschluß an den königlichen Vater reich ersetzt. Sie lernte frühzeitig vor einer großen Versammlung mit Zuversicht und Würde zu erscheinen, für jeden Anwesenden das richtige Wort zu finden und mit der gemessensten Haltung die reinste Herzensgüte zu vereinen. So stand sie in den traurigsten Jahren dem König wie ein tröstender Engel zur Seite und belebte die Hoffnung in dem vaterländischen Gemüthe, daß eine endliche Rettung von den damaligen politischen Drangsalen eine glücklichere Zeit herbeiführen müsse.

Das Todesjahr der Königin war Preußens und Deutschlands tiefste Nachtstunde und sah Napoleon auf dem höchsten Gipfel irdischen Glanzes; sein Uebermuth kannte keine Grenzen mehr; deutsche Könige und Fürsten waren nicht allein seine Vasallen, eine deutsche Kaisertochter mußte auch den Thron mit ihm theilen und diese Ehe den kirchlichen Segen aus dem Munde eines Priesters der Kirche empfangen, deren Haupt vor wenig Monaten den Kaiser verflucht hatte. Eine despotische Logik, die das Widersprechendste zu verbinden suchte, im Uebermuthe nach dem Entferntesten griff, in ihrer Selbstvergötterung nicht ahnte, daß der nächste Schritt dem Verderben entgegen führe und in der Verblendung die ersten Vorboten des selbstherbeigerufenen Geschickes übersah.

Am 30. Juli folgte die stille Beisetzung der königlichen Leiche in der Sakristei der Domkirche, wenige Tage vor des Königs Geburtstage, den 3. August, den das Volk nach der langen Trennung von seinem Monarchen zum ersten Mal feiern wollte, der aber in der allgemeinen Trauer unterging. Als Prinzessin Charlotte mit ihren Geschwistern am Morgen dieses Tages den Vater zu beglückwünschen kam, fanden sie ihn stumm in seinen Kummer versunken, sein nasser Blick ruhte zuerst auf der ältesten Tochter, und nachdem er sie lange an sein Herz gedrückt, sprach er in seiner Weise: „Die sterbende Mutter konnte Dich nicht segnen, aber die Sterne meines Lebens werden auch Dir leuchten.“ Die Prin-

zessin erwähnte dieses Besuchs beim Vater als eines der wichtigsten Auftritte ihres jugendlichen Lebens. Sie las auch in dem väterlichen Herzen, das sich so sehr zu ihr hingezogen fühlte, den Wunsch, einen Theil der Sorgen ihm tragen zu helfen, die sonst der Königin Gegenwart ihm abgenommen hatte. Der Segen der königlichen Mutter folgte ihr durch das ganze Leben, das bei viel Pracht und Glück viel Schrecken und Bitterkeit mit sich führte.

Es vergingen bald die Jahre ihrer Erziehung ruhiger als bisher, obgleich Nichts den Kummer verwinden machen konnte, den der Königin Tod in der Familie hervorgerufen. Ueber ganz Deutschland schwebte ja eine nächtliche Wolke und verbarg in stille Dunkelheit die Gluth, welche ein ganzes Volk beseelte. Man erwartete mit Sehnsucht und doch mit männlicher Ausdauer den Augenblick, wo der König sein gedrücktes aber muthgestähltes Volk zum Kampfe für die Freiheit in die Schranken rief. Je länger dieser Augenblick auf sich warten ließ, um so besser gerüstet traf er das Volk. Und er kam, als die Furcht ihn am wenigsten erwartete. Weltbegebenheiten solchen Umfanges, wie sie Europa nach dem Brande von Moskau sah, ergreifen jedes Alter, den Greis wie das Kind, in dessen Spielen sich die stürmisch aufgeregte Zeit damals kriegerisch abspiegelte. Was Napoleons eiserner Wille unnatürlich zusammengelöthet hatte, das zerriß der Gang der unaufhaltsamen Geschichte, und Völker wie Dynastien fanden in dem Kampfe für die europäische Freiheit ihr gemeinsames Heil.

Die Zeit der Völkerkämpfe, der Völkerbefreiung, welche die Königin Louise geahnet, ja heraufbeschworen hatte, war gekommen, die Elemente führten das Vordertreffen, und Völker und Helden sollten vollenden, was jene begonnen. Mit dem Kampfe für die Freiheit wuchs auch das Gottvertrauen, das Vertrauen auf eigene Kraft gewaltig empor. Kaiser Alexander hatte das Schwert ergriffen, König Friedrich Wilhelm rief sein Volk auf. Die Freundschaft, die beide Monarchen sich einst über dem Sarge Friedrichs des Großen geschworen, die Napoleon zerrissen hatte, rief beide Fürsten und Völker zu einem Bunde, an welchem der Trotz des französischen Kaisers zerschellen sollte. In Breslau kamen beide

Monarchen zusammen mit ihrem Stabe, und ein Gastmahl feierte gleichsam die Wiedergeburt der europäischen Freiheit. Zeuge der Freundschaft, die am Sarge Friedrichs geschworen wurde, war Königin Louise gewesen, Zeuge des neuen Bundes war jetzt die Prinzessin Charlotte. Aus den Thränen ihrer Mutter sollten Kränze für Fürsten und Völker erwachsen und ihre jungfräuliche Hand sollte sie winden und vertheilen. Die allgemeine Begeisterung ergriff die Jungfrau mächtig, bildete das Gemüth und ließ Erinnerungen für das ganze Leben zurück. Sie sah, wie die Berliner Jugend die Hochschule verließ, um das Kriegslager aufzusuchen, wie Lützow's Freischaaren sich sammelten, wie Väter und Mütter von ihren Söhnen sich trennten, Bräute ihre Verlobten bewaffneten, um sie später als Helden zu umarmen. Aber sie sah auch die Gefahr, welche Berlin von Neuem bedrohte und die preußische Helden glücklich abwandten. Bald drang eine Siegesnachricht nach der anderen in die Stadt und hob die Herzen zur Dankbarkeit und zur Bewunderung der Helden empor, und ehe sie ihren sechszehnten Geburtstag feierte, war das große Werk vollbracht, der durch vulkanische Kräfte emporgehobene Kaiserthron gestürzt, Deutschland und Europa frei. Die Erziehung der Prinzessin Charlotte, von Stürmen und Schrecken des Krieges bedroht, durch die schwersten Verluste unterbrochen, war mit dem glücklichen Ausgange der Begebenheiten glücklich beendigt; die Jungfrau stand in schönster Blüthe da. Als sie ihren siebzehnten Geburtstag feierte, war Napoleons Thron zum zweiten Mal gestürzt, er selbst auf der Flucht aus Frankreich begriffen. Prinzessin Charlotte begrüßte die aus Frankreich zurückkehrenden Krieger von dem greisen Blücher bis zum schlichten Landwehrmann, sie sah das Viergespann wieder über dem Brandenburger Thore und athmete mit Millionen zusammen den Geist des Friedens ein, der ganz Europa durchwehte. Wer damals sah, wie die rückkehrenden Helden begrüßt, umarmt wurden, wie die Freude über Napoleons zweiten Sturz alle Stände durchzuckte, wie öffentlich auf den Märkten Dankgebete zum Himmel emporstiegen, der wird begreifen, daß die ernsten Blicke von den rauchenden Schlacht-

feldern, von dem plötzlichen Wandel des Irdischen, von dem Sturze der Throne sich nach einem ewigen, unwandelbaren Ziele hinwandten, auf eine höhere, allwaltende Macht vertrauten. Mit der neuen Zeit wehte ein neuer Geist; man wandte die ernsten Blicke auf die Vergangenheit und staunte über den Gang, den die Begebenheiten genommen, um zu diesem veränderten Schauplatze zu gelangen.

Aber die Prinzessin Charlotte, die als blühende Jungfrau das befreite deutsche Vaterland zuerst wieder begrüßte, war nicht bestimmt, einen Thron der Muttererde zu schmücken. Wir beneiden so oft im Stillen das Loos der Fürsten und bedenken nicht, daß sie größeren Beschränkungen unterliegen als wir. Der Wahl ihrer Herzen ist kein großer Raum gegönnt, und wenn die neueste Zeit Prinzessinnen nicht mehr rücksichtslos der Politik opferte, so bleiben doch gewisse Grenzen gesetzt, die das Vorurtheil der Zeiten und des Standes ihnen vorgeschrieben hat. Für eine königliche Prinzessin Preußens, für Louisens Tochter waren die von Napoleon in Deutschland erbauten Königsthrone kein einladender Sitz, selbst wenn ihr Herz sie dahin gezogen hätte. Aber dieses sollte sie verschenken, ohne es sicher selbst zu wissen. Noch vor der Einnahme von Paris durch die verbündeten Heere erhielten die beiden Großfürsten Nikolai und Michael Befehl, sich von Petersburg aus zur Armee nach Frankreich zu begeben. Sie mußten Berlin berühren, das durch die fernen Kämpfe fieberhaft zwischen Furcht und Hoffnung hin- und herschwankte. Die Großfürsten befanden sich zum ersten Mal jenseit der Grenzen des Reiches und des beengenden Hoflebens; Geist und Gemüth wurden angesprochen nicht allein durch das Neue, sondern auch durch die Selbstständigkeit. Ihr Aufenthalt in Berlin war kurz, aber für das ganze Leben Nikolai's entscheidend; er sah und liebte die Prinzessin und verließ Berlin mit anderem Herzen, als wie er gekommen war. Das Kriegslager in Frankreich war nicht im Stande, die Eindrücke wieder zu verwischen, die der Anblick der Prinzessin Charlotte in ihm erweckt hatte. Er entdeckte sich endlich dem Kaiser Alexander, seinem Bruder, und dem Könige Friedrich Wil-

helm, Charlottens Vater, die aber Beide ohne ein Geständniß der Prinzessin die Hoffnung weder unterdrücken noch beleben konnten. Aber des Großfürsten Bild stand auch der Prinzessin unabwendbar zur Seite, seit er Berlin verlassen, und sie wagte es schüchtern, ihren Bruder Wilhelm in einem Briefe davon zu unterrichten. Die beiden Monarchen wurden von Charlottens Wunsche in Kenntniß gesetzt und kamen überein, sich nicht einer Verbindung zu widersetzen, die von dem Himmel selbst bestimmt schien. Der Kaiser Alexander, der Selbstherrscher aller Reußen, nach Napoleons Sturze unbezweifelt der mächtigste Herr seiner Zeit, wagte jedoch ein solches Familienverhältniß nicht auf eigene Hand zu unterschreiben und erwartete erst die Einwilligung der Kaiserin-Mutter, Maria Feodorowna. Unterdessen war Europa anders gestaltet, ein König von Frankreich und Navarra saß auf dem Throne zu Paris, die siegreichen Heere waren dem heimathlichen Heerde zurückgegeben, und Kaiser Alexander zog durch Berlin seiner nordischen Hauptstadt entgegen.

Sieben schreckliche Jahre der Prüfung waren für Preußens König und Volk jetzt vorüber; in dieser Zeit war mit den Klängen der Freiheit auch jede Freude verstummt; trübe Erinnerungen, düstere Gefühle waren gleich schwarzen Wolken über der sonst heiteren Stadt gelagert gewesen, und nun sah dieselbe als Preis ihres Muthes und ihrer Ausdauer den Triumphzug ihres Königs und ihrer siegreichen Helden. Keine der europäischen Hauptstädte hatte mehr gelitten, keine hatte so große Opfer gebracht; keine hatte ein solches Recht, sich dem Siegesrausche zu überlassen. Der bescheidene König wollte für seine Person jedes Gepränge vermeiden, aber er war seiner Hauptstadt, seinen Feldherrn, seinen tapferen Kriegern ein Dankes- und Freudenfest schuldig. Am 7. August 1814 war der weite Raum vom Brandenburger Thore bis zum Schlosse eine Fest- und Siegesstraße, durch welche der König langsam und feierlich mit seinem Stabe einzog. Zwischen dem Schlosse und dem Lustgarten erhob sich auf hohem Unterbau ein Altar, noch höher als dieser eine Bühne, und auf derselben stand Prinzessin Charlotte mit allen Fürstinnen des königlichen

Hauses; vor dem Altar die ganze Geistlichkeit Berlins; da hinauf, wo die jugendlich-schöne Prinzessin erhaben über allen Häuptern als Symbol des Friedens stand, stieg der König mit seinen Helden, als wollte er noch einmal versinnlichen, daß kein Sieg ohne Kampf zu erringen sei und daß des Weibes friedliches Auge dem Sieger als letzter, höchster Preis winkt. Das Glockengeläute schwieg und aus jeder Brust stieg das Gebet wie Weihrauch zum Himmel.

In den nächsten Tagen war derselbe endlose Raum für ein Gastmahl der zurückkehrenden russischen Truppen bestimmt, aber der Mann, den sich Prinzessin Charlotte ausersehen, war nicht mit eingezogen.

Erst als im nächsten Jahre das kriegerische Drama von Neuem hundert Tage gespielt und der Held der europäischen Geschicke auf der fernen Felseninsel sich selbst langsam verzehrte, als der König zum zweiten Male im Siegeskranze in seine Hauptstadt einzog, da erschien auch der Großfürst Nikolai an einem für das Haus Hohenzollern sehr wichtigen Tage. Es war am 22. October und an diesem Tage vierhundert Jahre, daß die Dynastie über die Kurmark Brandenburg herrschte. Zwei Tage später, denselben Tag, an welchem 1806 die Franzosen in Berlin eingerückt waren, erschien auch der Kaiser Alexander, und am nächsten darauf dessen Schwester, die Großfürstin Katharina, verwittwete Herzogin von Oldenburg, und die Großfürstin Maria von Weimar. Zwei Brüder und zwei Schwestern Alexanders belebten die königliche Familie, und am 4. November rückte das russische Grenadier-Regiment „König von Preußen" in Berlin ein.

Im königlichen Schlosse zu Berlin wurde an demselben Tage ein Gastmahl gegeben, an welchem die beiden Monarchen, die Mitglieder der königlichen und kaiserlichen Familie an einer Tafel saßen, zu welcher außerdem nur der greise Blücher und Barclai de Tolly gezogen waren; die übrigen geladenen Hofgäste befanden sich in großer Zahl im Vorzimmer. Plötzlich erhoben sich die beiden Monarchen und tranken auf das künftige

Wohl der beiden Verlobten, des Großfürsten Nikolai und der Prinzessin Charlotte. Die erstaunten Helden Blücher und Barclai de Tolly hatten diese Verlobung der übrigen Gesellschaft noch vor der Tafel im Geheimen angezeigt, die nun den Saal betrat, um dem künftigen Paare ihre Glückwünsche darzubringen.

Diese Nachricht durchflog die ganze Stadt, und der junge Großfürst wurde jetzt ebenso Gegenstand der Berliner Neugier wie sein erhabener Bruder, der Kaiser Alexander. Den nächsten Tag besuchte der Kaiser mit dem jungen Brautpaare das Mausoleum der Königin in Charlottenburg. Der Großfürst hatte sie im Leben nur als Kind gesehen, und wenn er in dem todten Marmor die schönen Tugenden der Verewigten nicht lebendig gelesen hätte, so wären die Thränen, welche die Prinzessin darob vergoß, der stille Ernst des Kaisers ein sprechendes Zeugniß für dieselben gewesen. Die Prinzessin gelobte sich im Stillen, ihrem künftigen Gatten das zu werden, was die Königin Louise ihrem Vater war, und bat den Himmel um Kraft, diesen Wunsch ausführen zu können. Keiner Frau unseres Jahrhunderts ist der weibliche Beruf klarer geworden, als ihr, keine hat ihn bis zum letzten Athemzuge so treu erfüllt, wie sie. Sie bedurfte Zeit, sich auf ihre Zukunft vorzubereiten; denn die Ansprüche, welche die neue Welt, in die sie eintrat, an sie stellte, waren nicht gering. Auch waren ihr jetzt nicht volle drei Wochen mehr vergönnt, ihren künftigen Gemahl näher kennen zu lernen, und selbst diese kurze Zeit war für das erste trauliche Beisammensein durch Feste beständig unterbrochen. Am folgenden Tage war großer Ball im Opernhause, und die Gesellschaft Berlins sah das seltene Paar denselben eröffnen. Aber auch die Bürgerschaft Berlins wollte diese Verbindung segnen, und veranstaltete in den nächsten Tagen ebenfalls einen Ball im Schauspielhause, auf welchem der Großfürst durch Leutseligkeit allgemein die Herzen gewann, welche die Prinzessin schon besaß. Dieses Jahr schloß mit Feierlichkeiten aller Art; kurz nach der Abreise des Kaisers und seiner Brüder erschien auch die Kaiserin Elisabeth, Alexanders Gemahlin, die zwei Jahre in ihrer Heimathstadt Karlsruhe verbracht hatte; eine Menge anderer

hoher Herrschaften besuchten damals das glänzende Berlin, und Prinzessin Charlotte übernahm dabei die Rolle der verstorbenen Königin; ihre Gesellschaft wurde dem König täglich unentbehrlicher, er unternahm keinen Ausflug aus der Stadt in die nächste Umgebung, ohne sie an seiner Seite zu wissen.

Das Land und die Stadt, in welchen sie eine so hervorragende Stellung einnehmen sollte, waren damals in Deutschland wenig bekannt; wer nicht durch Broderwerb gezwungen wurde, den führte die Wißbegierde schwerlich dahin, und die einmal dort Eingebürgerten kamen selten zurück. Von Rußland wurden auch nur wenig Reisen nach dem Westen unternommen; Schriften, die einen Aufschluß über das dortige Leben gegeben hätten, erschienen selten. Die russischen Truppen hatten durch Anspruchlosigkeit und militärische Zucht einen besseren Ruf hinterlassen als Franzosen und Bayern, welche letzteren überall als ungemein roh geschildert wurden. Doch Prinzessin Charlotte hatte Zeit, sich auf ihre hohe Bestimmung vorzubereiten, welche von der bis jetzt ihr gegebenen Richtung so wesentlich abwich. Wer die Grenzen seines Vaterlandes überschreitet, wird sich überall fremd fühlen, und wäre es gleich in einem Lande, das unserer Heimath in Sitten, Religion und Bildung nahe verwandt ist. Wir lassen Gewohnheiten zurück, die uns theuer waren, ja die unsere Lebensart bestimmten; wir gleichen einer Pflanze, die in fremder Erde nur schwer und langsam einzuwurzeln vermag. Eine protestantische Prinzessin wird schon im katholischen Bayern sich nicht ganz heimisch fühlen; der Unterschied der Lebensart würde in Frankreich oder England noch empfindlicher sein. Der russische Hof verlangt aber auf dem ganz veränderten Schauplatze des Lebens von seinen ausländischen Kaiserinnen und Großfürstinnen das Bekenntniß der griechisch-orthodoxen Kirche statt der protestantischen, denn der Kaiser, als das Haupt und der Schutzherr seiner Kirche, darf nebst allen seinen Familiengliedern nur ein und desselben Glaubens mit seinem Volke sein; so war es ein Glück zu nennen, daß die Prinzessin zwei Jahre Zeit fand, sich mit den neuen Verhältnissen bekannt zu machen. Ein russischer Priester, Namens Musowsky, kam nach

Berlin, machte sie mit dem Dogma und den Gebräuchen der orthodoxen Kirche bekannt und zugleich mit der russischen Sprache, und so flogen die Jahre des Brautstandes schneller vorüber, als sie es selbst wünschte. Der Großfürst besuchte aber Berlin um jene Zeit öfters; die schlichte Einfachheit Friedrich Wilhelms des Dritten fesselte ihn mit gleicher Macht, wie die Liebe der Prinzessin; das Beispiel des traulichen Familienlebens, das der Großfürst hier in seinem ganzen Zauber kennen lernte, wirkte besonders auf sein Gemüth; vollkommene Beherrschung der deutschen Sprache machte ihn in Berlin ganz heimisch, und der Reiz des Lebens wurde ihm durch die Freiheit erhöht, die er damals, von Dienstlasten und Schulstudien zugleich befreit, in vollem Umfange genoß. Seine Vorliebe für Militärbeschäftigungen fand hier volle Befriedigung, aber auch Berlin und Potsdam selbst mit ihren Schätzen, Erinnerungen und Einrichtungen nahmen sein Interesse aufs Lebhafteste in Anspruch. Die geistige Atmosphäre, in welcher der Mensch lebt, und die wir gewöhnlich Umstände zu nennen pflegen, nimmt an der moralischen Ausbildung und Entwickelung den ersten und wichtigsten Antheil. Zwei einfache Männer der Kunst und Wissenschaft, die dem Großfürsten Nikolai besonders in England zur Seite gestanden, entwarfen damals ein Bild desselben, das von dem Manne, wie ihn Petersburg in Dienstgeschäften später kannte, bedeutend abwich. Er war offen, zutraulich, empfänglich, hingebend, heiter bis zum Uebermuth; es erwachte in ihm der Mann, den die kaiserliche Uniform in Petersburg zusammengeschnürt hatte. Als solchen lernte ihn die Prinzessin Charlotte kennen und lieben.

Es hat in späteren Zeiten nicht an Stimmen gefehlt, die in dieser Verbindung des nachherigen Kaisers Nikolai mit einer preußischen Prinzessin nur eine Bürgschaft für die heilige Allianz sahen, welche die Herzen nicht um Rath gefragt hätte. Allein zu Anfang des Jahres 1814 hat der achtzehnjährige Nikolai eben so wenig an den Kaiserthron gedacht, als die drei Monarchen im Kriegslager in Frankreich an die spätere Bedeutung der heiligen Allianz. Es waren zwei Naturen, die sich unter allen Umständen angezogen

hätten: der Großfürst ein ganzer Mann, die Prinzessin eine vollendete Weiblichkeit.

Es ist dennoch nicht zu übersehen, daß Rußland zum ersten Mal eine Familienverbindung mit einem deutschen Großstaate einging, während die früheren Kaiserinnen aus Anhalt, Baden, Württemberg zu keiner politischen Schlußfolge berechtigten. Beide Staaten waren im achtzehnten Jahrhundert selbstständig in die Reihe der europäischen Hauptländer eingetreten, hatten plötzlich eine Macht entwickelt, welche die Welt in Erstaunen setzen mußte. Obgleich während des siebenjährigen Krieges in feindlichen Verhältnissen zu einander, näherten sie sich doch in den polnischen Angelegenheiten, und theilten das Land, das die beiden Staaten bis dahin getrennt hatte; aber eine Familienverbindung wurde, wie es scheint, nie beabsichtigt. Preußen nahm unter Friedrich Wilhelm II. thatsächlichen Antheil am Kampfe gegen die französische Revolution, Katharina begnügte sich mit Drohungen. Als später Paul sich in die französischen Kriege mischte, beobachtete Preußen die strengste Neutralität; aber die letzte Theilung Polens machte beide Länder zu Nachbarstaaten. Persönliche Freundschaft schlossen jedoch erst Alexander und Friedrich Wilhelm III., und die politischen Ereignisse knüpften ihre Interessen fester aneinander. Eine Familienverbindung konnte unter den nunmehrigen Umständen beiden Monarchen nur erwünscht sein, politisch aber ist sie nie im Voraus berechnet worden.

Als die Prinzessin Charlotte nach zwei Jahren hinlänglich auf ihren Beruf vorbereitet war, setzte man ihre Abreise nach Rußland auf den 12. Juni 1817 fest. Nach des Königs Wunsche sollte sie mit allem äußeren Anstande und dem nöthigen Aufwande gemacht werden, und doch mit der Sparsamkeit, welche die damaligen Verhältnisse gebieterisch auferlegten. Das neunzehnte Jahrhundert hatte sich von vielen Gebräuchen der früheren losgerissen, und bürgerliche oder natürliche Einfachheit ersetzte sinnloses Gepränge, ohne dadurch die Liebe und Verehrung der Unterthanen zu schmälern. Reisen der regierenden Familien, der Prinzen und Prinzessinnen gehörten früher zu den entsetzlichsten Geißeln der Länder.

Mußte doch Dänemark eine Menge neuer Steuern zahlen, um Christians VII. Reisen zu ermöglichen. Allein auch nach Entfernung aller lächerlichen Gebräuche mußte der königliche Hof mit Würde vertreten werden, zumal die Reise einem Lande galt, wo das Aeußere noch die Rolle wie in früheren Jahrhunderten spielte. Nach den Wunden, die der Krieg dem preußischen Lande geschlagen hatte, war die Ausstattung der königlichen Braut eine herbe Aufgabe für die zerrütteten Finanzen; aber der weise König fand mit seinem vortrefflichen Oberhofmeister Baron von Schilden die richtige Lösung der Aufgabe, ohne das Land durch eine sogenannte Prinzessinsteuer im Geringsten zu drücken.

In keinem Verhältnisse des Lebens sind Freude und Schmerz in dem Herzen eines Vaters so geschwisterlich gepaart, als wenn eine Braut aus dem Familienkreise scheidet und abgelöst vom älterlichen Heerde den Schritt der dunklen Zukunft entgegenthut. Der wortkarge König empfand jetzt zehnmal mehr, als die geläufigste Sprache ausdrücken konnte. Es war seine älteste, seine geliebteste Tochter, der jungfräuliche Engel, der seit dem Tode der unvergleichlichen Königin ihm zur Seite gestanden hatte. Mit nassen Augen, das Herz voll zärtlicher Wünsche, umarmte er am 12. Juni das geliebte Wesen und führte dann die hohe Braut an den Wagen, der in der Oberwallstraße vor dem Schlosse der Prinzessin hielt. Brüder und Schwestern begleiteten dieselbe bis nach Freienwalde, wo sie zuerst übernachtete; Prinz Wilhelm, der zweite Bruder, blieb an ihrer Seite bis nach Petersburg und Moskau. Das unmittelbare Gefolge der Prinzessin bildeten die Gräfin Haake als Oberhofmeisterin, die Gräfin Truchseß und die Erzieherin Fräulein Wildermett, der Baron Oberhofmeister von Schilden, der Kammerherr Graf Lottum, die Secretäre Chambeau und Schiller, der Doctor Busse, der schon genannte russische Geistliche Musowsky; außerdem die nöthige Dienerschaft.

Der ganze Zug bestand aus zwölf Wagen, in denen sich außer den genannten Personen auch das Gepäck und die Ausstattung befand. Die Prinzessin selbst saß mit den drei Damen in einem achtspännigen Wagen, und bekränzte Pferde erwarteten

denselben auf jeder Station. War es doch fast derselbe Weg, der die Familie vor elf Jahren flüchtig aus Berlin nach Königsberg geführt. Während damals Furcht und Entsetzen, und ein herzloser siegreicher Feind im Rücken folgten, kam ihr jetzt das treue Volk, im Genusse des tiefsten Friedens, freudig jauchzend entgegen. Am Thore jeder kleinen und großen Stadt wurde sie von festlich geschmückten Jungfrauen empfangen, und unsere deutsche Sitte, hohe Gäste in Reimen zu begrüßen, regte überall die dichterische Ader an. Ihre Schönheit und Anmuth, ihre Herzensgüte und Würde riefen Vielen das Bild der Königin Louise zurück, und jeder gütige Blick aus ihren Augen blieb lange Gegenstand der Unterhaltung und war Manchem ein Andenken für das ganze Leben.

Von allen deutschen Ländern hatten jene Provinzen den größten französischen Druck erfahren; Danzig, die reichste ihrer Städte, war sogar bis zum Jahre 1814 in französischen Händen geblieben, und die Continentalsperre hatte seine reichen Handelsquellen vertrocknet. Sonst hatten die großen Heereszüge des Jahres 1813 jene Länder verschont; aber sie waren auch nicht Zeuge der großen Siege und des Jubels gewesen, den Berlin, Leipzig und andere Städte erschallen hörten, und alle Wunden, die der große Krieg geschlagen, waren noch ungeheilt. Die meisten Städte dort sind ohne Schloß, und waren daher wochenlang zuvor bemüht, der hohen Braut eine, wenn nicht ihres Ranges würdige, doch bequeme Aufnahme zu bereiten. Nur Freienwalde nahm die Prinzessin in einem Schlosse auf, Stargard aber und Cöslin, sowie Lauenburg, konnten eben nur ein Nachtlager in Privathäusern bieten und außer der Treue für das königliche Haus nichts Sehenswürdiges.

Danzig, für Preußen ein nordisches Genua, hielt die Prinzessin zwei Tage in seinen Mauern; sie besuchte von hier das Kloster Oliva, für die Geschichte Preußens so bedeutungsvoll, und der Fürstbischof von Ermeland, den die Prinzessin als Kind in den unglücklichen Jahren so oft in Memel und Königsberg bei ihrer Mutter gesehen hatte, kam ihr entgegen und führte sie

in die historischen Schätze jener Abtei ein. Von da ging die Reise in zwei Tagen über Braunsberg nach der alten Krönungsstadt Königsberg. Hier drängten sich der jugendlichen Braut von selbst die ernstesten Erinnerungen und Betrachtungen auf. Welch eine Wandlung des Geschickes! Unter Gefühlen der Angst, des Schreckens, ja der Verzweiflung war die flüchtige Mutter mit dem lieblichen Kinde vor zehn Jahren hier angelangt; die meisten Bewohner, welche einst das Unglück des Landes und besonders auch der königlichen Familie erlebt hatten, genossen jetzt das Schauspiel, dieselbe Prinzessin als kaiserliche Braut einziehen zu sehen. Keine Stadt auf der ganzen beschwerlichen Reise ergriff die Prinzessin so mächtig und so innig zugleich; aber keine der Städte hatte auch so sehr ein Recht darauf, Diejenige wiederzusehen, die einst im herbsten Unglück die Augen warmer Theilnahme auf sich gezogen hatte, wenn sie durch die engen Straßen wandelte, auf welche die spitzen Giebeldächer ernst herabschauten. In Städten, die wir lange nicht gesehen, erleben wir ganze Jahre noch einmal in flüchtigen Stunden. Aber an die reiche Vergangenheit und die glückliche Gegenwart schloß sich hier auch unmittelbar die Zukunft, voll großer herrlicher Aussichten, eine neue Welt, in welcher das Vaterland stumm begraben werden mußte.

So wie die Scheidende auf der ersten Station noch einmal von dem Vater überrascht ward, kam ihr auf der letzten, in Memel, schon der ritterliche Bräutigam entgegen, und in geliebten Armen sagte sie der Heimath das letzte Lebewohl. Mit Blicken der Wehmuth sahen alle Preußen der Scheidenden nach, mit Blicken der Neugier wurde sie jenseit der Grenze überall empfangen.

In diesem Jahrhundert war noch keine ausländische Prinzessin als Braut in Rußland eingezogen, daher in jenen stillen Provinzen die Aufregung um so größer. Von Memel ging die Reise in einem Tage nach Schründen in Kurland, dessen äußerer Anblick nicht sehr von Preußen verschieden ist. Der Adel desselben ist deutschen Ursprungs wie der preußische, der Bürgerstand sehr gering an Zahl; dieser von dem ersteren kaum beachtet, und der ursprüngliche Landeseinwohner helotisch von den alten Eroberern

abgesondert gehalten. Die kleinen Landstädte haben viel hölzerne Häuser neben einzelnen steinernen und viel ungepflasterte Straßen; sie erscheinen ärmlich neben zahlreichen stolzen Landsitzen der alten Ritterfamilien. Man wird unwillkürlich an das Mittelalter erinnert. Den zweiten Tag langte die Prinzessin, welcher der Bräutigam immer voranreiste, auf dem Schlosse zu Mitau an, welches vor zwölf Jahren Ludwig den Achtzehnten friedlich beherbergt hatte. Der Appetit dieses Herrn war dem Lande in gutem Andenken geblieben, denn es gehörten für sein Frühstück allein größere Provinzen als Kurland.

Auf diesem Schlosse wurde der Prinzessin der ganze Adel von Kurland vorgestellt und ihre Anmuth und Einfachheit von allen Seiten gepriesen. Mit gleichem Jubel wurde sie am nächsten Tage in Riga von dem General-Gouverneur Paulucci empfangen. Während in Mitau ein ausschließlich aristokratischer Ton herrscht, setzt Riga in Erstaunen durch den Reichthum seiner thätigen Bürger; die Stadt, deren Kern echt deutsch ist, erinnert durch ihre Physiognomie, namentlich die hohen Kirchthürme, an alte deutsche Reichsstädte. Die hölzernen Vorstädte zeigen aber deutlich, daß Stadt und Provinz länger dem russischen Scepter unterworfen sind als Kurland, auch ist durch russischen Einfluß die Kluft zwischen den Ständen nicht mehr so groß als in Kurland. Von Riga bis Petersburg ist noch Dorpat bemerkenswerth; seit Anfang dieses Jahrhunderts besteht hier eine von Kaiser Alexander gestiftete deutsche Universität; sonst ist zwischen Riga und Petersburg, diesen Musensitz ausgenommen, keine Stadt von Bedeutung, und die Natur bietet noch weniger Abwechselung, es bleibt dieselbe Ebene bis Petersburg an der Newa, und die Landstraße in damaliger Zeit gewöhnte, ja zwang die Reisenden zur Geduld und Entbehrung. Etwa 60 Werst von Riga ist ein kleines romantisches Thal mit alten Burgruinen, die liefländische Schweiz genannt; die allgemeine Landstraße weicht jedoch um einige Werst seitwärts davon ab, und die Prinzessin mußte sich den Wunsch versagen, es zu besuchen; selbst die nächsten 43 Jahre ihres Aufenthaltes in Rußland haben sie nie dahin geführt. Der Zug hatte

auf dieſer weiten Reiſe doch das eigentliche Rußland nicht berührt, und auch die Reſidenz kündigt ſich als das Werk Peters im europäiſchen Style an. Der Empfang einer fürſtlichen Braut dort weicht aber von unſerer deutſchen Sitte ab. Hier iſt es ein Vorrecht der bürgerlichen Innungen und Körperſchaften, einen gekrönten Herrſcher, eine fürſtliche Braut bei dem feierlichen Einzuge zuerſt zu begrüßen; es zeigt ſich darin gleichſam der Kern der Stadt und des Landes, freilich entblößt von allem äußeren Glanze, aber in der aufrichtigſten Herzlichkeit und in einem gewiſſen nüchternen Wohlſtande. Anders in Rußland; dort wird die hohe Braut von dem Souverain mit dem glänzendſten militäriſchen Gefolge empfangen und geleitet, und das neugierige, aber überaus gutmüthige Volk nimmt nur ſo viel Antheil, als ihm die Polizei erlaubt; ſelbſt der eigentliche Hof, Kammerherren, Kammerjunker, ſpielt eine wenig ſichtbare Rolle.

Jedoch trotz des glänzenden und herzlichen Empfanges, welchen Bräutigam und Land der hohen Reiſenden bereitet hatten, fühlte ſie die ganze Laſt der ſchwierigen Aufgabe, und in dem beſcheidenen Zweifel, ob ſie derſelben ganz gewachſen ſei, vergoß ſie auf der langen, ermüdenden Reiſe manche heimliche Thräne. Die Kaiſerin-Mutter, obgleich ohne allen Antheil an den Regierungsgeſchäften, übte als Haupt der Familie einen ſouverainen Einfluß in derſelben aus, und der Beifall dieſer hohen Frau war für die künftige Stellung der jungen Prinzeſſin entſcheidend. Sie war die Einzige der ganzen Familie, der ſie noch nie gegenübergeſtanden hatte, und der Ruf ſchilderte ſie als ſtreng und voller Anſprüche gegen ihre Schwiegertöchter. Das Ziel der Reiſe rückte heran, und das Erſcheinen des Kaiſers Alexander auf einer der vorletzten Stationen erinnerte die Prinzeſſin lebhaft an die Nähe der nordiſchen Hauptſtadt. Endlich erreichte man am achtzehnten Tage das erſte kaiſerliche Schloß, Gatſchina, und fuhr von da an dem Garten von Zarskoe-Selò vorüber nach dem lieblichen Pawlowsk, dem Lieblingsſitze der Kaiſerin-Mutter. Der Kaiſer Alexander hatte die Prinzeſſin mit dem ritterlichen Anſtande empfangen, den ganz Europa an ihm bewunderte; die Kaiſerin-Mutter um-

armte sie mit warmer und aufrichtiger Zärtlichkeit und gewann die Gegenliebe und Verehrung der Braut im ersten Augenblicke und für das ganze Leben. Der Kaiser Alexander stellte der Kaiserin-Mutter den Prinzen Wilhelm mit den Worten vor: „Ich empfehle Ihnen meinen neuen Bruder," und jene erwiederte, indem sie ihn umarmte: „So bin ich denn auch um einen Sohn reicher." Maria Feodorowna war damals achtundfünfzig Jahr alt, aber noch frisch und schlank, und machte auf die Fremden einen mächtigen, kaiserlichen Eindruck. Die junge Prinzessin war so ergriffen und im Inneren aufgeregt, daß sie von dem ganzen Gefolge, das aufgestellt war, Niemanden bemerkte, selbst nicht einmal die Kaiserin Elisabeth, bis diese selbst auf die junge befangene Braut zukam und zu ihr sagte: „Haben Sie nicht auch für mich einen freundlichen Blick?" Die Herzlichkeit, womit die kaiserliche Familie die Braut aufnahm, wurde verschönt durch die Rosenpracht, in der Pawlowsk prangte, und die gleichsam mit heimathlichen Blicken die Prinzessin begrüßte. Sie war um so willkommener, als diese nordische Gegend am wenigsten sie erwarten ließ. Man stellte ihr den zukünftigen Hofstaat vor, aus den besten Familien erwählt, aber die Namen wie die Physiognomien waren zu fremd, die Aufregung und Ermüdung zu groß, und sie fing erst an, sich und ihre Gedanken zu sammeln, als sie allein in ihrem Zimmer saß. Da trat unangemeldet zu ihrem Erstaunen eine ehrwürdige alte Dame herein und sagte in dem vertraulichsten Tone: „Sie sind sehr sonnenverbrannt, ich werde Ihnen augenblicklich Wasser schicken." Es war die Fürstin Lieven, die sich als die älteste Dame des Hofes allein einen so vertraulichen Ton gegen die Prinzessin erlauben durfte; sie genoß, wie wir schon früher gesagt, nach den beiden Kaiserinnen das größte Ansehen am Hofe, und obgleich dies ihr erstes Erscheinen der Prinzessin fast sonderbar vorkam, so konnte sie derselben bei näherer Bekanntschaft doch die höchste Verehrung nicht versagen. Die Fürstin wurde bei dem ersten Familiendiner erwartet, und erschien daselbst, ohne die Staatskleider abzuwarten, die noch unterwegs waren, vor dem ganzen versammelten Hofe, der die

junge Braut in Gang und Bewegung, Haltung und Miene, sowie in jedem Worte musterte. Ihre Erscheinung war so neu und russischer Art gegenüber so fremd und außerordentlich, doch vor Allem so jungfräulich lieblich, daß man sie „Täubchen" nannte. Der Abend gehörte dem Familienkreise ganz allein. Am anderen Morgen erfolgte der feierliche Einzug der Prinzessin in Petersburg, für dieselbe nicht weniger ermüdend als die Fahrt bisher. Man legte am frühen Morgen drei deutsche Meilen bis an die Thore von Petersburg zurück, stieg in einem Landhause ab zum Frühstücke und bestieg dann in vollem Putz einen vergoldeten Landauer Wagen, in dem die beiden Kaiserinnen und Prinzessinnen von Württemberg mit der Braut zusammen saßen, so daß das Publicum der Hauptstadt sie sehen und begrüßen konnte. Die sämmtlichen Garde-Regimenter waren vom Thore bis an den Winterpalast, wohl eine Meile Weges, aufgestellt; viele dieser Truppen waren der Prinzessin aus dem Jahre 1813 her bekannt, wo sie einer Musterung derselben beigewohnt hatte. Der Zug ging längs der Perspective, der längsten und breitesten Straße der Stadt, in den Winterpalast, und hier trat man auf der großen Prachttreppe ein, die nur bei besonderen Festlichkeiten geöffnet wird. Der erste Schritt galt nun der Kirche, wo die Prinzessin zum ersten Mal das Kreuz küßte nach der Sitte der Rechtgläubigen. Von da ward sie auf einen Balkon geführt, dem großen Platze gegenüber, wo später die Alexandersäule aufgestellt wurde. Dort waren alle Garde-Regimenter in vollem Glanze aufgestellt, und diese, wie das bunte Publicum, empfingen die Tochter Preußens mit einem erschütternden Hurrah. Geblendet und betäubt von so viel Glanz und Pracht, betrat die Prinzessin endlich am späten Nachmittag die für sie bestimmten, kaiserlich ausgestatteten Zimmer. Sie fühlte, daß sie sich in einem Weltreiche befinde, wo alle Verhältnisse ihr in riesenhaften Formen entgegen traten. Es blieben ihr nur wenige Tage zur Ruhe, deren sie nach einer neunzehntägigen Reise auf ermüdenden Wegen und in peinigender Hitze im höchsten Maße bedurfte.

Drittes Kapitel.

Der Großfürst und die Großfürstin.

Ueber die griechische Kirche. — Vermählungsfeierlichkeiten. — Erste Bekanntschaft der Großfürstin mit Petersburg und den Landschlössern. — Die Gesellschaft.

In dem Leben mancher Menschen sind der Wechsel der Dinge, das Steigen und Fallen, die Uebergänge von einem Verhältniß zum anderen plötzlich und gewaltsam, während Andere in ewiger Gleichmäßigkeit nie ihre Heimath verlassen, ja vielleicht nicht einmal das Haus, wo sie geboren wurden. Die Letzteren werden aus der inneren Ruhe gebracht, wenn sie von einer Straße der Stadt in eine andere ziehen müssen.

Wie mußte jetzt die hohe Reisende im tiefsten Inneren aufgeregt sein, da ein Wechsel dem anderen folgte: Städte und Land, Menschen und Himmel, Kunst und Natur! ja, da sogar die Jahreszeit, der Monat Juni, in ganz anderen Bildern erschien. An dem Tage, wo sie in Petersburg anlangte, am 30. Juni, schien die Nacht und mit derselben die Ruhe des Schlafes verbannt zu sein; kaum zeigt zu dieser Zeit der Himmel in Petersburg um Mitternacht einen Stern erster Größe; statt traulicher Dunkelheit tritt sofort die Morgenröthe überraschend ein. Die nordischen Einwohner sehen in den hellen Nächten einen Ersatz für den späten und kurzen Frühling, und genießen die schönen Nächte wie Tage im Freien. Das Grün im Norden ist

um jene Zeit noch frischer als in Deutschland, denn es ist einen Monat später ans Licht getreten. Die Birke, bei uns so selten und zart, herrscht dort als starker Baum in Gärten und Wäldern vor, und der eifrigsten Kunst ist es nicht gelungen, sie durch unsere Fruchtbäume zu verdrängen. Unsere engen deutschen Stadtgassen mit den durch Jahrhunderte geschwärzten Häusern sind in Petersburg verschwunden; selbst das königliche Berlin der damaligen Zeit hatte nur in seinen neuesten Theilen einige Aehnlichkeit mit den endlosen geraden Straßen der Kaiserstadt. Kirchen, Paläste, Tracht und Physiognomie der Bewohner, Alles ist anders und neu; man kommt beim Eintritt in Petersburg, beim Anblick der Newa, der Inseln vor Erstaunen nicht zu sich. In Mitau, Riga, Dorpat kann man sich noch in Deutschland glauben, wenigstens in einem nachzügelnd-herbstlichen Deutschland; in Petersburg aber fühlt man sich auf einem anderen Schauplatze.

Doch dieser Wechsel der äußeren Welt war nicht der größte; es stand der jungen Braut in den nächsten Tagen eine Veränderung bevor, die ihrem tiefsten inneren Seelenleben galt, das Bekenntniß zur griechisch-orthodoxen Kirche. War sie auch auf diesen Schritt seit zwei Jahren durch den Priester Musowsky vorbereitet, so war dies doch bei geringer Kenntniß der russischen Sprache mehr in der deutschen geschehen, und das Bekenntniß mußte öffentlich vor dem ganzen Hofe in russischer Kirchensprache abgelegt werden. Der kurze Unterricht durch denselben Priester reichte kaum zu einer leichten Unterhaltung hin, und von allem Fremden, was ihre Sinne traf, war die Landessprache das Fremdartigste. Es war aber eine der ersten Erfahrungen der hohen Braut, daß die griechische Kirche auf das äußere Leben des Volkes einen weit größeren Einfluß ausübt als die katholische und protestantische, und daß die Beobachtung der Gebräuche und Vorschriften dort weit strenger als in anderen Ländern ist und Niemand von der kaiserlichen Familie sich denselben entziehen kann. Der rechtgläubige Russe tritt nie in die Kirche und geht an keinem Gotteshause vorüber, ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen; vor einem Leichenzuge bleibt er ehrfurchtsvoll entblößten Hauptes

ſtehen, bis derſelbe vorüber iſt; bei ſeinem Eintritt in eine Wohnung grüßt er das nie fehlende Heiligenbild zuerſt; er betet vor und nach Tiſche, und zwar gegen das Bild gewandt. Der flüchtigſte Blick des Reiſenden bemerkt, daß in dieſem Lande die Kirche viele allgemeine Rückſichten auferlegt und daß dieſelben gewiſſenhaft ausgeführt werden. Die griechiſche Kirche betrachtet ſich mit Recht als die älteſte und ſteht in ihren Dogmen, ihrer Verfaſſung und dem Gottesdienſte gleich unabhängig von der römiſchen, wie von der proteſtantiſchen, obgleich ſie Manches mit beiden gemeinſam hat. Bibel und Traditionen ſind in gleich hohem Anſehen; aber dem Proteſtantismus gegenüber wird ſie durch die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Bilder und Reliquien, durch die Gebete für die Verſtorbenen, das Prieſterthum, das Mönchsthum, die ſtrengen Faſten, die ſieben Sacramente, die Meſſe als unblutiges Opfer abweichend charakteriſirt. Der Gottesdienſt wird ſtehend verrichtet und er zeichnet ſich außerdem durch öfteres Kniebeugen und Bekreuzen aus; den Kirchen iſt unſere Orgel fremd, ſie wird durch den Chorgeſang erſetzt. Aber die ganze Gemeinde genießt im Abendmahle das Brod und den Wein; die Prieſter ſind verheirathet, dabei arm; das Sacrament der Ordination geſchieht durch Handauflegung; man unterſcheidet drei Stufen in der Geiſtlichkeit: die Diakonen, die Presbyter und die Biſchöfe; ſie ſind ſtreng von der weltlichen Geſellſchaft geſchieden und an ihrem Gewand, ihrem geſcheitelten Haar und langen Bart zu erkennen. Ein ſichtbares Oberhaupt der Kirche, ein Papſt, wird nicht anerkannt. Der Kaiſer iſt der Beſchützer des Glaubens und der Kirche. Die Auffaſſung des Chriſtenthums im ruſſiſchen Volke ſteht dem apoſtoliſchen Zeitalter näher durch die Demuth, Barmherzigkeit, ja durch eine gewiſſe Brüderlichkeit, welche die ſtrenge Scheidung der Stände, den böſen Feind der europäiſchen Geſellſchaft, gemildert hat. Der Höhergeſtellte redet den Geringeren wie ſeines Gleichen durch „Bruder“ an, der Jüngere den Aelteren durch „Väterchen“ oder „Onkel“; die herzliche Theilnahme des Volkes, das wahre chriſtliche Erbarmen iſt ſo groß, daß ſelbſt der Verbrecher „ein Unglücklicher“ heißt.

Das kirchliche Leben ist in Rußland durch alle Jahrhunderte das Hauptbildungsmittel, der Hort und Fels im Unglück gewesen, und man schreibt nicht mit Unrecht den Frauen das Verdienst zu, das Land zur Zeit der Mongolen bei dem christlichen Glauben erhalten zu haben. Der Gottesdienst ist durch äußere Pracht überraschend; die Feierlichkeit der Ceremonien setzt eine tiefe Kenntniß der inneren Bedeutung derselben voraus, wenn ihre lange Dauer nicht ermüden soll. Der Gang der Liturgie, die Gebete, das Kommen und Gehen der Priester, die einfach erhabenen Gesänge, das Geheimnißvolle der heiligen Handlung ist für den Uneingeweihten ein geistiges Schauspiel voller Räthsel, wenn er nicht im Stande ist, die ursprüngliche Bedeutung zu errathen. Aber jede einzelne Ceremonie hat ihren bestimmten Sinn und steht in engster Verbindung mit den ältesten Sitten der christlichen Kirche.

In den ersten fünf Tagen nach ihrer Ankunft saß die Prinzessin abgeschieden von dem Glanze des Hofes, von der Freude der kaiserlichen Familie, mit einer ihrer Frauen und dem Priester Musowsky allein, um das ganze Kirchengebäude, zu dem sie sich bekennen sollte, noch einmal in allen seinen Theilen zu überschauen und den Sinn des Ganzen aufzufassen, damit sie das Bekenntniß nicht gedankenlos ausspreche. Sie konnte das mit reinem Gewissen, da sie in der protestantischen Kirche nicht confirmirt war und nach jenem Ritus das heilige Abendmahl nicht empfangen hatte. Am 24. Juni erschien sie, vom Kaiser Alexander geführt, vor dem versammelten Hofe, in weißem Kleide mit einem Kreuze auf der Brust, einfach und schmucklos, und sagte nicht ganz unbefangen in slavonischer Kirchensprache das neue Glaubensbekenntniß her. Neben ihr stand als schneidender Contrast eine schwarzgekleidete Nonne, die den sonderbaren Eindruck, besonders auf das fremde Gefolge, noch vermehrte. Dieses sah die vielgeliebte Prinzessin Charlotte zum letzten Mal und begrüßte dieselbe nach der heiligen Communion als Großfürstin Alexandra Feodorowna. Die griechische Kirche duldet keinen Taufnamen, der nicht in ihrem Kalender steht, auch erlaubt sie nicht deren zwei anzunehmen, wie die abendländische Sitte es will, sondern

ſie giebt meiſtens, und ſie that dies in früheren Zeiten ausſchließlich, den Namen des Heiligen, den ſie am Tauftage feiert, und empfiehlt den neu Getauften dem Schutze dieſes Heiligen für das ganze Leben. Der Namenstag iſt daher durch ganz Rußland von größerer Bedeutung, als der Geburtstag, da die griechiſche Kirche den Anfang des Lebens nicht vom Tage der Geburt, ſondern von dem der Taufe an rechnet. Obgleich man ſich in neuerer Zeit nicht mehr ausſchließlich an dieſe Gewohnheit gebunden hat und bei der Taufe oft einen anderen Namen, als den des Heiligen jenes Tages, wählt, ſo bleibt doch der Namenstag das größte Familienfeſt. Der bisherige Name Charlotte wurde mit Alexandra bei ihrer Aufnahme in die griechiſche Kirche wohl aus Rückſicht für Kaiſer Alexander vertauſcht, weil dieſer die Prinzeſſin zur heiligen Handlung führte. Der zweite Name Feodorowna, dem altgriechiſchen patronimicum entſprechend, zeigt des Vaters Taufnamen an, und heißt ſo viel als Friedrichs Tochter. Die griechiſche Kirche erkennt aber die Taufe der Proteſtanten an und wenn dieſe ſich der rechtgläubigen Kirche anſchließen wollen, ſo werden ſie, nach gewechſelten Taufnamen, wie es hier der Fall war, durch das Sacrament der Myrrhenſalbung eingeweiht; „dieſe iſt das Siegel der geiſtlichen Vollkommenheit für alle aus dem Taufbade hervorgegangenen Bürger und Hausgenoſſen Gottes.“ War die Prinzeſſin Charlotte in größter Aufregung und innerer Unruhe dieſer feierlichen Handlung entgegen gegangen, ſo kam die Großfürſtin ruhig und mit ſich ſelbſt zufrieden zurück. Sie bedurfte der inneren Seelenruhe, ſowie der körperlichen Kraft für ihre nächſten Schritte, und verbrachte denn auch dieſen Tag in ſtiller Zurückgezogenheit und unter ernſten Betrachtungen.

Der folgende, der 25. Juni, war ein doppeltes Feſt in der kaiſerlichen Familie, es war der einundzwanzigſte Geburtstag des Großfürſten Nikolai, und an demſelben ſollte die kirchliche Verlobung des hohen Paares gefeiert werden. Die Braut erſchien zum erſten Mal in ruſſiſcher Nationaltracht, einem langen roſenrothen Kleide und dem halbmondförmigen Kopfaufſatze, der einzigen weiblichen Charaktertracht im heutigen Europa, die einen Abſchnitt

im Leben der Jungfrau anzeigt. Die kirchliche Verlobung ist in der griechischen Kirche ebenso unauflöslich wie die Ehe, die nur selten, bei sechs Gründen, eine Scheidung zuläßt, eine zweite Verheirathung nur duldet, und einer dritten gewisse Reinigungssätze und Bußen vorschreibt. Der Presbyter reicht unter dreimaliger Bekreuzung dem Bräutigam einen goldenen Ring, als Symbol der Sonne, mit deren Glanze er der Braut voranleuchten soll, dann der Braut einen silbernen, als Symbol des Mondes, der sein Licht von der Sonne erborgt hat; das Verhältniß der Abhängigkeit, des Gehorsams wird dadurch bezeichnet. Dann verlobt er das Paar im Namen der Dreieinigkeit, worauf sie gegenseitig die Ringe tauschen. — Die hohe Verlobte war bis dahin dem Publicum unsichtbar geblieben, ausgenommen am Tage ihres Einzuges; von heute an bis zur Vermählung mußte die Stadt sie täglich in offener Kalesche sehen, und die hellen Nächte verlängerten das Schauspiel der Neugierigen.

In den wenigen Tagen vor der Vermählung machte die neue Großfürstin die erste flüchtige Bekanntschaft mit dem Winterpalaste, den man jetzt nur ausnahmsweise während der schönen Sommertage bewohnte. Allein um diese Zeit ist ein Blick von dem Palaste auf die majestätische Newa, die Säulen-umgürtete Börse, den goldenen Festungsthurm, das frische Birkengrün der Inseln einzig in der Welt und bei heller Nacht feenhaft. Doch wurde die Großfürstin am meisten überrascht durch den Garten zwischen dem Winterpalaste und der sogenannten Eremitage, der eine Etage hoch in gleicher Höhe mit den kostbarsten Sälen und Galerien sich erhebt. Hier speiste man täglich zu Mittag unter frischen Bäumen und von Blumen umgeben, und konnte einen mäßigen Spaziergang nach Tische folgen lassen. Ein neues reizendes Bild verdrängte das andere, die Braut fühlte sich nicht allein wohl, sondern stolz, nun bald einem Reiche ganz anzugehören, das ihr mit solcher Pracht und so viel Liebe entgegen kam; ihre Freude, ihr Staunen kannten aber keine Grenzen, als sie am Vorabend ihrer Vermählung sich plötzlich mit Geschenken von Perlen und Diamanten überrascht sah, die der Königstochter gerade so fremd

und fern geblieben waren wie der einfachsten Bürgerfamilie; denn wir haben gesehen, in welcher Einfachheit der würdige König seine Töchter erzogen hatte. Da hohe Festtage für die kaiserliche Familie eine Last, ja ein Opfer werden, so versammelt sich dieselbe am Abend vorher im kleinen Kreise, und die Geschenke für Geburts- und Namenstage werden hier auf das Herzlichste überreicht. So war man auch jetzt bei der Kaiserin-Mutter versammelt; zu den bisher anwesenden Mitgliedern der hohen Familie war noch der Großfürst Konstantin aus Warschau gekommen, auch einige Damen vom preußischen Gefolge waren zugegen. Es sollte der letzte Abend im Winterpalaste sein; für den folgenden öffnete Anitschkow seine Räume. Man zog sich früh zurück aus Rücksicht für die fieberhafte Aufregung, der die Großfürstin am anderen Tage entgegenging. Als sie am nächsten Morgen erwachte, verkündigten fünf Kanonenschüsse der Stadt den feierlichen Tag, und der unbewölkte Himmel schien seinen Segen zu dieser Vereinigung zu senden. Die preußischen Frauen hatten das Bett der Braut mit rothen Rosen umgeben, und die zärtliche Wildermett brachte ihr einen Strauß weißer Rosen entgegen. Nachdem die Prinzessin angekleidet worden, führte man sie in das sogenannte Diamantenzimmer, dicht neben dem Schlafzimmer der Kaiserin-Mutter. Dort wurde ihr von der dienstthuenden Staatsdame der ganze Brautschmuck angelegt, darüber ein rothsammetner Hermelinmantel, die Krone ihr auf das Haupt gesetzt und befestigt, und außerdem ein Schatz von Edelsteinen aller Farben, daß sie vom Gewicht derselben sich gedrückt fühlte. Diesem Schmucke, der Königreiche aufwog, fügte sie mit eigener Hand nur eine weiße Rose hinzu, das Sinnbild ihres eigenen Lebens.

Als sie nun, sich selbst fremd, in dieser Pracht dastand, kündigte dies ein Ceremonienmeister dem Bräutigam an, und Beide erschienen hierauf von verschiedenen Seiten, aber zu gleicher Zeit, in dem Versammlungssaale, wo die ganze kaiserliche Familie das hohe Paar begrüßte. Einundzwanzig Kanonenschüsse zeigen jetzt der Stadt an, daß der feierliche Zug sich nach der Hofkirche in Bewegung setze. Alle Säle und Corridore von den

kaiserlichen Wohnzimmern bis zu der am anderen Ende des Palastes gelegenen Hofkirche sind von geladenen Gästen in großer Uniform erfüllt, selbst die Frauen erscheinen an diesem Tage nur im russischen National-Costüm; aber nur dem Reichsrathe, den Großwürdenträgern und dem diplomatischen Corps ist der Zutritt zur Kirche selbst gestattet. Der Zug wird eröffnet durch Fouriere, Kammerjunker, Kammerherren, Ceremonienmeister; dann folgt der Kaiser Alexander mit beiden Kaiserinnen, dann das hohe Brautpaar, und nach diesem reihen sich die anderen großfürstlichen Personen an. Die hohe Geistlichkeit empfängt die Majestäten beim Eintritt in die Kirche mit dem heiligen Kreuz und dem geweihten Wasser, und der Gottesdienst beginnt mit dem Gesange „Domine, fortitudine tua." Nach demselben führt die Kaiserin-Mutter das Brautpaar auf eine besonders hergestellte Erhöhung; die bei der Ceremonie betheiligten Herren und Frauen nähern sich. Glanz und Pracht der priesterlichen Gewänder, die Erhabenheit des Gesanges, durch den berühmten Hofchor ausgeführt, der Duft des Weihrauchs, die eigenthümliche Einrichtung der Kirche, die auserlesene Versammlung, alles Das versetzt den fremden Zuschauer in feierliche Spannung. Nun tritt der Priester den Verlobten mit Segnungen entgegen, ermahnt den Bräutigam, seiner Gattin gleich der Sonne zu scheinen, und fordert die Braut zum Gehorsam gegen den künftigen Gatten auf. Hierauf tauschen sie die Ringe. Der Geistliche erinnert das Paar an die patriarchalische Verlobung der Rebekka mit Isaak, und bittet den Herrn, die Verlobten im Glauben, in der Eintracht und Wahrheit zu befestigen. Dann folgt die Trauung: Bräutigam und Braut, mit angezündeten Kerzen in der Hand, folgen dem Presbyter mit dem Rauchfasse dreimal durch das Schiff der Kirche. Dieser Gang bedeutet ihren Lebensweg; wie jetzt dem Presbyter, sollen sie den Geboten des Herrn nachfolgen, und ihre guten Werke sollen gleich dem Weihrauche zum Himmel aufsteigen. Der Chor singt während dessen: „Ehre sei Dir, unser Gott." Hierauf fordert der Geistliche die Herzen der Verlobten noch einmal auf, vor der ganzen Gemeinde sich Eintracht und Treue zu geloben,

und nachdem er ihre ausdrückliche Antwort vernommen, ertheilt er den Segen der heiligen Dreieinigkeit. Es folgen drei lange und feierliche Gebete, in welchen der geheimnißvollen Erschaffung des Weibes aus Adams Rippe erwähnt wird, der Ehesegen im Paradiese, der sich von da durch alle Geschlechter dem Fleische nach verbreitet hat. Er bittet um einen gleichen Segen für das junge Paar; er bittet aber auch um die Erhaltung der Eltern desselben; denn diese befestigen der Häuser Grund. Hierauf setzt er Kronen auf die Häupter der Vermählten, zum Zeichen, daß der Kampf jungfräulicher Keuschheit vom Himmel gekrönt wird, und ruft: „Gekrönt wie der Knecht und die Magd Gottes im Namen der Dreieinigkeit; Herr unser Gott, kröne sie mit Ruhm und Ehre!“

Der Priester füllt hierauf eine Schaale mit Wasser und Wein, segnet dieselbe und reicht sie den Neuvermählten, daraus zu trinken; sie sollen dadurch erkennen, daß sie von jetzt ab gemeinsam aus Einem Kelche der Freude und des Leides trinken und des Lebens Lasten zusammen tragen sollen. Dann vereinigt er ihre Hände auf seinem Epitrachalion zum Zeichen ihres unauflöslichen Bündnisses, und führt sie dreimal um das Analogeion (Lesepult), während die Chöre einen himmelanstrebenden Hymnus singen. Nach diesem feierlichen Umgange nimmt der Presbyter ihnen die Kronen ab und begrüßt sie mit folgenden Worten: „Sei gepriesen, o Bräutigam, wie Abraham, und gesegnet, wie Isaak, und vermehrt, wie Jakob. Und du, o Braut, sei gepriesen, wie Sarah, und erfreut, wie Rebekka, und vermehrt, wie Rahel!“ Die jungen Gatten senken demüthig ihre Häupter vor Gott während des letzten Gebets, das für sie um langes Leben bittet, und besiegeln auf den Ruf des Geistlichen ihr Bündniß durch einen Kuß. Sie statten sodann beiden Majestäten ihren Dank ab, und unter dem Te Deum und hundertundein Kanonenschüssen geht der feierliche Zug in derselben Ordnung nach den Gemächern zurück.

Inniger und ergreifender wird in keiner Kirche die Trauung vollzogen als in der russischen, und dieser hier beschriebene Hergang ist für ein kaiserliches wie für das ärmste Paar derselbe.

Die Liturgie und die damit verbundenen Feierlichkeiten dauerten in der Hofkirche drei Stunden; das junge Paar hatte an diesem Tage nach Vorschrift bis nach Vollendung des Gottesdienstes gefastet, war Gegenstand von mehr als zehntausend neugierigen Augen und konnte begreiflicherweise nicht anders, als an Kräften erschöpft und in wogender Aufregung, seine Gemächer wieder betreten. Aber nicht, um zu ruhen; denn es folgte unmittelbar ein großer Galafestschmaus in dem größten Saale des Winterpalastes. Zu solchen Tafeln sind nur die drei ersten Rangclassen geladen, d. h. Generaladjutanten, Minister, die Reichsräthe, der Senat, Staatssecretäre und geheime Räthe; außerdem die Staatsdamen und andere Hofdamen, die mit dem Katharinenorden geschmückt sind.

Von den Galerien des unübersehbaren Saales schallte Musik herab, und die Zuschauer von oben sahen heute die ganze kaiserliche Familie an Einer Tafel von den Großwürdenträgern des Reiches bedient. Unter lautem Kanonendonner von der Festung herüber erschallt der erste Toast den drei Majestäten und dem Könige von Preußen, der zweite den Neuvermählten, und der dritte den treuen Unterthanen des Reiches. Nach aufgehobener Tafel bleibt den sämmtlichen hohen Herrschaften kaum eine halbe Stunde zur Ruhe am Vorabende, denn halb neun Uhr füllt sich ein anderer Saal des Palastes mit denselben Gästen; paarweise geht die kaiserliche Familie in Form und unter der Musik einer Polonaise mehrmals durch den Saal, und verschwindet nach einer Stunde in ihren Gemächern. Und gegen zehn Uhr, bei dem nordischen Helldunkel, setzt sich der glänzende Zug in Bewegung, um das Palais Anitschkow, das für die Neuvermählten bestimmt ist, einzuweihen. Kaiser Alexander und Kaiserin Elisabeth sind schon, von Adjutanten und Pagen begleitet, vorausgeeilt. Vor dem großen Paradeeingange zum Winterpalaste harrt der goldene achtspännige Wagen. Die Neuvermählten, von der ehrwürdigen Mutter geführt, steigen die breite Treppe hinab, als sich plötzlich ein Courier zu der Großfürstin drängt und einen Brief überreicht, der den Segen des Vaters aus Berlin zum heutigen Tage ihr

sendet. Beide drücken das kostbare Papier an Lippen und Herz und eilen der neuen Wohnung entgegen. Sie athmen heute zum ersten Mal die freie Luft und genießen die Abendkühle bei der wunderbaren, sanften Beleuchtung. Der Wagen fährt langsam und feierlich, ihm voraus reiten Gardehusaren mit blankem Säbel, neben denselben Oberhofchargen in großer Uniform; darauf folgen die Garde zu Pferde und neun Wagen mit dem Hofe und Gefolge des jungen Paares. Aber dieser Glanz verschwindet vor den Hunderttausenden, die sich von einem Palast zum anderen neugierig geschaart hatten, um dem großfürstlichen Paare ihren Segen in lauten „Hurrahs" zuzurufen, und den goldenen Wagen umtanzen, wie die aufgeregten Wellen des Meeres einen Segler. Der Zug geht von der Newa über den längsten und breitesten Platz der Stadt, die Hauptstraße der Stadt entlang, etwa zwei Werst weit, zum Anitschkowpalaste, wo Kaiser Alexander und Elisabeth das junge Paar mit Salz und Brod empfingen. Dieselben Staatsdamen wie vorher entkleiden die Großfürstin des Hermelinmantels, der Krone und der drückenden Last der Edelsteine, und hüllen sie in rosenrothe Gace und Brüsseler Spitzen. Den Schluß des Tages bildet ein Familiensouper, zu welchem der Großfürst seinen Erzieher, den Grafen Lambsdorf, die Großfürstin ihre preußischen Frauen und die vortreffliche Wildermett eingeladen hat.

So war denn der erste Schritt gesetzt in einen Palast, der die jungen Eheleute acht Jahre lang als die glücklichsten der Welt beherbergen sollte. Der schönste Tag des Lebens, aber auch der ermüdendste, war feierlich und glücklich vorübergegangen, das Ziel der weiten Reise war erreicht, eine neue Heimath war in dem fremden Lande gefunden, nach großen Beschwerlichkeiten trat nun die erste Ruhe ein in einer herrlichen Umgebung und an dem Herzen eines Mannes, den sie vor drei Jahren selbst gewählt, dem zu Liebe sie ihr Vaterland verlassen, dem sie ihr Dasein mit dem vollsten Vertrauen hingegeben und der dieses nie getäuscht hat; denn sein ganzes Leben, das öffentliche wie häusliche, erweist dem Volke wie seiner Gattin, daß er ein Ritter — ein Mann

gewesen. Drei Tage nach einander läuteten alle Glocken der Stadt, die jeden Abend mit Hunderttausenden von Lampen erleuchtet war, und das Volk feierte die Hochzeit diese drei Tage auf seine Weise mit, durch Spaziergänge in und außer der Stadt. Aber auch in allen Kirchen waren Gottesdienst und Dankgebete vereinigt.

Am anderen Morgen erschien der Kaiser Alexander zuerst mit kostbaren Geschenken, die lebendige Freude hervorriefen, bei dem jungen Ehepaare; aber Beide schienen den größten Triumph zu feiern, als sie zum ersten Mal als Gatten eine offene Kalesche bestiegen, um den beiden Kaiserinnen den ersten Besuch abzustatten. Das Volk umlagerte von frühem Morgen an den großen Schloßhof und die breite Straße, um Beide mit seinem Hurrah zu begrüßen. So erfolgte ihr erster Ausgang in den Winterpalast zurück; die Kaiserin-Mutter lud ihre Kinder sofort zu einem Familienschmause, zu welchem nur die alte Fürstin Lieven und das preußische Gefolge gezogen wurden. Nach Tische fuhr der Großfürst seine junge Gemahlin selbst durch die Stadt und hielt an einzelnen schönen Punkten derselben stille, immer vom Volke umlagert. Am nächsten Tage nahm das junge Paar die Glückwünsche der Generalität und der höchsten Civilbeamten entgegen, speisten denselben Tag wieder im Winterpalaste und wohnten Abends einer Theatervorstellung in der Eremitage bei. Dieses Gebäude, eine Fortsetzung des Winterpalastes, durch Gewölbe, kühne Bogengänge mit dem letzteren verbunden, ist das Museum der schönen Künste, und der entlegenste Theil enthält ein kleines Theater, auf welchem einst die Lustspiele Katharinens der Zweiten aufgeführt wurden.

Hier erschien die genannte Kaiserin ohne Purpur und Krone, aber mit dem Zauber der geistreichsten Frau ihrer Zeit, umgeben von einer kleinen Zahl auserwählter Männer, inländischer wie fremder, die solch einen Edelstein ohne den Prunk der Etiquette zu würdigen verstanden. Zu Alexanders Zeiten spielten hier überhaupt nur die Franzosen vor einem kleinen, auserlesenen Publicum, die öffentlichen Theater wurden damals von der kaiserlichen Familie selten besucht. Am nächsten Tage folgte ein Ball in

den Räumen des Palastes der Kaiserin-Mutter; am fünften vertheilte sich die ganze hohe Gesellschaft auf die verschiedenen Landschlösser, und das neue großfürstliche Paar begab sich zu der Kaiserin-Mutter nach Pawlowsk, wo Alexandra Feodorowna die erste Nacht zugebracht hatte. Dieses Landstädtchen liegt wenige Werst weiter als Zarskoe-Selò, aber Garten und Schloß sind himmelweit von Zarskoe verschieden. Eine schöne Landstraße führt von der Residenz und durch eine damals sumpfige, unangebaute Ebene hin. Nach der drückenden Pracht Petersburgs glaubte die Großfürstin hier wieder in ihrer Heimath zu sein; alle kaiserliche Pracht ist hier abgelegt und die Natur steht nicht unter dem Befehle eines Generals wie in Zarskoe-Selò; Bäume und Feld- und Waldblumen dürfen frei wachsen, ohne die Censur der Polizei zu fürchten. Den Garten von Zarskoe-Selò möchte man „Kaiserliche Hoheit" anreden, in dem Thal von Pawlowsk wirft man sich in die Arme der ungekünstelten Natur. Selbst der Palast, rings von Grün umgeben, fast wie im Walde versteckt, hebt nur seine Kuppel über die Gipfel der Bäume empor, ist sonst aber schlicht von außen. Es war der Landsitz des Kaisers Paul als Großfürst und wurde später durch den Aufenthalt der Kaiserin Maria Feodorowna berühmt. Dieselbe Kaiserin-Mutter, die in Petersburg nie anders als mit sechs Pferden durch die Straßen fuhr, lebte hier den Sommer alles kaiserlichen Glanzes entblößt, wie zur Erinnerung an Württemberg. So wie sie in den verschiedenen Stiften Tausende von Jungfrauen für das Reich erzog, so hier Tausende von Rosen um eine schweizerisch einfache Hütte, die daher den Namen „Rosenpavillon" führte. Hier empfing sie ihren dritten Sohn Nikolai Pawlowitsch und seine junge Gemahlin, und zeigte der Letzteren selbst die Schätze, die das einfache Schloß enthält, und den Reiz, den ein Garten noch unter dem sechszigsten Grade nördlicher Breite entfalten kann. Kleine Seen und Bäche wechseln hier ab mit dem Dunkel des Waldes, das sich mitten in den Park hinein verliert; ebenso überraschend tritt ein Wiesenteppich mit Blumen hervor, die außer der Natur noch eine liebevolle Hand gepflegt hat. Ein Schweizerhäuschen

mit Säulen von Birkenstämmen und eine Einsiedelei laden in der Hitze zur Kühlung, eine Ruine zum Denken, ein Wasserfall zum Lauschen ein. Die Kaiserin bedauerte, daß die Nachtigallen schon vor Ankunft ihrer Schwiegertochter geendigt hätten, aber mit Genugthuung zeigte sie den Schmuck der Rosen, die, sonst jenem Himmel und jenem Lande fremd, durch ihre Sorgfalt ebenso schön blühten und dufteten, wie in Deutschland und Frankreich. Nach der mannigfaltigsten Abwechselung gelangt man zuletzt in eine Meierei, damit das Nützliche beim Angenehmen nicht fehle; und von dieser in russische Dörfer mit weiten Saatfeldern. Das junge Paar verlebte hier die ersten Wochen nach der Hochzeit einzig im Genuß der goldenen Freiheit, schwelgte in dieser herrlichen Natur unter dem Schutze eines mütterlichen Auges. Der Kaiser Alexander bewohnte das nahe gelegene Zarskoe-Selo und fuhr auf einspänniger Droschke, so oft die Zeit es ihm erlaubte, nach Pawlowsk, um der ehrwürdigen Mutter die Hand zu küssen. Das Schloß jenes Landstädtchens liegt höher, als Pawlowsk, und die Gegend ist von Peter dem Großen zu einem Landsitze ausersehen worden. Eigenhändig hat er die schönen Ahornbäume gepflanzt, die, wie zu seiner Zeit alle Cultur, jenem Boden bis dahin fremd geblieben waren. Garten und Schloß haben etwas Majestätisches, während Pawlowsk nur einfach ländlich ist. Das Schloß besonders übt eine seltsame Wirkung auf den fremden Beschauer in hellen Sommernächten aus; die endlos lange Wand der Fronte glänzt unter einem grünen Dache mit vergoldeten Kirchthürmen, der große Vorhof, der in dasselbe führt, die majestätische Stille und Einsamkeit unter dem Helldunkel eines blauen sternlosen Himmels: alles Das zaubert den Wanderer in eine Mährchenwelt. In diesem Schlosse, dessen mittlerer Saal so hoch und geräumig wie eine Kirche ist, lebte Alexander in zwei einfachen Zimmern, durch deren Fenster eine duftende Lindenallee ihm Schatten spendete; es ist derselbe Baumgang, in welchem einst seine Großmutter, die Kaiserin Katharina, mit ihrem Windspiel, auf einen Stock gestützt, spazierte, wo dieselbe für ihre Tochter eine Rose hüten ließ. Rechts und links prang-

ten die anderen Gemächer von Bernstein, Porphyrsäulen, Marmor, Gobelins; ein Seitenflügel, wo Katharina vorzugsweise gern gewohnt hatte, ist ganz chinesisch ausgestattet; Alexander begnügte sich mit zwei Zimmern, die in keiner Hinsicht an ein kaiserliches Schloß erinnerten. Er empfing das junge Paar hier zu einem Gastmahle und führte die Großfürstin selbst durch den stillen, unbelebten Garten, dessen Reinhaltung und Unterhaltung dem Hofe täglich beträchtliche Summen kostet und dem Publicum deshalb den Zutritt verleidete. Das junge Paar hing mit größerer Liebe an Pawlowsk, wo die Kaiserin-Mutter ihm gegenüber größere Milde an den Tag legte, als früher ihre Weise war. Der Hof, der sie umgab, war klein; er bestand aus den beiden Adjutanten des Großfürsten, Adlerberg und Baron Frederichs, Letzterer an die Jugendfreundin der Großfürstin, Cäcilie, verheirathet, zwei Hoffräulein, Gräfin Schuwalof und Fräulein von Uschakof, dem Hofmarschall Kyrill Narischkin, und dem preußischen Gefolge. Prinz Wilhelm besonders fesselte die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen der alten Kaiserin, und ein Unterschied in dessen Erziehung und der ihrer eigenen Söhne und Töchter konnte ihr nicht entgehen. Prinz Wilhelm war leicht und gewandt in allen seinen Bewegungen, natürlich in seiner Unterhaltung mit Herren und Damen, eine jugendliche Fröhlichkeit belebte sein ganzes Wesen, ohne die Würde des Prinzen zurücktreten zu machen, während es den beiden Großfürsten Nikolai und Michael schwer wurde, ja unmöglich war, selbst in der ungezwungensten Gesellschaft sich von der kaiserlichen Höhe herabzulassen und den freundlichen Ton zu treffen, der überall Anklang findet. Freilich spiegelte sich in den beiden Söhnen nur der Mutter ehrwürdiges, aber steifes Wesen ab; sie fühlte jedoch ihrerseits das Unzeitgemäße alter Etiquette und versuchte es nicht, die junge Schwiegertochter in jene Formen einzuzwängen; es entging ihrem Auge nicht, daß die harmlose, aber natürliche Grazie der jungen Großfürstin, ihre Freiheit in der Unterhaltung, der fröhliche Ausdruck ihres Gesichtes selbst in den abgezirkelten, ängstlichen Umgebungen allgemeinen Beifall gewannen, und daß sie damit besonders das tief verschlos-

sene Gemüth ihres jungen Gemahles an das Tageslicht hervorzauberte. Man konnte sich nicht verheimlichen, daß die junge Großfürstin in den vierzehn Tagen, die sie zuerst in Pawlowsk verlebt, einen anderen, wohlthätigen Geist in der Gesellschaft hervorgezaubert hatte, und daß die alte Kaiserin selbst von der Liebenswürdigkeit derselben so eingenommen war, daß man die junge Großfürstin fortan nur das Herzblatt der Kaiserin-Mutter nannte. Die kleine Gesellschaft erlaubte sich Spiele, Tänze, Ausfahrten, Spaziergänge, die ein strenger Hof sonst verboten hätte, man speiste zu Mittag und zu Abend ganz nach Belieben, an diesem oder jenem Platze des Gartens; man durchzog ihn zu Fuß und schien das nachzuholen, was eine gedrückte Kindheit Beiden versagt hatte. Und an diesem Leben nahm Alles theil, der Kaiser Alexander und seine ernste Gemahlin Elisabeth: man fühlte eben allgemein die Segnungen des Friedens nach jenen Weltkämpfen.

Ein Unfall jedoch störte auf einige Tage den frohen Geist der Gesellschaft; Prinz Wilhelm wurde von einem Kettenhunde gebissen und mußte sich, da man die möglichen Folgen eines solchen Bisses nicht voraussehen kann, die verwundete Stelle ausbrennen lassen. Er unterwarf sich dieser Operation mit einem Gleichmuth, daß die Kaiserin-Mutter ausrief: „Kein Wunder! Es ist ja ein preußischer Prinz.“ Seine Abwesenheit wurde durch die Ankunft des Fürsten Radziwill einstweilen ersetzt, den der König Friedrich Wilhelm III. als Ueberbringer seiner Glückwünsche an seine Tochter schickte. Dieser Fürst, als Mäcen des damaligen Berlins und als der feinste Mann seiner Zeit berühmt, erhielt auch in dem fröhlichen Kreise den angeschlagenen Ton aufrecht, der ihn zum Mittelpunkt der höheren Geselligkeit in Berlin gemacht hatte. Gemahl einer preußischen Prinzessin, der Schwester des Prinzen Louis Ferdinand, Herr eines großen Vermögens, genialer Tonkünstler, bezeichnete er seinen Umgang durch jene leichten aristokratischen Formen, welche überhaupt die slavischen Völker vor den germanischen voraus haben. Mit Andacht hörte die Gesellschaft seinem Cellospiel zu.

So verflossen zwei Wochen, die der Großfürstin die ersten Wunden des Heimwehs heilten, sie ihrem Gemahl und der Familie täglich theurer machten und ihr selbst in dem neuen Kreise nicht allein eine sichere, sondern auch eine freie Stellung schafften. Jetzt bezog man die anderen, am Meere gelegenen, Lustschlösser: Strelna, Peterhof und Oranienbaum, die trotz ihrer schönen Lage und Pracht zur Zeit Alexanders wenig besucht waren. Wenn Potsdam durch seine herrlichen Wasserspiegel sowie durch städtische Monumente und kräftigen Baumwuchs die beiden bisher genannten russischen Landsitze übertrifft, so steht es doch den jetzt folgenden nach. Alle drei gewähren eine weite Aussicht auf den finnischen Meerbusen, auf Kronstadt, das mit seinen Schiffen im Wasser zu schwimmen scheint, auf die finnländische Küste und die goldenen Thürme der Hauptstadt. Auf den Bewohner des Binnenlandes übt das Meer stets neue Reize, und der breite Wasserspiegel zwischen Petersburg und Kronstadt fesselt durch seine Ruhe und Glätte selbst Diejenigen, die des Meeres Pracht im Süden gesehen haben. Der Großfürst Nikolai fuhr mit seiner Gemahlin in offener Kalesche von Strelna nach Peterhof auf einem Wege dicht am Meere, wo dasselbe hinter Bäumen auf Minuten verschwindet und dann plötzlich wieder überraschend hervortritt. Die Großfürstin jauchzte laut auf beim Anblick so malerischer Bilder; aber am größten war ihre Ueberraschung, als die Kalesche nach einer langen Fahrt durch dunkle Baumgänge plötzlich vor dem lebendigen Schauspiele der hundert Springbrunnen hielt, in deren Wasserstaube sich alle Regenbogenfarben spiegeln und die in der brennenden Mittagshitze eine wunderbare Kühle verbreiten. Ueber den Wasserkünsten erhebt sich das Schloß auf einer sanften Anhöhe, mit der Aussicht auf das Meer; an seinen Rücken lehnt sich ein kleiner, aber reich ausgestatteter Garten, der durch seine alten Linden, Flieder und phantastischen Figuren über den Springbrunnen gleichsam in ein anderes Land versetzt. In diesem Schlosse feierte Alexander den Namenstag seiner Mutter am 22. Juli, und er fiel in diesem Jahre um so glänzender aus, als derselbe Tag, nach dem römischen Kalender der 3. August, zugleich

der Geburtstag des Königs von Preußen war. Eine unbequeme Landstraße führte damals von der Residenz zu dem schönen Feste, zu welchem das ärmliche Städtchen dem theilnehmenden Publikum nicht einmal einen Gasthof bieten konnte. Es bewegte die Großfürstin im tiefsten Inneren, zwei Feste an Einem Tage zu feiern, und ihr Herz war bei aller Pracht der Umgebung zwischen Gegenwart und Ferne getheilt: sie feierte des Vaters Geburtstag zum ersten Mal über dreihundert Meilen von ihm entfernt. — Nach einigen Tagen begab sich der ganze Hof nach Oranienbaum, wo ein Feuerwerk abgebrannt wurde.

Das neueste und seltsamste Schauspiel erwartete sie aber in Kronstadt, wo der Kaiser mit dem Gefolge des ganzen Hofes eine Besichtigung der Flotte unternahm. In Pawlowsk hatte die Großfürstin die Kaiserin-Mutter näher kennen und verehren gelernt, in diesen letzten Tagen gewann sie die nähere Bekanntschaft des Kaisers Alexander. Als Kind von sieben Jahren hatte sie in Berlin ihn zuerst, doch späterhin öfters gesehen, und an seine flüchtige Erscheinung knüpfte sich für die Großfürstin die Vorstellung des größten Helden seiner Zeit, sowie andererseits eines väterlichen Freundes. Alexander war durch seine unerreichbare Liebenswürdigkeit, durch das Ritterliche seiner Erscheinung, den Zauber seiner Unterhaltung und eine unerschütterliche Herzensgüte das Ideal eines Mannes für alle Frauen; auch die Großfürstin fand die Verehrung gerechtfertigt, welche ihm die ganze Welt zollte.

In jenen Tagen entfaltete er den ganzen Zauber seines Wesens; und wer ihn in der Nähe auch nur gesehen hatte, ging strahlenden Angesichtes davon. Er mochte sich an der Spitze seiner Truppen, in einem glänzenden Salon oder in kleinem Familienkreise zeigen, überall elektrisirte seine Erscheinung die Umgebung. Niemand begriff das Wesen der jungen Großfürstin besser, als Kaiser Alexander, der dem ausländischen Geiste durch seine Erziehung, seinen Umgang und den langen Aufenthalt in der Fremde näher stand, als seine Mutter und seine Brüder. Er wurde Freund seiner Schwägerin im edelsten Sinne

des Wortes. Anfangs Auguſt zog der ganze Hof nach Zarskoe und Pawlowsk zurück, und das junge Ehepaar theilte mit ſeinem kleinen Gefolge den Aufenthalt der Kaiſerin-Mutter.

Als ſo die junge Großfürſtin Bekanntſchaft mit der Reſidenz und den dazu gehörigen Landſchlöſſern gemacht hatte, mußte ſie mit ihrem Gemahl der alten Stadt Moskau einen Beſuch abſtatten; der ganze Hof gedachte den nächſten Winter in der aus der Aſche ſchnell und ſchöner emporgeſtiegenen Metropole zuzubringen, und man fing ſchon jetzt an, ſich ernſtlich zur Reiſe vorzubereiten. Mit dem Monat Auguſt tritt in der Gegend von Petersburg wieder Abend und Nacht ein, die Stadt wird von acht Uhr Abends an erleuchtet, und eine feuchte Kühle treibt die Landbewohner von Zarskoe-Selò und Pawlowsk aus den Gärten in die ſtädtiſchen Häuſer. Die kleine Hofgeſellſchaft unterhielt aber die einmal zur Gewohnheit gewordene ungezwungene Heiterkeit auch in den Sälen des Schloſſes beim traulichen Lichte; bald ließ der Fürſt Radziwill ſich auf dem Violoncell hören, bald der Großfürſt Nikolai auf der Trompete. Ein anderes Mal füllten Charaden oder lebende Bilder die immer länger werdenden Abende, und am öfterſten ein harmloſer Tanz, wobei dann die junge Großfürſtin jedesmal durch ihre ſeltene Anmuth allgemeine Bewunderung erregte. Ein Umſtand veränderte aber noch vor der Abreiſe nach Moskau den Charakter der geſelligen Unterhaltung. Eines Tages fiel die Großfürſtin während der Meſſe jählings um, und ihr Gemahl trug ſie athem- und bewußtlos auf ſeinen Armen in ein nahes Gemach, wo ſie erſt nach zehn Minuten zum Bewußtſein kam. Es war das erſte ſichere Zeichen, daß ſie in den Zuſtand der Mutterſchaft getreten ſei, und ſo folgte dem Schreck allgemeine Freude. Mit der Ohnmächtigen hatte die ganze Geſellſchaft die Kirche verlaſſen. Man fand auf der Stelle, wo ſie gefallen war, einige Blumenblätter, wahrſcheinlich dem Strauße entfallen, den ſie am Gürtel trug; dieſe Blätter waren lange Gegenſtand der phantaſiereichſten Deutung.

Der Leſer hat bisher mit der Großfürſtin zuſammen eine flüchtige Bekanntſchaft des Hofes und der ländlichen Schlöſſer

gemacht. Ein Blick auf die Gesellschaft der Hauptstadt und des Reiches, auf das Verhältniß derselben zur kaiserlichen Familie, zum Hofe überhaupt war bis jetzt nicht möglich. Mehr als in jedem anderen Lande hat sich der russische Hof seit Peter I. mit Personen seiner eigenen Wahl und seines Vertrauens umgeben, da die Geburt allein in Rußland seit dem Zaren Feodor Alexiewitsch nicht mehr so große Vorrechte genießt wie in dem übrigen Europa und besonders in dem kleinstaatlichen Deutschland. Das russische Volk theilte sich damals, wie alle Völker Europa's, in Adel, Bürger, Freie und leibeigene Bauern; aber keine dieser Körperschaften entspricht vollkommen dem Begriffe derselben in anderen Ländern. Der Bürgerstand war in jener Zeit in den Städten noch sehr gering vertreten, und Alexander I. staunte deshalb bei der Beobachtung, daß die Einwohner aller europäischen Städte fast ausschließlich aus Bürgern bestanden und daß nirgends „schwarzes Volk" sichtbar ward. Der zahlreiche Adel theilt sich in Rußland in persönlichen und erblichen, aber der letztere erlangt seine größeren Vorrechte keineswegs durch die Geburt allein, sondern auch durch Stellung im Staate und persönliche Verdienste, die ihn allein in höhere Rang- und Gesellschafts-Classen befördern. Wer im Staats- oder Kriegsdienste nicht einen höheren Rang erreicht hat, kommt nicht zu Ansehen, und wer gar nicht gedient hat, ist fast mißachtet. Der erbliche Adel ohne Rang im Kriegs- oder Staatsdienste hatte damals nur Ein Vorrecht: den Besitz von Land und Leuten; die Stellung des Adels zum Hofe, zur Hoffähigkeit hängt aber entschieden von einem höheren Range ab, wie auch alle ersten Hofämter. Man bemerkt daher in Petersburg ein außerordentlich starkes Streben aller Staatsdiener, einen höheren und zuletzt den höchsten Rang zu erlangen, um sich dadurch mehr und mehr dem Hofe zu nähern. So kommt es denn auch, daß man in der Nähe der kaiserlichen Familie neben den ältesten und glorreichsten Familiennamen ebenso viel andere antrifft, die nur Talent und Verdienst aus der Menge hervorgehoben hat. In der ersten Hälfte von Alexanders Regierung finden wir als dessen vertrautesten Rathgeber und Freund,

als den einflußreichsten Mann des ganzen Reiches, den Sohn eines armen Dorfgeistlichen, Michael Speransky, und in der zweiten Hälfte derselben Regierung den zum Grafen erhobenen General Araktscheef, Sohn eines unbemittelten Majors; neben diesen Männern auf der anderen Seite den Fürsten Galitzin, die Grafen Kotschubei und Stroganof. Die Gesellschaft der Residenz zählte damals eine Reihe Familien, die durch die Größe ihres Reichthums, die Entfaltung von Pracht in ihren Palästen nur noch in England oder in dem republikanischen alten Rom zur Zeit eines Lucullus oder Krassus ihres Gleichen finden. Zu jedem großen Privatpalaste gehörte eine Kirche mit einem Sängerchor als Hauptbestandtheil, oft selbst ein Orchester, aus Leibeigenen gebildet; die Paläste selber waren für fürstliche, ja königliche Haushaltungen eingerichtet. Im altrömischen Geiste galt nur der für reich, der nicht genau übersehen konnte, was er an Land und Leuten besaß, oder der aus den Bauern seiner Güter ein Armeecorps ausheben, bewaffnen, ausrüsten und auf eine gewisse Zeit erhalten konnte. Viele dieser Paläste waren mit Gemäldegalerien und anderen Kunstgegenständen geschmückt, welche die Zierden ganzer deutscher Residenzen, wie Stuttgart, Hannover, Darmstadt, sein würden.

Die Dienerschaft solcher Häuser ging in die Hunderte, vom gemeinsten Ofenheizer und Lampenputzer bis zu den feinsten, zahlreicher Sprachen mächtigen Kammerdienern. Man hielt nicht allein eine immer offene Tafel, wo jeder ungeladene Gast willkommen war, sondern man bestimmte noch außerdem jährlich große Summen zu gewissen Festen, die regelmäßig wiederkehrten, an denen nicht Hunderte, sondern oft Tausende theilnahmen. Solche russische Gastfreundschaft vermißt man empfindlich in dem übrigen Europa.

Den fürstlichen Titel führten bis auf Peter den Großen nur die Familien, die ihr Geschlecht von Rurik ableiten, und folglich an hohem Alter des Adels mit allen europäischen Familien wetteifern. Dazu gehören die Odojewsky, Dolgorucki, Gortschakof, Barjatinsky, Obolensky, Wjasemsky, Labanof, Gagarin, Vol-

konsky als die bekanntesten. Andere fürstliche Familien leiten ihren Ursprung von Ghedimin, dem Beherrscher Litthauens, dem Stammvater der polnischen Jagellonen, ab, und zu diesen gehören die Galitzin, Kurakin, Trubetzkoi. Noch andere sind ausländischer Abstammung, aus Polen, dem Kaukasus, selbst von den tartarischen Chanen leiten einige ihr Geschlecht ab. Die Zaren ernannten bis auf Peter I. aus diesen fürstlichen und anderen Adelsgeschlechtern die höchsten Hof- und Staatswürden unter dem Namen Bojaren. Dieser Titel verlor sich im achtzehnten Jahrhundert allmälig, seit Peter angefangen, die Männer seiner Umgebung zu Fürsten, Grafen und Baronen zu ernennen; die beiden letzten Titel waren bis dahin den Russen unbekannt geblieben. Der Name Bojar wird heute in der Unterhaltungssprache noch für einen hohen Herrn überhaupt gebraucht, dessen Haus mit dem fürstlichen Glanze der alten Zeit ausgestattet ist, wenn ihm auch jeder eigentliche Titel fehlen sollte; denn die genannten großen Reichthümer sind nicht jedesmal bei den Fürsten von Ruriks Abstammung und werden selten durch mehrere Geschlechter erhalten. Die Hofbanquiers führen seit Peter alle den Titel Baron; einer derselben schrieb zu Katharinens Zeit als Denkspruch über seine Thür: „Krieg ernährt, Friede verzehrt."

Der Hof der Großfürstin bestand zunächst aus einer Staatsdame, der Fürstin Volkonsky. Das Amt einer russischen Staatsdame entspricht in Deutschland etwa dem einer Oberhofmeisterin; sie trägt als Kennzeichen das Porträt der Kaiserin in Brillanten gefaßt auf der Brust. Die beiden Hoffräulein waren eine Gräfin Schuwalof und Fräulein von Uschakof; daneben befanden sich im Gefolge ein Oberhofmeister Graf Zacharias Tschernischew, zwei Kammerherren und ein Kammerjunker, ferner der Hofmarschall Narischkin, von dem im nächsten Kapitel noch besonders die Rede sein wird. Des Großfürsten Adjutanten waren der Oberst von Adlerberg, von Jugend auf bis zum Tode des Kaisers treu an dessen Seite, Baron Frederichs, an eine Jugendgespielin der Großfürstin, die Gräfin Gurowsky, verheirathet; wir behalten für diese Dame den Namen „Freundin Cäcilie" bei, wie die Groß-

fürſtin ſie zu allen Zeiten zu nennen pflegte. Außer dieſen genannten Perſonen ſtanden nur noch wenige mit dem großfürſtlichen Hauſe in näherer Beziehung, zu dieſen gehörten der ſpätere Feldmarſchall Fürſt Paskiewitſch, der Graf Baſil Perowsky, der Graf Orlof und der Dichter Joukowsky.

Viertes Kapitel.

Moskau.

Moskau nach dem Brande. — Die Zeit der Fasten. — Geburt des Thronfolgers. — König Friedrich Wilhelm III. in Moskau und Petersburg. — Ländliche Feste in der Umgegend von Moskau.

Der stolze Palast Anitschkow konnte sich nicht rühmen, seine kaiserlichen Bewohner viel zu beherbergen. Kaum hatte man ihn einige Tage nach der Vermählung bezogen, als man ihn schon wieder auf zwei Monate verließ und später nur auf wenige Tage dahin zurückkam, um ihm auf noch längere Zeit Lebewohl zu sagen. Es waren nicht allein die Vorbereitungen zur Reise, was die Familie dahin führte, sondern man wollte sich auch der Stadt und der Oeffentlichkeit noch einmal zeigen. Ein größerer Theil der Gesellschaft wurde zu einer Maskerade eingeladen, bei welcher die alte Kaiserin als Zauberin, Kaiserin Elisabeth als Fledermaus, Großfürstin Alexandra als indischer Prinz erschien; alle Anderen erschienen in selbstgewählten Masken. Kurz darauf, am 18. September, verließ die ganze kaiserliche Familie Petersburg, um sich langsam, in kleinen Tagereisen und in verschiedenen Abtheilungen, nach Moskau zu begeben. Eine Uebersiedelung des ganzen Hofes von der Newa an die Moskwa verlangt eine unverhältnißmäßig große Menge von Pferden, die nicht auf einmal gestellt werden können, weshalb die Familie in vereinzelten

Gruppen reist; der Zustand der Großfürstin verlangte aber eine besondere Rücksicht, und ihr zu Gefallen blieb man nahe an zwölf Tage unterwegs. Die Kaiserin Katharina soll in gleichem Zustande sechs Wochen gebraucht haben. Der Hof vermeidet es ferner, mit großem Gepränge einzuziehen; er langt des Abends still ohne Vorbereitung an, und bezieht ebenso den Kreml. Um so größer ist die Ueberraschung für denjenigen, der am anderen Morgen zum ersten Mal seinen Blick vom Kreml auf die Stadt richtet, die in einem Umfange von sechs deutschen Meilen mehrere Hundert großer und kleiner Kirchen, eben so viel Paläste und Gärten einschließt. Die unzähligen Kuppeln glänzen in den verschiedensten lebhaften Farben, golden und silbern, blau und roth, wie die bunten Dächer, und durch die Verschiedenheit der einzelnen Theile, von der Pracht fürstlicher Paläste bis zur armseligsten Hütte, wird sie die Haupt- und Nationalstadt des ungeheuren Reiches. Wie im alten Rom, leben hier Familien mit dem Reichthum eines Krösus und die ursprüngliche Armuth des Steppenbewohners ohne alle Bedürfnisse nebeneinander. Der Anblick all der Pracht überraschte aber in jenen Jahren um so mehr, weil man dieselbe in kurzer Zeit aus einem Aschenhaufen wieder hervor gezaubert hatte. Denn in dem großen Brande des Jahres 1812 wurden 14800 Häuser in wenig Tagen ein Raub der Flammen, und Napoleons kühner Uebermuth hatte nicht berechnet, daß in den slavischen Völkern der engherzige Egoismus des westlichen Europa's, besonders der Franzosen, die unwillkürliche, sofort bereite Opferfreudigkeit noch nicht erstickt hatte. Lange stand die Großfürstin staunend, gerührt und in Gedanken versunken am Fenster und konnte sich nicht von dem wunderbaren Anblicke losreißen. Der weite innere Raum des Kremls hatte sich aber seit frühem Morgen gefüllt, um die kaiserliche Familie zu sehen, die von der bescheidenen Wohnung aus, unter dem Geläute aller Glocken, über diesen Platz in die Kirchen zieht, die den Kreml selbst schmücken. Denn dieser ist wie die Akropolis der Alten nur Gott und dem Zaren geweiht, enthält nur Kirchen, Klöster und Schlösser. Hier erhebt sich zuerst mit

fünf goldenen Kuppeln die Mariä-Himmelfahrtskirche, ein Werk des fünfzehnten Jahrhunderts, von einem bolognesischen Baumeister ausgeführt; ihre Hauptbestimmung ist die Krönung der Kaiser. Auf dem Goldgrund der inneren Wände ist mit reichen Farben gemalt; gleich am Eingange findet sich das Bild des Heilandes vom griechischen Kaiser Manuel, jedenfalls der Sophienkirche Konstantinopels im 16. Jahrhundert entnommen; dann das mit den kostbarsten Edelsteinen geschmückte Bild der Jungfrau Maria, von der Hand des Evangelisten Lucas, Gegenstand der tiefsten Verehrung des russischen Volkes; es dient zugleich zum Schutze für die allerheiligsten Reliquien. Hier steht der Thron des Kaisers, der verwaiste Sitz des Patriarchen; hier sind die Gräber der ältesten Priester der russischen Kirche und der Metropoliten von Moskau. Daneben prangt die Kirche zum Erzengel Michael; auch sie enthält viele Glaubens-Kleinodien; die Gräber der Großfürsten und Zaren vom 13. bis 17. Jahrhundert machen diese Kirche zum russischen St. Denis. Wir erwähnen statt anderer Kirchen nur noch des großen Glockenthurms, Iwan Weliki genannt. Er steht einzeln für sich neben den genannten Kirchen in der Mitte des Kremls, bildet mit seiner goldenen Kuppel den höchsten Punkt der ganzen Stadt, über der er sich wie die Krone über dem Haupte erhebt. Das kolossale Kreuz über der Kuppel leuchtet den Kommenden nach allen Himmelsgegenden hin entgegen, wie die Spitze der Lanze Athenens auf der Akropolis. Von hier ertönt die größte Glocke Europa's drei Mal des Jahres.

Die kaiserliche Familie bewohnte damals ein bescheidenes Haus inmitten der Kirchen und Schätze, und von demselben aus begab sie sich, die Männer entblößten Hauptes, über einen mit Teppichen belegten Weg nach den Heiligthümern der Kirchen. Der weite Platz scheint mit Köpfen gepflastert, so drängt sich das Volk; aber wenn die Glocken der ganzen Stadt ihre Tausende von Zungen anschlagen und die Hunderttausende der Menge in ein Hurrah ausbrechen, so glaubt man sich mitten in den Wogen eines stürmisch aufgeregten Meeres. Der Besuch der kaiserlichen

Familie gilt besonders den Heiligen und Märtyrern, die sie durch Kniebeugungen begrüßt.

Der Großfürst benutzte die ersten Tage, um seiner Gemahlin die Stadt zu zeigen, die ihm selbst in diesem neuen Gewande noch fremd war. Der Enthusiasmus der Bewohner ist größer und herzlicher als der der Petersburger, die an den täglichen Anblick der kaiserlichen Familie gewöhnt sind. Bei den Ausfahrten durch die endlose Stadt richteten sich die Blicke auf den Befreier Europa's, Alexander, nächst ihm dann auf die junge Großfürstin, die „liebliche Erscheinung", die als solche Aller Erwartungen übertraf. Aber die Stadt bot für den Europaverwöhnten nicht viel Quellen der Unterhaltung, die Gesellschaft ist aristokratisch stolzer als die in Petersburg, und, obgleich herzlich, doch von Alters her steif. Die angesehensten Familien sind sehr häufig mit dem Hofe zerfallen und suchen deshalb das entfernte Moskau. Es reicht ein Blick auf eine größere Gesellschaft hin zu der Ueberzeugung, daß man sich in einem anderen Theile Rußlands, fern von Petersburg, befinde. Der Hof hatte verschiedene Gründe, diesen Winter in Moskau still zuzubringen. Die Wunden, die Brand und Krieg geschlagen, waren noch nicht alle geheilt, man rechnete den Schaden der Stadt allein auf 200 Millionen Rubel; doch das Volk war trotzdem heiter, weil es sein Heiligthum, den Kreml, und alle Kirchen gerettet sah. Aber auch eine Todesnachricht, die eines Bruders der Kaiserin-Mutter, versetzte den Hof in Trauer. Hof und Stadt verbrachten daher die Monate October und November in der größten Stille; die junge Großfürstin am zurückgezogensten von Allen, denn der Besuch der Kathedrale mit den vielen Kniebeugungen hatte sie sehr angegriffen und das Klima legte ihr ein besonderes Verhalten auf. Jedoch vergingen ihr die Tage sehr schnell; denn sie fing an sich zu sammeln und ernstlich zu beschäftigen. In Berlin hatte sie in den letzten Jahren eine vertrautere Bekanntschaft mit der vaterländischen Literatur gemacht und hatte dieselbe später empfindlich unterbrochen gesehen; ein Theil des Tages war daher nunmehr wieder dem humoristischen Jean Paul gewidmet, der in jenen Jahren die

jugendlichen Herzen besonders bezauberte und durch das ganze Leben, selbst für die spätere Kaiserin, ein Gegenstand besonderer Verehrung blieb. Aber noch ernstlicher widmete sie sich der Erlernung der russischen Sprache unter Anleitung Joukowsky's. Dieser, schon in jener Zeit ein von seiner Nation gefeierter Dichter, ließ sich mehr in lebhafte Unterhaltungen über Rußland mit der Großfürstin ein, als in eine regelrechte Erlernung der Grammatik, und wurde von seiner hohen Schülerin ebenso sehr für die deutsche Literatur gewonnen, als jene für die russische. Joukowsky's Wesen war kindlich gemüthvoll, jungfräulich schüchtern, sein Wohlwollen grenzenlos; im Umgange nichts weniger als belebt, im Gegentheil verlegen, zerstreut; aber sein tiefes Gemüth behielt zuletzt doch die Oberhand, besonders in den Kreisen, die seinem Wesen verwandt waren und der letzten scharfen Feile des Hofes entbehrten. Joukowsky begriff von allen Umgebungen des Hofes die hohe Weiblichkeit der Großfürstin zuerst, und sie blieb in allen späteren Jahren für diesen Dichter das Ideal der Frauen. Wenn der Tag unter ernsthaften, aber ruhigen Beschäftigungen vergangen war, so versammelte sich des Abends der kleine Gesellschaftskreis in dem Cabinet der Großfürstin, das nicht viel mehr als zwölf Personen aufnehmen konnte. Kaiser Alexander und die beiden Kaiserinnen erschienen selten oder nie; um so mehr bildete sich an dem kleinen Hofe jener freie, unabhängige Ton, der später den Winterpalast zur Zeit Nikolai's so wunderbar vor allen europäischen Höfen auszeichnete. Statt der steifen Etiquette der Kaiserin-Mutter herrschte hier der feinste, aber ungezwungenste Anstand; die ernste Unterhaltung, wie der freieste Scherz und das harmloseste Gesellschaftsspiel bewegten sich in demselben guten Tone, der die Abendstunden schnell und anmuthig hinfließen läßt. Zu den wenigen neuen Mitgliedern, die allmälig in diesen kleinen Kreis gezogen wurden, gehörten besonders die Gräfin Anna Alexiewna Orlof, die Tochter des großen Türkenbesiegers. Sie war kaum zehn Jahr alt an den Hof der Kaiserin Katharina II. gekommen, aber trotzdem, daß sie einzige Erbin des ungeheuren Vermögens und die reichste Braut Rußlands war, hatte sie allen

Heirathsanträgen widerstanden und ihr großer Reichthum war für die Klöster bestimmt. Diese Dame zeigte eine besondere Verehrung für die Großfürstin, verstand die Lage derselben ganz vollkommen, kam ihr mit der aufrichtigsten Freundschaft entgegen und belebte die kleinen Abendkreise mit ihren Mittheilungen aus früherer Zeit. Einen zweiten Platz nahm die Fürstin Sophie Trubetzkoi ein, eine geborene Deutsche von weniger hoher Abstammung als die Gräfin Orlof; ihre Natur war heiterer, rasch, ihre Unterhaltung liebenswürdig; von dem Alter der Großfürstin, fand sie darin ein Recht, derselben näher zu treten. Eine dritte Dame war die Frau von Kutusow, deren Gemahl einst den Großfürsten Nikolai auf seiner Reise durch England begleitet hatte.

Sonntags versammelte sich die ganze kaiserliche Familie am Tische der Kaiserin-Mutter, aber in der strengsten Hofetiquette, langem Kleide und glänzendem Kopfaufsatze, und zum Abend erschienen eine Reihe Männer: Senatoren, verabschiedete Generale, manche noch aus Katharinens und Pauls Zeiten, und nun lernte die Großfürstin ihr freies Haus erst recht schätzen. Hier sah sie auch jene zwei Männer, die den Kaiser Alexander in jener Zeit fast ausschließlich umgaben, den Grafen Araktscheef und den Fürsten Golizyn. Der Erste, ein Mann ohne alle europäische Bildung, die unter Alexander so hoch geschätzt und gefördert wurde, ward vom ganzen Volke gehaßt und gefürchtet, lebte trotz eines großen Vermögens in einem unansehnlichen hölzernen Hause im altrussischen Style, war aber dem Kaiser mit Leib und Seele ergeben, ein unermüdlicher Arbeiter und unerbittlich streng in der Ausführung der angegebenen Pläne. Seine Verehrung für den Kaiser Alexander grenzte an das Abgöttische und er war in dessen Händen ein sicher abgeschossener Pfeil. Trotz der hohen kaiserlichen Gunst wurde seine Gesellschaft überall gemieden und er suchte seinen Umgang außer dem Hofe in solchen Kreisen, welche eine veredelte Lebensweise und Anschauung noch nicht erreicht hatte. Die Großfürstin sah ihn nur an jenen Sonntagabenden, wo die Kaiserin mit Rücksicht auf Rang und Stand Männer und Frauen um sich versammelte und dieselben mit strengster Etiquette behandelte. Von

ganz anderer Natur war der Fürst Alexander Nikolajewitsch Golizyn, der feinste und vollendetste Hofmann, am Hofe der Kaiserin Katharina aufgewachsen; er machte durch lebhafte Unterhaltung und die edelsten Formen des Umgangs seine Häßlichkeit vergessen. Ein Freund Alexanders seit der frühesten Jugend, die er mit ihm getheilt hatte, und, obgleich keineswegs Stoiker in jenen Jahren, vielmehr ein Epikuräer unter dem Mantel des Aristipp, gab er sich doch damals einer streng frommen Richtung hin. Sein Einfluß auf den Kaiser war größer, als der des Grafen Araktscheef, und ihm besonders schreibt man die veränderte Richtung zu, die der Kaiser Alexander in den letzten Lebensjahren einschlug.

So vergingen die Wintermonate in der für die Großfürstin so nöthigen Ruhe, die jedoch durch zwei Ereignisse gestört wurde. Prinz Wilhelm reiste gegen Weihnachten mit dem ganzen preußischen Gefolge nach Berlin zurück, und so blieb sie ohne jedes heimische Element in der Fremde. Der Aufenthalt dieses Prinzen das halbe Jahr lang war für seine Schwester nicht allein eine Erleichterung gewesen, sondern hatte auch den gefälligen, ungezwungenen Gesellschaftston unterstützt, der an dem kleinen Hofe sich auszubilden begann. Der Abschied war schmerzlich, und die Großfürstin fühlte nun erst die ganze Schwere ihrer Aufgabe. Aber sie empfand auch, daß die Verehrung, die Liebe ihres Gemahls mit jedem Tage wuchs, daß ihr Wesen immer mehr Anklang fand, daß sie sich an das neue Land und seine Gewohnheiten schon fest angeschlossen hatte. Der Großfürst zählte die Minuten, die er von seiner Gemahlin getrennt sein mußte, und Beider Herzen flossen immer mehr in Eins zusammen. — Noch eine andere Veränderung traf aber den kleinen Hof um jene Zeit. Der Hofmarschall Kyrill Narischkin wurde dem jungen Ehepaare etwas zu gebieterisch in seinem Amte, außerdem zweideutig in seinem Benehmen; er erlaubte sich Bemerkungen über die Großfürstin gegen den Gemahl und über denselben gegen die junge Gattin, die fast die Absicht verriethen, das gegenseitige Vertrauen zu untergraben, ja dieselben gegen einander feindselig zu stimmen. Die Familie Narischkin genießt in Rußland besonderer Verehrung,

weil die Mutter Peters des Großen eine Nariſchkin war. Sie haben daher jede Standeserhöhung, jeden beſonderen Adelstitel abgelehnt; zu ihrem Stolze reicht hin, die Mutter Peters des Großen als ihre Verwandte anführen zu können. Man findet aber ihre Namen in den höchſten Staats- und Hofämtern, ſo namentlich am Hofe Alexanders um jene Zeit den durch ſeinen Witz berühmten Oberhofmarſchall Nariſchkin, Vater des oben erwähnten Kyrill. Seine Gemahlin, eine geborene Fürſtin Labanof, gehörte zu den liebenswürdigſten Frauen Rußlands in jener, wie in ſpäterer Zeit, war aber nicht im Stande, den Jähzorn ihres Mannes zu bemeiſtern. Beide, Großfürſt und Großfürſtin, ſahen ihren häuslichen Frieden durch die tyranniſchen Launen eines Oberbeamten ihres Hauſes geſtört, und kamen überein, ihn zu entlaſſen. Die junge Großfürſtin ſetzte ſich Anfangs dem Vorwurfe aus, veränderlich und unduldſam gegen ihre Umgebungen zu ſein; allein dieſe Meinung verſchwand ſehr bald, und die dreiundvierzig folgenden Jahre haben der Welt im Gegentheil ihre Nachſicht und Güte gegen alle ihre Diener bewieſen. Die erledigte Stelle wurde durch den Grafen Modène beſetzt, der das Vertrauen Beider jahrelang zu erhalten verſtand.

Das Weihnachtsfeſt in Deutſchland, das größte aller chriſtlichen Feſte, beſonders durch trauliches, gemüthliches Familienleben gefeiert, der heilige Abend, wo Kinder und Arme bedacht und beſchenkt werden, geht in Rußland ſtill vorüber, denn das größte Kirchen- und Volksfeſt iſt dort vielmehr Oſtern. Die Großfürſtin zündete aber den heimiſchen Chriſtbaum in dem kleinen Kreiſe an; das Gemüthliche daran wurde freilich damals noch nicht ſo begriffen als ſpäter, wo heitere Kinder ihn umſpielten; aber die Großfürſtin trennte ſich nun einmal nicht von dieſer deutſchen Sitte, und in den darauf folgenden Jahren ſah man den Chriſtbaum in Petersburg ebenſo einheimiſch, wie in deutſchen Städten, ebenſo Weihnachtsausſtellungen wie bei uns, und der ganze Hof verſammelte ſich ſpäter im Winterpalaſte um den erſteren. Da dieſer Winter ohne alle rauſchenden Feſtlichkeiten hingehen mußte, ſo war dies kleine ſtille Familienfeſt eine wün-

schenswerthe Abwechselung für die beiden Kaiserinnen und die Großfürstin; sie alle drei versetzten sich dabei in ihre Heimath und ihre Kinderjahre zurück. Die gute Stadt Moskau theilte auch die zwei nächsten Monate das stille Leben des Hofes, obgleich, wie wir später zeigen werden, die beiden Hauptstädte im Januar und Februar den größten gesellschaftlichen Glanz entfalten. Der junge Großfürst brachte die Abende jetzt ganz allein mit seiner Gemahlin zu, und las ihr selbst die Romane von Walter Scott vor, die ihn bei seiner genauen Kenntniß Englands und Schottlands ganz besonders interessirten. So rückte man unerwartet in die noch stillere, aber beschwerliche Fastenzeit ein, die die junge Großfürstin fast nur im Hause verbrachte, da ihr besonderer körperlicher Zustand berücksichtigt werden mußte. Die Vorbereitung zu den Fasten beginnt schon drei Wochen früher; die Kirche erinnert am ersten Sonntage an den Pharisäer und den Zöllner, den zweiten an den verlorenen Sohn, den dritten an das jüngste Gericht und zuletzt an die Sünde Adams und Evas. Der Mahnung an das jüngste Gericht ist die ganze Butterwoche geweiht, und doch ist diese die tollste des ganzen Jahres. Die Russen schreiben die maßlosen Lustbarkeiten dem ausländischen Einflusse zu, denn sie erinnern an den Carneval der katholischen Länder. In den protestantischen Ländern sind höchstens Maskenbälle um dieselbe Zeit, sie füllen aber dort nur die Abende aus, während in Petersburg in dieser Woche zweimal an jedem Tage Theater gespielt und in ähnlicher Weise Alles genossen wird, was die dann folgenden sieben Wochen verbieten. Vor Peters Reformen, in Moskau, der Residenz der Zaren, war die Butterwoche anders gestaltet. Man besuchte sich in dieser Woche, bat sich gegenseitig um Verzeihung und nahm für die Dauer der Fastenzeit Abschied von einander. Der Contrast zwischen dem letzten Sonntage der Butterwoche und dem ersten Montage der Fasten ist der grellste. Nach dem lärmendsten Straßengetümmel tritt mit dem zwölften Glockenschlag Todtenstille ein, und in den nächsten Tagen sieht man ebenso alle Gotteshäuser von den prachtvollsten Equipagen umlagert, wie zuvor die Theater. Die Früh-

und Abendbetstunden der Fastenwochen sind durch Gebete und Gesänge bezeichnet, in denen eine erhebende Kraft wohnt. Ein [illegible]-Canon von Andreas, Erzbischof von Kreta, aus dem Anfange des achten Jahrhunderts, wird in der ersten und fünften Woche gelesen. Die damit verbundenen Oden sind erschütternd; es spricht sich darin ein christlicher David aus. Aber während der ganzen Zeit werden des Morgens und des Abends Abschnitte aus dem Alten Testamente gelesen, von den Büchern Mosis an bis durch die Propheten hindurch. Am Mittwoch, wo sich eine größere Menge Volks in den Kirchen zur Liturgie versammelt hat, wird über die Erschaffung der ersten Menschen und am Freitage von ihrer Vertreibung aus dem Paradiese gelesen. Der erste Fastensonntag heißt der der Rechtgläubigkeit zum Andenken an die Wiedereinsetzung der heiligen Bilder in Konstantinopel durch den Patriarchen Methodius, unter dem Schutze der Kaiserin Theodora. Das Andenken an dies große Ereigniß wird mit Gebeten für die lebenden und todten Bekenner der Rechtgläubigkeit gefeiert, zugleich aber das Anathema ausgesprochen gegen Alle, die den Grund des rechten Glaubens anzugreifen wagen. Der letztere Ausspruch hat aber zu keiner Zeit einen fanatischen Eifer in dem gutmüthigen Volke zur Folge gehabt. Der rechtgläubige Diener kommt voller Andacht zurück und zeigt seinem protestantischen wie katholischen Herrn dieselbe Ergebenheit wie zuvor. Die Kirche selbst beruft sich auf den Apostel Paulus, der da sagt: „Wenn ein Engel vom Himmel Euch das Evangelium anders predigen würde als wir, so sei er verflucht.“ Diese erste Woche ist in jeder Hinsicht die stillste; viele Familien gehen zum Abendmahl und aller Gesellschaftsverkehr ist nunmehr ins Stocken gerathen. In der zweiten Woche beginnen aber die Conzerte wieder und die glänzenden Salons öffnen sich zu kleinen oder größeren Kreisen, nur nicht zum Tanz. Wenn der erste Sonntag dem Triumphe der Kirche über die Bilderstürmer gewidmet war, so erinnert der zweite an den Sieg des heiligen Gregor, Erzbischofs von Thessalonich, der einen gleichen Sieg über andere Ketzer davontrug. Der nächste Sonntag und die darauf folgende vierte Woche sind

der Verehrung des Kreuzes geweiht und die Woche heißt daher die kreuzverehrende. Die Kirche sagt: „Das heilige Kreuz soll mitten auf der mühevollen Bahn durch die Fasten zur Kühlung und Ruhe für die Pilger aufgepflanzt werden, damit sie für die zweite Hälfte neue Kräfte sammeln.“ Bei dem Gesange: „Heiliger Gott“ tritt der Presbyter aus dem Heiligthume und trägt das Kreuz auf dem Haupte; der Diakon mit dem Rauchfasse geht ihm voran. Das Kreuz ist mit Blumen geschmückt, und dies bedeutet, daß die Dornenkrone des Heilands für die Gläubigen zu Rosen und Lilien aufgeblüht ist. Der Presbyter legt es zuletzt in der Mitte der Kirche auf das Analogikon nieder und fällt mit der ganzen Gemeinde vor demselben auf die Kniee unter dem Rufe: „Dein Kreuz, o Herr, verehren wir, und Deine Auferstehung verherrlichen wir.“ Mit dem Kreuze richtet sich auch die ganze Gemeinde wieder auf, und nun werden alle Völker aufgefordert, dasselbe zu verehren. Der vierte Sonntag gilt dem Andenken des Einsiedlers Johannes, der neunzig Jahr alt auf dem Berge Sinai lebte und ein geistliches Lehrgedicht, „Klimax“ (die Leiter), hinterlassen hat. Am fünften Sonntag wird die wunderbare Maria von Aegypten in Erinnerung gebracht, als ein Beweis, wie durch Buße und die Gnade Gottes auch eine Sünderin zur geistlichen Vollkommenheit gelangen kann. Die sechste Woche ist ein Ruhepunkt nach schweren Anstrengungen; der Sonnabend des Lazarus und der Palmsonntag werden sogar als Feste gefeiert; die Stadt ist belebter, und zur Feier der Palmen werden die Erstlinge des nordischen Frühjahrs, Weidenkätzchen, auf dem Markte ausgestellt; den Freitag derselben Woche sind die letzten Concerte und Gesellschaften; alle Bibelstellen, die in dieser Woche gelesen werden, beziehen sich auf die Ankunft Jesu.

Die Leidenswoche ist durch erhabene Gesänge und bedeutungsvolle Gebräuche ausgezeichnet; jeder Tag entspricht einem der letzten Tage des irdischen Lebens Jesu. In den drei ersten Tagen werden alle vier Evangelien gelesen; das ganze Leben des Heilandes, auch vor seinem Leiden, wird der Andacht nahegelegt; am Donnerstag aber das Evangelium über die Einsetzung des Abend-

mahls und die Prophezeihung des Jeremias über die Leiden des Herrn vorgelesen. Wenn ein Bischof am grünen Donnerstag den feierlichen Gottesdienst hält, so beschließt er die Darstellung des heiligen Abendmahls nach der Liturgie durch die Fußwaschung. Mitten in der Kirche, von zwölf Priestern umgeben, legt er das bischöfliche Gewand ab, gießt Wasser in ein Becken und wäscht jenen damit die Füße. Dann erhebt er sich und spricht zu den Priestern: „Ein Beispiel habe ich Euch gegeben, daß Ihr thut, wie ich Euch gethan habe." Der Charfreitag ist durch Gesänge und Gebräuche in der Kirche der erschütterndste aller Tage; auf den Straßen aber ist schon reges Leben, indem Alles sich zum Ostersonntage vorbereitet. Die erste Fastenwoche verdient daher weit eher den Namen „stille Woche", als die letzte.

In zwölf Abschnitten nach den Evangelien werden die Leiden des Heilandes vorgetragen. Die Liturgie kommt an diesem Tage gar nicht vor, wegen der Zerknirschung und des Jammers der Kirche sowohl, als auch, weil das vom Erlöser auf Golgatha dargebrachte Opfer schon das Opfer aller Altäre in sich schließt. Während die Chöre singen: „Heute hängt am Kreuze, der die Erde über den Wassern befestigt hat," hört man den Gekreuzigten rufen: „Mein Volk, was hab' ich dir gethan?" Wenn nun endlich die neunte Stunde herangekommen, so erfüllt der Bischof, von seiner Geistlichkeit umgeben, die Kirche mit Wohlgerüchen, zur Erinnerung an die Spezereien, mit denen Joseph von Arimathia den göttlichen Leib umgab. Dann trägt er das Tuch, auf welchem die Grablegung abgebildet ist, von der heiligen Tafel auf seinem Haupte in die Mitte der Kirche, und dieser Ort stellt das heilige Grab vor bis zur Stunde der Auferstehung. Die Gläubigen aber schreiten dem Bischofe nach, wie die Frauen dem Joseph nachgingen, um zu sehen, wo man den Herrn hinlege. Der Tag schließt mit einem sanften Chorgesange.

Den Sonnabend vor Ostern nennt die Kirche selbst den Vorhof des Paschahs. Voll geheimnißvoller Erwartung vergeht der ganze Tag. Christus im Grabe mitten in der Kirche; die Geistlichen in schwarzen Gewändern rings um den Sarg; die heiligen

Thüren aber sind geöffnet, um den Auferstandenen zu empfangen. Die andächtigen Zuhörer halten angezündete Kerzen in den Händen, die ein eigenthümliches Licht verbreiten; Grabgesänge wechseln ab mit Auferstehungshymnen. In der neunten Ode ruft der Gottessohn aus dem Grabe seiner Mutter zu: „Weine nicht, o Mutter, denn mit Glanz werde ich auferstehen!" Am Abend aber wird das Leichentuch feierlich von Fahnen begleitet um die Kirche herumgetragen, mit der Bedeutung, daß der Herr doch siegen werde. Hierauf wird es zurück durch die heiligen Thüren getragen und wieder auf die Todtenbahre gelegt. Die Liturgie wird am Abend so gehalten, daß sie eine Stunde nach Sonnenuntergang beendigt ist. Der Sabbath schließt mit dem Lesen vieler alt- und neutestamentarischer Stellen, die sich alle auf die baldige Auferstehung beziehen, und schon vor Mitternacht beginnt der große Erlösungsmorgen. Sowie die ersten Strahlen der Sonne die höchsten Bergspitzen berühren, ehe sie die ganze Erde beglücken, so ergießt sich das geheimnißvolle Licht der Auferstehung zuerst über das Gewand des obersten Geistlichen, der es, der Gottheit gleichsam näherstehend, auch früher erblickt als die anderen; plötzlich verwandelt sich ihr schwarzes Gewand in ein glänzend weißes zugleich mit den Decken der heiligen Tafel und des Rüsttisches. Vier Unterdiakone, in glänzenden Kleidern, kommen, gleich Engeln, die Wache und das Leichentuch abzulösen und die Myrrhen tragenden Frauen zu erwarten. Ein anderer Diakon tritt hierauf aus dem Heiligthume und verkündet die Auferstehung des Herrn; die ganze Herrlichkeit des Himmels hat sich unterdessen der Kirche mitgetheilt und derselbe Diakon berichtet die Ankunft der Myrrhen tragenden Frauen bei dem leeren Grabe und wie sie Jesu und den Engeln selbst begegnen. Der Schluß des Sabbaths ist auch der Anfang des Paschahs. Kein Gläubiger verläßt die Kirche, alle sind beseelt, den Myrrhenträgerinnen zuvorzukommen und mit dem Engel zugleich den Stein vom Grabe zu wälzen. Mit dem elften Schlage beginnt der Gesang im Heiligthume: „Die Engel im Himmel besingen Deine Auferstehung," die Geistlichen aber gehen mit dem Kreuz und mit Fahnen um die Kirche herum

und singen in der Dunkelheit: „Auch uns würdige Deiner Herrlichkeit.“ Die Kirche steht jetzt von der Gemeinde verlassen, denn diese ist den Chören nachgegangen. Inzwischen schallt es im Inneren: „Christus ist auferstanden!“ Aber bei diesem ersten Rufe wird die Pforte noch nicht wieder geöffnet. Derselbe Ruf wiederholt sich unter Absingen von Psalmen. Endlich nimmt der erste Geistliche das Crucifix in die eine und das Rauchfaß in die andere Hand und zeichnet mit Schwingungen des letzteren das Zeichen des Kreuzes vor der verschlossenen Pforte des Tempels, und nun öffnet sie sich. Der Eingang aus dunkler Mitternacht in die erleuchtete Kirche bedeutet das Aufsteigen des Erlösers aus der Grabesnacht in die Höhen des hellen Himmels. Die ganze Versammlung drängt sich nun durch die Kirche nach dem Heiligthume, das von jetzt ab die ganze Woche offen bleibt. Tausendstimmig braust nunmehr wie ein heiliger Sturm der entzückende Hymnus in die Höhe: „Schöner Tag der Auferstehung! Lasset uns einander umarmen, lasset uns Brüder sein, lasset uns selbst unseren Feinden vergeben, denn Christus ist erstanden!“ Das Trauertuch bleibt aber noch vierzig Tage an demselben Orte, zum Zeichen, daß Christus noch so lange bis zur Himmelfahrt auf Erden gewandelt ist. Der feierliche Gesang: „Christus ist erstanden“ schallt durch die ganze nächste Paschahwoche in den Morgen- wie in den Abendandachten. Vor dem Ende dieses großen Ostergottesdienstes wird noch das Brod gesegnet zur Erinnerung an den Herrn, als das Brod des Lebens.

In der kaiserlichen Hofkirche ist der hier beschriebene Gottesdienst am prachtvollsten und wirksamsten durch die besonders dazu geschulten Hofsänger; aber der Hergang der Ceremonien ist in allen Kirchen derselbe, von der großen Kathedrale der Hauptstadt bis in die entlegensten Dörfer. Auch ist seit der ersten Verbreitung des Christenthums in Rußland schwerlich daran Etwas verändert worden. Die Ceremonien sind seit Johann von Damaskus 730 dieselben geblieben.

Als nun mit dem Auferstehungstage die Bevölkerung Moskau's wieder aufgelebt war, die vierspännigen Wagen hin- und

herrollten, das Volk sich auf dem freien Platze drehte, schaukelte und ergötzte, da verkündigte Kanonendonner und Glockengeläute der Stadt, daß die Großfürstin dem Lande einen Großfürsten geschenkt habe; eine Nachricht, die um so bedeutungsvoller wurde, da gerade seit zwanzig Jahren, seit der Geburt des Großfürsten Michael, Pauls jüngstem Sohne, der Kreis der kaiserlichen Familie nicht erweitert worden war. Niemand ahnte damals, daß dieser im neuerstandenen Moskau in der Auferstehungswoche geborene Prinz bestimmt war, sein Volk aus zweihundertjährigem Drucke der Hörigkeit zur Freiheit auferstehen zu lassen. Der Großfürst Nikolai, noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt und schon Vater eines Sohnes, schrieb von Dankgefühlen durchglüht einen Brief etwa folgenden Inhalts an den Erzbischof Augustin von Moskau: „Ich habe den entscheidendsten Augenblick meines Lebens mit der Furcht eines Sterblichen und mit der Hoffnung eines Christen herannahen sehen und war in Gottes Willen ergeben. Unterstützen Sie mich, heiliger Prälat, in der Erfüllung eines Gelübdes, unter Anrufung des heiligen Alexander Newsky (Schutzpatron des Neugeborenen), in der Kirche von Neu-Jerusalem (Kloster in der Nähe von Moskau) eine Kapelle als Dank eines glücklichen Vaters zu errichten; ich bitte um Ihren Segen für Mutter, Vater und Kind."

Die Großfürstin fühlte sich nun der Familie und dem Lande nicht mehr fremd, wie es Elisabeth durch ihr ganzes Leben geblieben war; als Mutter eines Großfürsten war sie in die Geschichte des Hauses Romanow und des Landes auf das Engste und unzertrennlich verflochten. Dies glückliche Familienereigniß begründete für das elterliche Paar eine noch größere Abgeschiedenheit von der Welt, und die jungen Eltern beneideten sich gegenseitig um die Augenblicke, die sie an der Wiege ihres Sohnes zubringen konnten. Zwölf Tage nach der Geburt, den 29. April, erfolgte die Taufe und Firmelung, die von dem Gebrauche unserer protestantischen Kirche stark abweicht. Diese feierliche Handlung beginnt mit vorläufigen Beschwörungen gegen die Arglist des Teufels; die Pathen ersetzen das fehlende Bewußtsein des Kindes,

bilden die geistigen Eltern desselben und knüpfen untereinander eine Verwandtschaft an, die ebenso heilig ist wie die des Blutes. Die fremdesten Personen, die gleichzeitig als Pathen gestanden, dürfen unter sich keine eheliche Verbindung eingehen. In einem Gebete bittet der Geistliche den Schöpfer, dem Kinde einen Schutzengel zu geben, und haucht es an auf Mund, Stirn und Brust mit den Worten: „Treibe hinweg jeden bösen Geist.“ Dann kehrt er den Täufling gegen Abend und fragt ihn dreimal: „Entsagst du dem Satan und seinem Gefolge?“ und die Pathen antworten: „Ich entsage.“ Dann fragt er weiter: „Hast du entsagt?“ und nach bejahender Antwort wendet er den Täufling gegen Morgen und fragt: „Hast du dich mit Christo vereinigt?“ und ein Pathe antwortet statt des Kindes das ganze Glaubensbekenntniß. So ist das Kind zum Empfange der Taufe vorbereitet, und nun schreitet der Geistliche zur Weihe des Wassers. „Sei selbst gegenwärtig, König der Könige,“ ruft er aus, „durch die Herabkunft Deines heiligen Geistes und segne dieses Wasser.“ Nachdem er allen Segen des Jordans über dasselbe ausgesprochen, bezeichnet es dreimal mit dem Kreuze und sagt: „Alle Feindesmacht verschwinde unter dem Zeichen des Kreuzes.“ Bevor das Kind zur Darstellung des Todes Christi untergetaucht wird, salbt es der Geistliche zu diesem geheimnißvollen Begräbniß gleich einem Todten mit Oel, dem Freudenöle, auf die Stirn, die Brust, den Rücken, die Ohren, die Hände und die Füße. Das Taufwasser wird mit dem Zeichen des Kreuzes durch dieses Oel geweiht. Dann faßt der Geistliche das entblößte Kind, legt seine Hände auf dessen Haupt, und nach Morgen hin schauend taucht er es dreimal in das Wasser der Erlösung. Dann wird es mit dem Gewande der Gerechtigkeit, dem weißen Gewande der Unvergänglichkeit bekleidet; den Pathen aber werden Kerzen in die Hand gegeben zur Andeutung jenes unkörperlichen Lichtes, das das Kind erleuchtet und befähigt hat, das Sacrament der Salbung zu empfangen. Die Salbung durch heiliges Myrrhenöl geschieht, damit die unsichtbare Salbung durch den heiligen Geist auch sichtbar dargestellt werde. Der Geistliche macht betend mit demselben das Zeichen

des Kreuzes an einem Gliede des Körpers nach dem anderen und spricht bei jeder Salbung: „Das Siegel der Gabe des heiligen Geistes! Amen.“ Hierauf erst kommt dem Täuflinge der Christenname zu.

Nun schreitet der Geistliche mit den das Kind tragenden Pathen dreimal um das Taufbecken, das Gesicht nach Morgen gewendet, und ruft aus: „Wie viel Euer getauft sind, die haben Christum angezogen. Der Christ soll im Leben dem Heiland nachgehen als der Sonne der Wahrheit, geführt von der Lehre des Glaubens.“ Zum Schlusse der heiligen Handlung erfleht der Geistliche für den Neugeborenen Erhaltung der Gaben des heiligen Geistes, und besprengt ihn mit Wasser unter den Worten: „Du bist erleuchtet und gerechtfertigt, geheiligt und abgewaschen.“ Zuletzt schneidet er ihm das Haar kreuzweise im Namen der Dreieinigkeit, und der junge Großfürst wird von einer Staatsdame und dem Reichskanzler zur Mutter zurückgetragen. — In der heiteren Stadt Moskau folgte nun Fest auf Fest, aber die junge Mutter blieb sechs Wochen in der größten Ruhe, glücklich, den Sohn an ihr Herz drücken zu können, und am glücklichsten, als sie endlich, den Kleinen auf ihren Armen, selbst zur Kirche ging und am Grabe des heiligen Alexis beten konnte. Und nun stand ihr der schöne Augenblick bevor, den ehrwürdigen Vater, den König Friedrich Wilhelm III., in Moskau, der neuen Heimath, begrüßen und ihm seinen ersten Enkel entgegentragen zu können.

Während der kaiserliche Hof in Moskau den letzten Winter in größter Stille verbracht hatte, feierten Hof und Stadt Berlin ein Fest nach dem anderen. Im Januar hielt die neuvermählte Prinzessin Friedrich ihren feierlichen Einzug in Berlin, und demselben folgte im königlichen Schlosse ein sinniges Maskenfest, die Weihe des ehelichen Bundes zwischen Eros und Psyche. Im Februar besuchte der Herzog von Dessau die preußische Hauptstadt auf längere Zeit und vermählte sich im April mit der königlichen Prinzessin Friederike. Als dann mitten unter den Vermählungsfeierlichkeiten noch die Nachricht ankam, daß der König Großvater geworden sei, da entschloß er sich sofort selbst nach Moskau zu

reiſen, um den erſten Enkel mit ſeiner älteſten Tochter ans Herz zu drücken. Der König nahm ſeinen Weg über Poſen, wo ihn der früher genannte Fürſt Radziwill auf das Feierlichſte empfing und die Gegenwart des hohen Gaſtes durch große Tafel, Ball und Erleuchtung verherrlichte. Der junge Kronprinz begleitete den erlauchten Vater. In Königsberg beſuchte der König allein den Buſolt'ſchen Garten, jetzt „Louiſenwohl" genannt. Hier hatte er vor zehn Jahren mitten im Unglück doch die ſchönſten Lebensſtunden an der Seite der unvergleichlichen Louiſe verbracht. Der Mächtigſte dieſer Erde fühlt wie der Geringſte, daß Zeit und Umſtände Wunden ſchlagen, die ſelbſt im Glanze des neuen Glückes nie heilen. Das Königreich war weit größer und mächtiger wiederhergeſtellt, aber die zwei Engelsaugen hatte kein Sieg wieder geöffnet. An der polniſchen Grenze wurde der König von dem Fürſten Trubetzkoi empfangen, dem Gemahl jener Fürſtin, die der Großfürſtin Alexandra Feodorowna in Moskau ſo nahe ſtand. Der Name dieſer Fürſten, die ihren Urſprung von dem litthauiſchen Fürſten Ghedimin herleiten, iſt nach allen Richtungen tief in die ruſſiſche Geſchichte verflochten. Im Jahre 1613, als der moskowitiſche Thron erledigt war, ſchwankte ſogar die Volkswahl lange zwiſchen den Häuſern Romanow und Trubetzkoi, das ſeinen Arm zur Befreiung des Landes von den Polen geliehen hatte. Auf der weiteren Reiſe berührte der König alle die Orte, die im Jahre 1812 durch Schlachten mit Napoleon bekannt geworden waren. In Orſcha wurde er vom General Diebitſch, einem geborenen Preußen, empfangen, und drei Meilen von Moskau vom Kaiſer Alexander und dem Großfürſten Konſtantin Pawlowitſch; Abends 10 Uhr am 3. Juni aber umſchlangen ihn in Kunzowo, einem Landhauſe des Oberkammerherrn Nariſchkin, die Arme ſeiner Tochter und ſeines Schwiegerſohnes. Der Kronprinz langte am anderen Morgen an, wo die Großfürſtin, nachdem ſie ihren Bruder begrüßt hatte, in die Stadt zurückeilte, um vom Kreml aus den feſtlichen Einzug ihres Vaters mit anzuſchauen. Der Brand Moskau's war für Friedrich Wilhelm III. die Morgenröthe der Auferſtehung Preußens und der Freiheit Deutſchlands

gewesen. Der König, der Kaiser und seine Brüder zu Pferde zogen durch das Dorogomil'sche Stadtthor ein, und in dem Augenblicke, wo sie die Stadt betraten, ertönten die Tausende der Kirchenglocken und hundertundein Kanonenschüsse. Vom Thore bis zum Kreml bildeten Truppen Spalier, und das Volk hatte Dächer, Bäume und Thürme erstiegen und rief aus voller Brust sein „Hurrah." Die Großfürstin erzählte in späteren Jahren oft, wie der Augenblick einer der wunderbarsten ihres Lebens gewesen, wo sie, die junge Mutter, ihren Vater und ihren Bruder in Moskau auf dem Kreml anlangen gesehen habe; denn Alles, was im Leben Glück heißen kann, war nun beisammen: Vater und Bruder, Gatte und Kind, und die kaiserlichen Schwäger, die alle sie mit gleicher Liebe behandelten. Die drei ersten Tage galten denn auch ganz dem Familienkreise; die Großfürstin erzählte dem Vater und dem Bruder aus diesem ganzen Jahre steten Glückes, und der Vater hörte mit innigem Antheil zu. Wer an dem Fortschreiten der Menschheit zweifelt, vergleiche das Familienbild der Herrscher Rußlands und Preußens in Moskau im Jahre 1818 mit demselben Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo Peter der Große seinen Sohn Alexis zum Tode verurtheilen ließ, oder in Frankreich, wo der Regent erklärte, daß Familienleben und Bürgertugend sich nur für Krämer und Bauern schicke.

Alle Sehenswürdigkeiten Moskau's sind im Heiligthum, dem Kreml, vereinigt; die Stadt bot nur neue Häuser und Paläste, die kaum ausgetrocknet waren; die Physiognomie aber war nicht ganz mehr die alte. Der König besah zuerst das Denkmal von Minin und Pojarsky auf dem langen Platze am Kreml, von dem russischen Künstler Martos in demselben Jahre erst errichtet. Der Fürst Pojarsky und der Bürger Minin, Beide in Bronze auf einem Granitgestell, erinnern an die Zeit, wo Rußland im Jahre 1612 unter den Polen seufzte, und diese beiden Männer ihre Landsleute zum Kampfe aufriefen und das Vaterland befreiten, noch bevor die Romanow auf den Thron stiegen. Die Inschrift sagt: „Das dankbare Rußland dem Bürger Minin und dem Fürsten Pojarsky." Moskau zählte damals viele Familien, die noch ganz

im Sinne der alten Bojaren, d. h. großer Herren, lebten, in ihren Paläſten von Hunderten von Dienern umgeben waren und mit ihrem fürſtlichen Vermögen einen glänzenden Aufwand machten. Nicht ſelten beſaß eine ſolche Familie über hunderttauſend leibeigene Familien auf ihrem Grundbeſitz, der an Ausdehnung mit deutſchen Königreichen wetteiferte. Unter ihren Bauern waren Millionäre als Kaufleute in Moskau. Der Graf Scheremetief hatte im Jahre 1812 allein von ſeinen Gütern mehrere Regimenter geſtellt. Die Reichthümer würden noch ihres Gleichen in England, Spanien und Oeſterreich finden, aber die Gaſtfreundſchaft der Ruſſen, der Moskowiten beſonders, iſt in Europa einzig, und man wetteiferte damals, den König zu empfangen, nicht allein mit der aufrichtigſten Freigebigkeit, ſondern auch mit beſonderer Prunkliebe. In jedem der Schlöſſer dieſer Familien inner- oder außerhalb Moskau's befinden ſich eine Kirche mit wohleingeübten Sängern, ein Hausorcheſter und Kunſtſchätze aller Art. Die Feſte für den König begannen mit einem Balle beim General-Gouverneur von Moskau; kaum unterſchied ſich dieſes Feſt von einem ſolchen in Petersburg; in den nächſten Tagen aber lud der Fürſt Juſſupoff die ganze kaiſerliche und königliche Familie, ſowie die Geſellſchaft Moskau's auf ſein Landſchloß Archangelsk, etwa zwei Meilen von der Hauptſtadt, zu einem Feſte ein. Dieſes Schloß iſt maleriſch an der Moskwa gelegen, von mehreren Kirchdörfern umgeben, der Garten mit den herrlichſten Bäumen, ſelbſt mit Cedern, und Orangerien geſchmückt, und es überragt durch inneren Reichthum die meiſten Reſidenzſchlöſſer des damaligen Deutſchlands. Hier iſt eine koſtbare Bibliothek mit den ſeltenſten Ausgaben der alten Claſſiker, die Naturwiſſenſchaften ſind durch Sammlungen vom größten Umfange, das Alterthum iſt durch eine Reihe Marmorſtatuen vertreten und die neue Zeit durch mehrere Meiſterwerke Canova's. Die Bildergalerie enthält die bedeutendſten Namen aller Zeiten. Unabhängig vom Schloß iſt noch das Theatergebäude, einer größeren Reſidenz würdig. Als ſich der kaiſerliche Zug dem Schloſſe näherte, kam die Bevölkerung der dazu gehörigen Dörfer, im Ganzen nahe an vierzigtauſend männliche Seelen, mit Salz und Brod,

Geschenken und Früchten aller Art, und die Geistlichkeit mit Kreuz und Weihwasser, den hohen Herrschaften entgegen, und die Erwartung des Königs ging in Staunen über, als er hier in Garten und Schloß eine königliche Pracht entfaltet sah. Während des Gastmahls durchzogen die Bauern singend und tanzend den Garten, und des Fürsten eigenes Orchester spielte ebenso russische Nationallieder, wie die Ouverturen der neuesten Opern. Abends während des Balles waren alle Dörfer und Gärten illuminirt, ja sogar für die Gäste der Weg nach Moskau zurück, und das Volk belebte fortwährend durch Nationaltänze und Gesänge das Fest.

Der Fürst Nikolai Jussupoff, Eigenthümer dieses Schlosses, stammte noch aus Katharinens Zeiten, deren Gesandter er in der Türkei gewesen war. Schloß und Fest waren gleichsam eine Rückerinnerung an die glänzende Zeit, in der er gelebt. Der Fürst ward zu allen Zeiten wegen seiner Freigebigkeit und edlen Gesinnung verehrt. Er starb erst zu Nikolai's Zeiten und durchlebte somit vier Regierungen.

Ein gleiches Fest wiederholte sich in dem Schlosse Ostankino, dem Grafen Scheremetief gehörig, nur wenig Werst von Moskau gelegen; auch hier sind eine Menge Kunstschätze, die leider, wie jene in Archangelsk, zu wenig gekannt und geschätzt sind. Diese Besitzung wirkt auf den Reisenden besonders durch eine Kirche aus dem sechszehnten Jahrhundert, und im Inneren durch eine herrliche Marmorstatue der Kaiserin Katharina, sowie durch mehrere Gemälde Claude Lorrains. Der Graf Scheremetief, dessen Reichthum damals in Rußland wie der eines Krösus sprichwörtlich war, versammelte die ganze Bevölkerung dieser Dörfer, ließ sie neu, und zwar prachtvoll national, ankleiden, und auf dem Schlosse ein National-Ballet aufführen. Wenn der König durch diese Feste eine würdige Vorstellung von dem russischen Adel, dessen Reichthum und Bildung, bekam, so waren die städtischen Anstalten nicht weniger geeignet, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Einzig in der Welt ist hier das Findelhaus, von dem Umfange einer Stadt, mit 2255 Fenstern, einer großen Kirche, einem Garten; es faßt 1500 Zöglinge, die, elternlos hier aufgenommen, von Am-

men genährt und aufgezogen, für eine Beschäftigung, Handwerk, oder bei Vorhandensein von Talent auch für den Gelehrten- und Beamtenstand erzogen und gebildet werden. Die Zahl der Wärter, Aerzte und Aufsichtsbeamten beträgt an 500, die Ammen dazugerechnet; man braucht mehrere Tage zu einem genauen Ueberblick der Einrichtung dieser von Katharina II. errichteten Anstalt, die von der Kaiserin-Mutter mit besonderer Sorgfalt gepflegt wurde. Das Innere der Stadt erinnerte damals durch die neuen Paläste, durch die schnurgerade angelegten Straßen mit Baumreihen an das moderne Petersburg; für den Anblick der ganzen Stadt aber, besonders vom Kreml herab gesehen, ist durch die unzählbaren Kirchen, die Tausende von kleinen bunten Kuppeln die alte Physiognomie vorherrschend geblieben. Der Ton der Gesellschaft trägt eine gewisse Unabhängigkeit vom Hofe zur Schau, und das Volk eine unverwüstliche, gutmüthige Heiterkeit. Die Gastmähler der Moskowiten wetteifern mit denen der römischen Kaiserzeit, und ausländische Delicatessen werden mit großen Summen bezahlt. Der Sohn des genannten Grafen Scheremetief gab einem seiner Leibeigenen die Freiheit nicht für Hunderttausende, die ihm geboten wurden, zuletzt aber für eine Tonne Austern, die jener zur rechten Zeit zum Geschenk brachte. Man fühlt die Wellen zweier Weltmeere hier aneinander schlagen und wie alte und neue Zeit sich gegenseitig drängen.

Der König gedachte aber auch unter all den Festlichkeiten seiner lutherischen Glaubensgenossen und wohnte mit dem kaiserlichen Hofe der Grundsteinlegung der im Kriege eingeäscherten lutherischen Kirche bei. Dieselbe war 1575 mit Einwilligung des Zaren Johanns des Schrecklichen erbaut worden, also in einer Zeit, wo die protestantischen Niederländer von dem fanatischen Philipp von Spanien am meisten gedrängt waren.

Elf Tage nach seiner Ankunft begab sich der König mit dem Kronprinzen nach Zarskoe-Selò, die kaiserliche Familie ebenso, in einzelnen Gruppen, theils früher, theils später; der junge Großfürst Alexander war schon vorausgesendet worden. — So war das erste Jahr in Rußland schnell dahingeflossen, und zwar ohne die

Erwartung der jungen Prinzessin zu täuschen. Die größten Festlichkeiten, wie sie nur ein Weltreich bieten kann, hatten den Sinn für stilles Familienleben nicht betäubt, sondern erst recht lebhaft geweckt; an dem Herzen ihres Gemahls fand sie Alles wieder, was sie in der Heimath zurückgelassen hatte, und diese selbst war ihr jetzt durch die Besuche des Vaters und der Brüder wieder nahegerückt. Sie hatte sich in den Ton des neuen Hofes gefunden, ohne von ihren Eigenthümlichkeiten das Geringste aufzuopfern; sie war mit der herrschenden Familie nun auf das Innigste verbunden, ohne den Ihrigen im Auslande fremd zu werden; sie hatte neue Freunde erworben, ohne die alten und fernen zu verlieren.

Fünftes Kapitel.

Im Palaſte Anitſchkow.

Glückliches Familienleben des großfürſtlichen Paares. — Unterredung des Kaiſers Alexander mit ſeinem Bruder Nikolai.

Die kaiſerliche und königliche Familie betrat nicht ſofort wieder die Stadt, ſondern genoß einige Tage des gemüthlichen Stilllebens, theils in Zarskoe-Selò, theils in Pawlowsk. Dem König war der Park von Zarskoe ganz neu und der Kaiſer Alexander führte ſeinen hohen Gaſt ſelbſt durch den Theil, der durch Katharinens Aufenthalt ein eigenthümliches Gepräge trägt. Hier glänzt ein künſtlich angelegter See, durch einen Bach mit trinkbarem Waſſer unterhalten, und in demſelben erheben ſich zwei Inſeln mit Luſthäuſern und der Roſtralſäule des Grafen Orlow Tſchesmensky. Eine prachtvolle Brücke in Marmor, von einem ebenfalls marmornen Säulengange überdeckt, erhebt ſich über der Mündung des Baches in den See; am anderen Ende ſteht ein türkiſcher Kiosk, ein Admiralitätsgebäude ſchmückt die dritte Seite deſſelben Sees, und dichte Baumgänge die vierte. Es iſt ein herrlicher Spaziergang um dieſen ſpiegelglatten See, der von der einen Seite einen Blick auf die an das Schloß angefügte Colonnade gewährt. Unterhalb des Sees in dichten Baumgängen verſteckt ſind Bäder und ein Gebäude in phantaſtiſchem Style, die Eremitage genannt. In dieſem pflegte Katharina II.

in kleiner Gesellschaft, aber ohne Gegenwart der Diener, zu speisen. Der Saal ist gleich einem Theater mit Versenkungen eingerichtet, die Tische verschwinden und erscheinen von Neuem bedeckt ohne Dienerschaft, die einen ganzen Stock tiefer sich aufhält. Die Tischunterhaltung war zu jener Zeit in Petersburg ausschließlich französisch und die russische Dienerschaft folglich ganz ausgeschlossen, eine Vorsicht, die gewissen Häusern nicht dringend genug anempfohlen werden kann. In diesem Garten begegnete der Kaiser mit dem Könige einer Wache, wo man keine vermuthete, und die zur Parole hatte: „Ich bewache eine Rose.“ Da sich aber auch nicht die Spur einer Blume an jenem Orte vorfand, so ließ der Kaiser den Anlaß der Wache und der Parole untersuchen und fand, daß dieselbe einst von seiner Großmutter zur Bewachung einer Rosenknospe aufgestellt, die Wache aber bis jenen Tag immer unter demselben Vorwande dahin beordert worden war. — Mit dem festlichen Einzuge des Königs wiederholten sich alle die Festlichkeiten des vorigen Jahres, aber die Großfürstin machte denselben Weg in demselben goldenen Wagen unter anderen Gefühlen. Als sie an dem verwaisten Palast Anitschkow vorüberkamen, sah sie ihren zwei Monate alten Sohn in den Armen seiner Amme am Fenster. Der Glanz des feierlichen Zuges war vergessen, die Mutterliebe, das mächtigste aller Gefühle, sprach allein in ihrem Herzen, und ihre Augen füllten sich mit den schönsten aller Thränen. Als der Zug bei der kasanschen Kirche hielt, reichte der Kaiser Alexander der Großfürstin den Arm; er bemerkte dabei ihr nasses Auge, und sprach: „Diese Thränen sind süß für eine Mutter und wohlgefällig dem Herrn der Könige.“ Der König bezog im Schlosse die Zimmer, die einst Kaiser Paul bewohnt hatte, die späterhin aber den Namen der preußischen Zimmer beibehielten. Die Feste unterschieden sich kaum von denen des vorigen Jahres; in Oranienbaum wurde ein Feuerwerk von vierzigtausend Raketen, zweihundert Feuerdrachen mit einer Salve von fünfhundert Kanonenschüssen abgebrannt. Aber man verließ die Hauptstadt nie auf länger als einen Tag, und die beiden gekrönten Häupter, umgeben von der ganzen Familie, zeigten sich um so

mehr der Residenz und den Inseln. Die Kaiserin-Mutter führte den König und den Kronprinzen auf die Schauplätze ihrer besonderen Thätigkeit. Von dem Jungfrauenkloster Smolna an führte sie den König durch alle ihre Anstalten, und weihte das Auge des Fremden in die kleinsten Einzelheiten ein. Die Kaiserin-Mutter erschien am Arme des Königs, Kaiserin Elisabeth an dem des Kronprinzen, und die Großfürstin an dem des Kaisers Alexander. Die Fremden erstaunten nicht allein über den weiten Kreis der Thätigkeit der Kaiserin, sondern noch mehr über die Liebe, das kindliche Vertrauen, womit die weibliche Jugend sich einer so hochgestellten Frau näherte. Dieselbe Kaiserin, zu der am Hofe und in der Stadt nur die strengste Etiquette führte, war hier die Freundin, die mütterliche Vertraute der jungen Welt, und statt des strengen Hoftones herrschte hier die offenste Herzlichkeit. Wenn einst die Bojaren nur gesenkten Hauptes vor dem Zaren erschienen und die Furcht sie durch eine endlose Kluft von ihren Herrschern trennte, so zog hier ein Band der Liebe, des Vertrauens, der Freude die ganze Zukunft an ein Mutterherz. Die Leichtigkeit und Anmuth, die das weibliche Geschlecht Rußlands so sehr vor demjenigen Englands und Deutschlands auszeichnet, erklärt sich am leichtesten durch die Gewohnheit, sich den höchsten Personen ohne Schüchternheit zu nähern. Die deutschen Fürsten jener Zeit gingen zwar sehr eifrig auf die Jagd, aber schwerlich haben sie ein Gymnasium besucht. — So wie die Kaiserin ihre Stifter, so zeigte Alexander seinem Verbündeten die ganze Pracht seiner Truppen, seiner Paläste in der Stadt und auf den Inseln, und die schönen Sommertage mit ihren hellen Nächten flossen wie unter einem südlichen Himmel dahin.

Mitten in das traulichste Familienleben und die Feierlichkeiten der Stadt trat eine Nachricht, die am wenigsten für die Großfürstin gleichgültig war. Ihr Gemahl, der Großfürst, fiel eines Tages an den Masern nieder, und die Großfürstin entsagte allen Festen, selbst dem schönen Familienkreise des Vaters und Bruders, und blieb so lange am Bette des Kranken sitzen und pflegte ihn, bis sie, selbst von der Krankheit ergriffen, die trau-

rige Zeit mit ihm auf ihrem Lager theilen mußte. Der junge Großfürst wurde, um nicht angesteckt zu werden, in den tauriſchen Palaſt unter den Schutz der Kaiſerin-Mutter gebracht. Der Name dieſes Sommerpalaſtes erinnert an die Zeit, wo die tauriſche Halbinſel von Rußland erobert und dieſer Wohnſitz von der Kaiſerin für den Fürſten Potemkin erbaut wurde. Er liegt am Ende der Stadt, nahe dem Jungfrauenkloſter und der Newa, und macht ſich dem Vorübergehenden nur durch eine Kuppel bemerklich; aber ein ſchöner Garten grenzt daran, und der Stadttheil, etwas höher gelegen als die anderen und wenig bevölkert, genießt ſelbſt an Sommertagen einer reinen friſchen Landluft.

So war denn der Schauplatz der größten Pracht und Feſtlichkeit, aber auch des innigſten Familienlebens plötzlich in ein Krankenlager umgewandelt. Es iſt, als ob die Mächtigſten bisweilen an die menſchliche Schwäche und Hinfälligkeit erinnert werden ſollten. Die Großfürſtin hatte nur noch ſo viel Kraft gehabt, den ſcheidenden Vater bis Gatſchina zu begleiten, als auch ſie am folgenden Tage vom Fieber niedergeworfen wurde. Zum Glück für die erſte Woche blieb der Kronprinz noch länger bei den Kranken, und ſeine heitere Unterhaltung voller Salz und Witz verkürzte denſelben die ſchleppenden Tage. Man empfand es ferner als eine Wohlthat, daß an der Spitze des Hauſes ein wohlwollender, freundlicher Mann ſtand, der Alles in der beſten Ordnung erhielt. Auch der Leibarzt des großfürſtlichen Hauſes, ein Engländer, Namens Crichton, war angenehm im Umgange und erweckte Vertrauen. Die Krankenpflegerin der Großfürſtin, Fräulein Klügel, noch aus Berlin herſtammend, war eine nicht minder ſanfte Erſcheinung, ſo daß der Verlauf der Krankheit durch Nichts unterbrochen wurde und die Geneſung ſich zur richtigen Zeit einſtellte; jedoch ſoll durch dieſe Krankheit der Grund zu einem Bruſtübel der Großfürſtin gelegt worden ſein, das nie vollkommen wieder entfernt werden konnte. So hatte der Palaſt Anitſchkow das Paar zuerſt als Kranke beherbergt, mitten im Sommer, wo der Aermſte auf dem Lande friſche Luft zu ſchöpfen ſucht. Die Sehnſucht nach dem einfachen Pawlowsk wurde dafür nun

um so größer, und man genoß denn auch zur völligen Herstellung dort die wenigen Tage des Sommers in ungestörter Ruhe.

Dem großfürstlichen Paare war aber für den Herbst eine andere Rolle zugedacht, als im vorigen Jahre. Kaiser Alexander und die beiden Kaiserinnen beabsichtigten eine Reise ins Ausland, der Kaiser nach Aachen zum Congreß, die Kaiserin Elisabeth in ihre Heimath, und Maria Feodorowna gedachte ihre drei Töchter zu besuchen. Der jüngere Großfürst Michael unternahm eine Reise nach Italien und England, die den Schluß seiner Erziehung bildete, und der Großfürst Konstantin Pawlowitsch war Oberbefehlshaber des neuen Königreichs Polen geworden und bewohnte fortan dort den kleinen Palast Belvedere. Von sechs Töchtern der Kaiserin waren drei zu verschiedenen Zeiten früher gestorben, und Katharina Pawlowna, die vierte derselben, war zur Freude der Mutter in zweiter Ehe als Königin von Württemberg vor zwei Jahren auf den Thron gestiegen: ein besonderes Glück für die Mutter, eine ihrer Töchter auf dem Throne ihrer Heimath glänzen zu sehen, ein Fall, den die Geschichte fast nie aufgewiesen hat. Drei Jahre lang war diese durch Geist ausgezeichnete Fürstin mit dem Herzog Georg von Oldenburg verheirathet gewesen, aber in Rußland in der Nähe der Mutter mit ihrem Gemahl geblieben. Kurz nach ihrer Verheirathung mit dem Kronprinzen von Württemberg bestieg dieser den Thron seines Landes und erwarb, wie zuvor durch sein Feldherrntalent, jetzt durch zeitgemäße Regierungsgrundsätze in kurzer Zeit das Vertrauen seines Volkes, und die junge Königin ebenso dessen Liebe und Verehrung. Anna Pawlowna, die jüngste von Pauls Töchtern, war Prinzessin von Oranien und desgleichen für den neuerrichteten Thron der Niederlande bestimmt. Maria Pawlowna war schon seit dem Jahre 1804 an den Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar verheirathet und in deutschen Geist und deutsche Verhältnisse so eingeweiht, als ob sie aus diesem Lande stammte. Konnte es für eine Mutter ein schöneres Loos geben, als drei glückliche Töchter in der Heimath zu besuchen und auf der Reise dahin von einem Sohne begleitet zu sein, den Europa vergötterte, und die meisten deutschen

Throne sich verwandt zu wissen? Denn ihre älteste Tochter Alexandra war mit dem Palatin von Ungarn, dem Erzherzog Joseph, die zweite, Helene, mit dem Prinzen Friedrich von Mecklenburg-Schwerin verheirathet gewesen. Das damalige Europa kannte auf seinen vielen Thronen keine ehrwürdigere Erscheinung als diese rüstige, schöne Greisin, die, bevor sie ihr sechszigstes Jahr antrat, noch einmal das Glück segnen wollte, das sie selbst ausgestreut hatte. Mit der Würde einer Hohenpriesterin gab sie scheidend dem jungen Ehepaare, das allein von der kaiserlichen Familie zurückblieb, Verhaltungsregeln während ihrer Abwesenheit; obgleich sie demselben eine größere Unabhängigkeit von dem mütterlichen Ansehen eingeräumt hatte, als den anderen Söhnen von demselben Alter, so machte sie dieses Ansehen doch bisweilen geltend, mehr aus Gewohnheit, als aus Nothwendigkeit, und Beide wagten nicht von dem Herkommen abzugehen. Sie konnten sonst kaum ausfahren oder ausreiten ohne vorherige Anzeige bei der Mutter, und nicht gut ohne ein bestimmtes Gefolge, wie es die Regel des kaiserlichen Hauses vorschrieb. Jetzt mußten sie plötzlich selbstständig auftreten und bei gewissen Gelegenheiten den abwesenden Hof ersetzen, ihren Palast Anitschkow der Gesellschaft öffnen. Der Großfürst Nikolai war bis hieher der glücklichste Privatmann und Gatte gewesen, aber den Regierungsgeschäften vollkommen fremd geblieben, selbst im Militärdienste war seine Stellung nur die eines Chefs des Garde-Sappeur-Bataillons, und er war dazu erst seit seiner Verheirathung ernannt; seine Verantwortlichkeit war nicht größer als die jedes anderen Obersten oder Generalmajors, und der Person des Kaisers stand er im Staate ferner als ein Staatssecretär oder Generaladjutant. Er hatte jetzt ein Jahr mit seiner jungen Gattin verlebt, das ihm alle Reize des Lebens geboten hatte, dem auch Nichts fehlte, was die kühnste Phantasie ersinnen oder der Uebermuth verlangen konnte. Aber Beide suchten und fanden ihr Glück doch am meisten in der stillen Zurückgezogenheit von der Welt und dem Hofe, im Garten von Pawlowsk, wo sie unerkannt die einsamsten Wege durchwandelten oder an der Wiege

des einzig schönen Kindes saßen. Jetzt standen sie, dem mütterlichen Rathe entwachsen, allein, und sollten zum ersten Mal gewisse Gesellschaftspflichten erfüllen, auf welche die Welt streng achtet, besonders in Petersburg, der Hauptstadt der unbarmherzigsten Kritik. Des Großfürsten Charakter war damals durchaus nicht für gesellschaftlichen Verkehr angelegt, es lag in seinem Wesen etwas Würdevolles, mehr dem reifen Mannesalter als dem dreiundzwanzigsten Lebensjahre entsprechend; er war der Welt gegenüber verschlossen, gleichgültig und steif in Gesellschaft; nur seine Gemahlin besaß die Macht, die innersten Tiefen seines Herzens aufzuschließen. Die Großfürstin verband mit der höchsten weiblichen und kaiserlichen Würde jenen Zauber und jene Leichtigkeit des Umganges, die auf Alle belebend strahlt, weniger die hergebrachten Regeln der Hofetiquette beobachtete, als es die Kaiserin-Mutter that, sondern das Recht der Schönheit, der Anmuth, der Jugend und des herzlichen Wohlwollens geltend machte. Der Großfürst, von solch einer Gemahlin begeistert, begann denn auch nach und nach geschmeidiger zu werden.

Noch vor dem Ende des August-Monats bezog man endlich auf längere Zeit den Palast Anitschkow. Dieser, an der schönsten Straße der Hauptstadt, der Perspective, gelegen, dicht bei einer Brücke gleichen Namens, ist vom großen Winterpalast wohl zwei Werst entfernt. Petersburg zählte schon in jenen Jahren außer letzterem noch fünf andere kaiserliche Schlösser, die nur zu gewissen Zeiten oder gar nicht bewohnt waren. Der erstgenannte ist unter der Kaiserin Elisabeth im Jahre 1748 vom Grafen Rastrelli erbaut und wurde zuerst von dem Grafen Alexis Rasumowsky, dem Günstlinge Elisabeths, späterhin von Potemkin bewohnt. Er ist durch den großen Vorhof und die vielen Nebengebäude der prachtvollste nach dem Winterpalaste, hat nicht die großen Räumlichkeiten und kostbaren Schätze des ersten, vereinigt aber mit dem stolzen Aeußeren alle Bequemlichkeiten für Familienleben im Inneren. Ein kleiner Garten ziert ihn zur Seite und die Nebengebäude sind im Stande, einen großen Hofstaat der kaiserlichen Familie zu beherbergen. Die nach der Perspective zu gelegenen Zimmer bieten

dem Auge den heitersten Tummelplatz der Stadt und die auf entgegengesetzter Seite eine klösterliche Zurückgezogenheit.

Die erste Gelegenheit, wo das großfürstliche Paar die ganze kaiserliche Familie vertreten mußte, war am 30. August, dem Alexander Newsky-Tage. Die sterblichen Reste dieses Helden, der im 13. Jahrhundert die Schweden an der Newa glänzend besiegte, wurden von der Wolga durch Peter den Großen hieher an die Newa, den Schauplatz seines Ruhmes, versetzt und in einem massiv silbernen Sarge niedergelegt, das Kloster nach dem heiligen Helden benannt, durch eine prachtvolle Kirche geschmückt und mit einem geräumigen Garten umgeben. Dem rechtgläubigen Russen ersetzt dieser heilige Ort am Ende der Stadt den Kreml. Außer manchen Kunstwerken ist hier die Ruhestätte vieler russischen Familien, die dem Volke theuer sind. Hier liegen der Staatskanzler Besborodko, die Feldmarschälle Galitzin, Rumäntzof und der große Suworof, die Narischkin, Panin, die Frau des Zaren Iwan Alexeiwitsch, Natalie, die Schwester Peters des Großen, ferner Pauls erste Gemahlin, und die beiden Töchter des Kaisers Alexander und Elisabeths. Der Alexander Newsky-Tag, der 30. August, wird als eines der größten Kirchenfeste des Landes gefeiert; das Andenken an jene kriegerische That feiert gleichzeitig die Erinnerung daran, daß ein von Ketzern besetztes Land der rechtgläubigen Kirche wieder zu Theil geworden. Daher zieht die ganze Geistlichkeit der kasanschen Kathedrale, der Hauptkirche von Petersburg, in feierlicher Prozession nach jener Klosterkirche, und die kaiserliche Familie mit dem ganzen Hofe wohnt dem Hochamte bei.

Diesmal war es also, wie gesagt, dem jungen Ehepaare beschieden, die ganze kaiserliche Familie bei dem Hochamte zu vertreten und dann einem Frühstück bei dem Metropoliten beizuwohnen. Die junge Großfürstin fühlte sich, so kurz nach einer Krankheit, durch das Hochamt, bei welchem gegen drei Stunden gestanden werden muß, und selbst durch das Frühstück unter lauter Geistlichen so angegriffen, daß sie nur durch den Arm ihres Gemahls unterstützt den Weg zum Wagen zurücklegen konnte; selbst die schleppende Kleidung und der Kopfschmuck waren ihr lästig

geweſen. Nirgendwo iſt die Würde mit ſo viel Bürde verbunden als am ruſſiſchen Hofe. Die Großfürſtin bedurfte der Erholung auf dem Lande, wiewol der Anfang des Septembers nur ſelten noch einige genießbare Tage ſchenkt. Man bezog für kurze Zeit das Schloß von Gatſchina, nicht ohne Einwilligung der Mutter, die unter vielen Verhaltungsregeln beim Scheiden auch manche Erlaubniß ertheilt hatte. Für den Großfürſten Nikolai bot das Schloß keine fröhlichen Erinnerungen, aber die traurigen konnten und mußten durch eine reiche Gegenwart verdrängt werden. Der ganze kleine Hof zog auf acht Tage dahin; die Herren benutzten den Tag zur Jagd, die Frauen zu Spazierfahrten, und die Abende waren dem Spiel und Tanze geweiht. Verſchiedene neue Bekanntſchaften wurden in den kleinen Kreis gezogen, von denen die des Herrn von Ribeaupierre der Großfürſtin für ihr ganzes Leben eine der angenehmſten blieb. Dieſer ſpätere Graf, franzöſiſchen Urſprunges, war ein ſchöner Mann, vom feinſten Geſellſchaftstone, anregend und belebend, und machte ſich der ſpäteren Kaiſerin durch ſein Talent vorzuleſen faſt unentbehrlich. In jener Zeit glänzte dieſer Mann nur in der Geſellſchaft, ſeine diplomatiſche Laufbahn begann erſt ſpäter. Wichtiger für den Augenblick war die Bekanntſchaft mit der Familie des Grafen Kotſchubei, der damals im Staate und am Hofe eine größere Rolle ſpielte als der Vorhergenannte. Der Graf Kotſchubei ſtammte wie der Fürſt A. N. Galitzin noch aus Katharinens glänzender Zeit, hatte dieſelbe auf der berühmten Reiſe nach der Krimm begleitet, und war ſeit früheſter Jugend Alexanders vertrauteſter Freund. Man kennt jetzt noch Briefe, die der Großfürſt Alexander ihm ſchrieb, worin deſſen geheimſte Wünſche für die Zukunft, alle ſeine Klagen über die Gegenwart mit einem Vertrauen ausgeſprochen ſind, das ſonſt nur ein Bruder zum anderen hat. Man erfährt aus jenem Briefwechſel, daß Alexander ſchon lange vor ſeiner Thronbeſteigung den Wunſch hegte, dem Throne ganz zu entſagen und ſich mit ſeiner jungen reizenden Gemahlin am Rhein als Privatmann niederzulaſſen. Kaum fünfundzwanzig Jahr alt, war Kotſchubei ruſſiſcher Geſandter an der osmaniſchen Pforte. Dieſe Familie war nach

einer mehrjährigen Abwesenheit nach Petersburg zurückgekehrt und wurde jetzt erst der jungen Großfürstin vorgestellt; Alexander selbst hatte seinen Freund scheidend seiner Schwägerin empfohlen. Diese fühlte sich von keiner Familie, von keinem der älteren Männer so angezogen, als von diesem wahren Freunde des Kaisers und seines Hauses. Das Haus dieser Familie war eines der ersten, reichsten und gastfreiesten der Stadt, ausgestattet mit Glanz und Ordnung, wie mit Kunstwerken; man sah in demselben stets die Spitzen der Petersburger Gesellschaft, an der Mittagstafel wie zu Abend, freundlich aufgenommen und geistreich unterhalten. Er verwandte auf die Erziehung von vier bis fünf Kindern allein gegen vierzig- bis fünfzigtausend Francs und stattete außerdem die Gouverneure und Gouvernanten mit lebenslänglichen Gnadengehalten aus. Es war das erste Privathaus, das die Großfürstin von nun an gern und oft besuchte. Der Graf und die Gräfin, geborene Wasiltschikof, waren durch ihr Ansehen und den feinen Ton im Stande, der Großfürstin Rath zu ertheilen an Stelle des abwesenden Kaisers und der Kaiserin-Mutter. — Der Einzug in den Palast Anitschkow wurde nun durch einen Ball bezeichnet, der am 15. October n. St., dem Geburtstage des Kronprinzen von Preußen, gegeben wurde. Die geladene Gesellschaft überschritt den bisherigen kleinen Kreis bedeutend, und die beiden Wirthe mußten eine Menge Personen liebenswürdig bei sich empfangen, deren Namen sie bis jetzt kaum gekannt hatten. Aber gerade in solch einem Geschäfte war die Großfürstin sehr gewandt, da sie seit dem Tode ihrer erhabenen Mutter fast immer an der Seite ihres Vaters den verschiedensten Personen gegenüber gestanden hatte. Für alle Kommenden fand sie das richtige Wort, ihre Liebenswürdigkeit belebte den ganzen Abend, ihr Auge entdeckte Jeden, der von der allgemeinen Freude ausgeschlossen schien; ihre anmuthige Bewegung im Tanze setzte Alles in Bewegung, und obgleich sie sich heute der Freude und Lust unbeschränkt hingab, so versäumte sie doch keine jener Pflichten, die man einer Gesellschaft schuldig ist. Dies Fest brachte sie nicht allein dem Publicum um Vieles näher, sondern es verbreitete und befestigte auch

die hohe Meinung in der ganzen Stadt, die bis dahin nur wenige Perſonen über ſie ausgeſprochen hatten; kurz, man war entzückt von der bis dahin für Viele noch immer ausländiſchen Prinzeſſin, man war von ihrem Weſen bezaubert, Alles an ihr wurde wochenlang in der Stadt geprieſen, erhoben. Nach ſo glänzender Eröffnung der winterlichen Geſellſchaftszeit folgte in der Stadt ein Ball nach dem anderen; man riß ſich geradezu um das Glück, die junge Großfürſtin bei ſich zu ſehen. Wo ſie erſchien, lachte ihr ein ganzer Frühling von Blumen entgegen, mit denen man das Haus ausgeſchmückt hatte. Oft illuminirte man den Weg, den ſie von ihrem Palaſte bis dahin fuhr, ja im Winter bei Schlittenbahn bezeichnete man denſelben mit Tannenbäumchen und Fackeln. Das Leben der Hauptſtadt wurde aber auch in einer anderen Richtung angeregt; die Großfürſtin beſuchte regelmäßig ein- bis zweimal die Woche der Reihe nach die verſchiedenen Theater, in welchen die kaiſerliche Familie nur bei feſtlichen Gelegenheiten in großer Gala erſchien und von dem Publicum feierlich mit Muſik und Zeichen der Ehrerbietung empfangen wurde. Beſonders war es ein Glück für die deutſche Truppe, deren zahlreiches Publicum ſich im Durchſchnitt nicht zu den beſſeren Claſſen der Geſellſchaft zählen durfte. Nur der Kaiſer Paul hatte derſelben ſeine Aufmerkſamkeit geſchenkt, und man weiß, daß Kotzebue's Luſtſpiel „der Leibkutſcher Peters des Dritten" den Kaiſer ſo ergriff, daß er vom Theater aus einen Feldjäger abſchickte, der den nach Sibirien verbannten Verfaſſer zurückrufen mußte. Es kam aber ſchon im frühen Winter erneut der Zuſtand, welcher der Großfürſtin verbot, Bälle zu beſuchen, und ſo ſchenkte ſie oft des Abends eine Stunde dem Theater. Die erſte Hälfte der Geſellſchaftszeit war ſo glänzend ausgefallen, daß man für die zweite noch größere Vorbereitungen in der Stadt traf.

Mit dem Schluſſe des Jahres war denn auch die ganze kaiſerliche Familie wieder beiſammen; die Kaiſerin-Mutter langte am Sylveſter-Abend ſo geſund und rüſtig an, daß ſie am 1. Januar 1819 bei der Kirchenceremonie im Schloſſe erſcheinen konnte. In den erſten Tagen ſaß das junge Ehepaar ehrerbietig neben

der greisen Mutter und hörte mit Andacht ihren Erzählungen über das Glück ihrer Töchter, sowie dem Kaiser Alexander über den Glanz des Aachener Congresses zu, und die Seeleneintracht des jüngsten Ehepaares konnte die Freude der Mutter nur noch strahlender machen. Die Zeit von Weihnachten bis zum sechsten Januar hat in Rußland mehr einen stillen kirchlichen Charakter, der sich durch Fasten und abendliche Gebete und Messen ausspricht. Aber wie die Taufe nach den Ansichten der orthodoxen Kirche höher steht als die Geburt, so wird auch der Tauftag des Heilandes am 6. Januar durch eine Procession der ganzen Geistlichkeit, der kaiserlichen Familie und des Hofes mit militärischem Gepränge auf der Newa gefeiert, nicht selten bei 20 Grad Kälte. Die Kaiserin-Mutter hatte die Kraft, dieser Ceremonie beizuwohnen.

Von allen Erzählungen des Kaisers und der Kaiserin-Mutter fesselte die junge Großfürstin keine mehr, als die über Berlin. Alexander war Zeuge gewesen, wie der Grundstein zum Kriegerdenkmale auf dem Kreuzberge gelegt worden, die Kaiserin hatte in Berlin alle Anstalten mit ihren Kenneraugen geprüft, und jedes Lob, das sie der königlichen Familie, der Stadt und ihrer Gesellschaft spendete, drang wie Balsam in das Herz der Großfürstin und zauberte ihr die ganze Vergangenheit zurück. In der Fremde ist man stolz auf des Vaterlandes Ruhm. Da der Großfürst Nikolai seinem Bruder in den Regierungsgeschäften so fern stand, so fanden des Kaisers politische Ansichten bei der Großfürstin wenig Verständniß und Anklang. Die Freude des glücklichen Wiedersehens und daß auf beiden Seiten Alles nach Wunsch abgelaufen war, verdrängte in jenen Tagen jedes andere Interesse. Der Congreß von Aachen, den Kaiser Alexander sehr lebhaft schilderte, erweckte in der Großfürstin das Verlangen, die vielgefeierte erste Sängerin Europa's, die Catalani, zu hören; der andere Prunk aber ließ sie ganz gleichgültig, und ihre Theilnahme an Politik und sogenannten diplomatischen Verhandlungen ging nur so weit, als sie dieselbe mit wahrer Humanität und Patriotismus vereinigen konnte.

Noch in der ersten Hälfte des Januar setzte eine Todesnachricht die ganze kaiserliche Familie, besonders die Kaiserin-Mutter, in Bestürzung; die hochgepriesene Königin von Württemberg, die sie vor Kurzem noch umarmt hatte, war gestorben, und man konnte sich einen so plötzlichen Tod der dreißigjährigen schönen, geistreichen Frau kaum erklären. Der Kaiser Alexander hatte die schwere Aufgabe, diese niederschlagende Nachricht seiner Mutter zu überbringen. Er begab sich daher kurz vor ihrer Rückkehr von ihren täglichen Geschäften auf ihr Zimmer zu ungewöhnlicher Stunde; denn im Winterpalaste waren nicht allein die Tage und Stunden, sondern selbst die Minuten auf das Genaueste bestimmt und für den Empfang verschiedener Personen vertheilt. Die Kaiserin war daher bei ihrem Eintritte erstaunt, den Kaiser zu einer Zeit zu finden, wo sie ihre Staatssecretäre erwartete. Das bewegte Gesicht des Kaisers ließ sie errathen, daß es eine Trauerbotschaft sei, die ihn zur Mutter führe. Als aber das Wort ausgesprochen, das nicht länger zurückgehalten werden durfte, da brach sie in einen Schrei des Entsetzens aus und stand nach demselben gleich einer Niobe wie versteinert da. Es war die vierte Tochter, die sie durch den Tod verlor. Nach der Mutter fühlte Niemand den Verlust empfindlicher als Kaiser Alexander, der für diese Schwester eine besondere Verehrung gehegt, und der ihre Meinung selbst in politischen Angelegenheiten früher angehört hatte. Der ganze Hof hüllte sich in Trauer und die Festlichkeiten der Stadt schwiegen von selbst. — Der Großfürstin kam eine Zeit der Ruhe sehr erwünscht, denn sie fühlte, daß die Gesellschaftspflichten für eine Dame ihres Ranges Zeit und Kräfte rauben, wo doch viele andere Aufgaben wenigstens ebenso wichtig sind.

Sie verwandte die nächsten Wintermonate nur auf Studium und ernste Unterhaltung, machte große Fortschritte in der russischen und französischen Sprache, nahm nach zwei Jahren Unterbrechung wieder Unterricht im Clavierspiel und Gesang, und las außer Jean Paul die Werke der Frau von Staël, von Walter Scott und Chateaubriand. Die Abende brachte sie fast ausschließlich in ihrem Cabinet zu mit ihrer Freundin Cäcilie und einem Hof-

fräulein, während der Großfürst die Zeit mit Kriegsspielen ausfüllte. Jedoch besuchte sie die Cirkel der beiden Kaiserinnen, die in derselben Abgeschiedenheit von der Welt nur einzelne Personen zu sehen pflegten. Im Kreise der Kaiserin-Mutter war unser deutscher Dichter Klinger stehender Gast; dem russischen Publicum war dieser Verfasser des „Faust" fast nur als Generallieutenant bekannt; in der kaiserlichen Familie genoß er Ansehen und Vertrauen seit Katharinens Regierung, denn man schätzte seinen geraden, männlichen Geist, der bei den Höflingen und selbst in den Stadtcirkeln sehr gefürchtet wurde. Die Großfürstin fand ihn für ihren Umgang nicht anziehend und war als Prinzessin in den Geist und Ton solcher Männer wie Klinger, Schubert, Storch, Adelung, Parrot damals noch zu wenig eingeweiht; auch sah man dieselben weniger in der eigentlichen größeren Hofgesellschaft, als in den kleinsten Kreisen der beiden Kaiserinnen, die als deutsche Prinzessinnen dem Lande die Rücksicht schuldig waren, ihre deutschen Landsleute öffentlich nicht besonders zu begünstigen. Der Kampf des russischen und deutschen Elementes geht seit der Regentin Sophie sichtbar durch alle Regierungen hindurch, wenn nicht offen und heftig, so doch still und geheim. Der Großfürst, damals in Gesellschaft nie so heimisch und glücklich, als in dem engsten Familienkreise, sah in diesem Jahre seine Geschäfte vermehrt und seine Stellung verändert, aber nicht verbessert. Er war jetzt Brigadegeneral und Chef des Genieweſens, seine Zeit also am Tage vollkommen ausgefüllt, und der zärtlichen Gattin fern. Oft geschah es, daß sich das glückliche Ehepaar erst am Abend begrüßen und umarmen konnte, und daß Alexandra Feodorowna allein mit einer ihrer Frauen zu Tische saß. Und diese Geschäfte waren keineswegs geeignet, den dreiundzwanzigjährigen Mann anderswie weiter auszubilden, als im Geniefache, und am Allerwenigsten, den zukünftigen Kaiser in ihm vorzubereiten. Berichte über das tägliche Kasernenleben und die Exercitien der Soldaten, wie über Vergehen der Officiere zu lesen, zu unterzeichnen und weiterzubefördern, füllte seine Morgenstunden reichlich aus, sie ließen aber mehr Mißmuth als Freude und Genugthuung zurück; seine

Fahrten außer dem Hause, auf Paraden, Uebungen, Inspectionen, waren ermüdend, ja erschöpfend, und die tägliche Wiederholung des Einerlei machte ihn verschlossen, strenge gegen seine Untergebenen, ja finster und mürrisch. Welch ein Glück, daß der verstimmte und gereizte Mann zu Hause einen Engel fand, der mit einem Blicke, einem Lächeln die Last des Tages vergessen machte, den finsteren Großfürsten, den grollenden Brigadier in den herzlichsten, liebenswürdigsten Ritter, in den zärtlichsten Gatten und Vater umwandelte. Die Großfürstin verstand es, im Hause Alles vergessen zu machen, was nicht zum Familienleben gehörte.

Die strenge Fastenzeit, die wir im vorigen Kapitel ausführlich beschrieben haben, ging still und glücklich vorüber, und nach den Osterfesten suchten Alle frische Luft und freiere Bewegung auf dem Lande. Jetzt fühlte das großfürstliche Paar mehr als zuvor, daß das erste goldene Jahr der Unabhängigkeit entschwunden sei; denn der Großfürst fuhr fast täglich in Dienstangelegenheiten auf den damals langweiligen Wegen zur Stadt zurück und mußte die geliebte Gattin noch länger mit ihrer Freundin Cäcilie allein lassen, als zuvor. Um so mehr wußten auch Beide die glücklichen Augenblicke des Beisammenseins, besonders die Sonn- und Festtage, zu schätzen. Und doch hatte das Geschick, trotz der bescheidenen Rolle, die der Großfürst jetzt noch im Staate spielte, anders über ihn beschlossen, und zwar im Jahre 1819, von dem wir sprechen, und ohne daß man ihn dabei zu Rathe gezogen hätte. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte in Pawlowsk und des Kaisers in Zarskoe-Selo bezog man im Juni das Lager bei Krasnoe-Selo. Dieser Ort liegt zwischen Peterhof und Gatschina in der Nähe einer sanften, waldbewachsenen Anhöhe, der duderhoffsche Berg genannt, und ist nur durch die Manöver bekannt, die jährlich dort gehalten werden. Das Schloß, damals der Kaiserin-Mutter angehörig, ist klein, unbedeutend im Vergleich mit allen anderen kaiserlichen Landschlössern, aber die Gegend, durch Seen und Anhöhen belebt, ist romantisch, und erinnert an Potsdam. Der Kaiser wie die Großfürsten bewohnen gleich allen anderen Officieren ein Zelt, und die kaiserlichen Frauen das kleine

Schloß. Die Großfürstin folgte ihrem Gemahl jetzt zum ersten Mal in das Lager von Krasnoe-Selò und bewohnte ein kleines Nebengebäude des Schlosses, sah sich aber, von Jugend auf daran gewöhnt, mit großer Freude alle militärischen Unternehmungen an, folgte bisweilen ihrem Gemahl in sein Zelt, so lange es möglich war, um alle Augenblicke zu genießen, die ihr in seiner Nähe vergönnt waren. Sie fand in der Gegend von Duderhof eine Matthissonsche Landschaft, für die sie durch ihr ganzes Leben schwärmte, bestieg nicht ohne Mühe die kleine Anhöhe jeden Morgen, und beobachtete von dort das bunte militärische Schauspiel, bisweilen laut auffauchzend, wenn sie ihren Gemahl in dem Getümmel unterscheiden konnte. Die wenigen Wochen hatten für sie einen doppelten Reiz, weil sie, ganz unabhängig von dem Hofpersonal und aller lästigen Etiquette, nur für sich und ihren Gemahl lebte, während Beide in Pawlowsk sich als Gäste der Kaiserin-Mutter betrachten mußten.

In dieser Zeit arkadischen Lebens lud sich der Kaiser Alexander eines Tages zu Tisch bei seinem Bruder ein und sprach sich mit viel Zufriedenheit über dessen Dienstleistungen aus. Der Großfürst, hoch erfreut, seinen Kaiser und Herrn zufriedengestellt zu wissen, bemerkte jedoch, daß dies Lob in einem trocknen und ernsten Tone gesprochen war, den der Kaiser zwar in öffentlichen Angelegenheiten, aber nie in der Familie annahm. Nach Tische setzte er sich zwischen Beide und fuhr in demselben Tone fort: „Dein Diensteifer und Deine Gewissenhaftigkeit, lieber Nikolaus, erfreuen mich doppelt, weil auf Dir späterhin weit größere Lasten und Verantwortlichkeit ruhen werden, als Du erwartest.“ Der Großfürst vermuthete jetzt, daß der Kaiser ihm einen höheren Militärposten, einen höheren Rang zugedacht habe, der seine Kräfte und seine Zeit noch mehr beanspruchen und sein glückliches Familienleben noch mehr beschränken würde, als dies im letzten Jahre der Fall gewesen. Aber Beide waren wie vom Donner gerührt, als der Kaiser mit noch größerem Ernste fortfuhr: „Ich betrachte Dich als meinen Nachfolger, und das vielleicht noch zu meinen Lebzeiten.“ Sprachlos saß das erschrockene, ja bestürzte

Paar da und konnte kaum begreifen, was der Kaiser so feierlich ernst ausgesprochen hatte. „Das setzt Euch in Erstaunen", fuhr er nach einer Pause fort, „nun, so erfahrt denn, zu Eurer eigenen Aufklärung, daß mein Bruder Konstantin, der sich nie um den Thron gekümmert hat, jetzt mehr als je entschlossen ist, demselben zu entsagen, indem er alle seine Rechte auf Dich, den jüngeren Bruder, und Deine Nachkommen übergehen läßt." Dem Kaiser war die erschütternde Wirkung seiner Worte nicht entgangen, er hielt absichtlich inne, damit die Hörenden sich sammeln und das Gesagte ganz verstehen könnten. „Ich selbst", fuhr er nach einer Pause fort, „bin entschlossen, meinen bisherigen Regierungspflichten zu entsagen und mich von der Welt zurückzuziehen; das heutige Europa hat mehr als je junger, kräftiger Regenten nöthig, und was mich betrifft, so fühle ich, daß ich nicht mehr bin, was ich war; darum ist es meine Pflicht, mich bei Zeiten zurückzuziehen. Der König von Preußen wird wahrscheinlich Dasselbe thun und den Bruder Fritz an seine Stelle rufen." Der Schreck war jetzt bei beiden Zuhörern in qualvolle Trauer übergegangen und diese machte sich Luft in Thränen. Als der Kaiser dies bemerkte, suchte er in Worte des Trostes einzulenken: „Uebrigens braucht Ihr nicht besorgt zu sein, daß dies sobald schon eintreffen wird, es können noch Jahre darüber vergehen. Aber der Himmel hat Euch in Eurer Ehe anders gesegnet, als mich und den Bruder Konstantin, die wir Beide nicht das Familienglück gekannt haben; und in dem Sohne, den er Euch geschenkt hat, lese ich den göttlichen Willen, der Euch und Eure Nachkommen für die Erhaltung des Thrones und des Reiches bestimmt hat." Jetzt erst hatte der Großfürst Kraft und Muth, zu antworten, wiewohl ihn die Thränen beständig unterbrachen. „Ich habe nie einen anderen Wunsch gehabt, als den, Ew. Majestät treu und gewissenhaft zu dienen, bin nie für so hohen Beruf vorbereitet worden, hegte solchen Ehrgeiz selbst nicht im Traume und besitze nicht die nöthige Geisteskraft dazu." Der Kaiser erwiederte: „Auch ich wurde plötzlich und unvorbereitet auf den Thron gerufen und fand das Reich in der größten Ver-

wirrung, die alte Ordnung aus unserer Großmutter Zeit war verschwunden und eine neue nicht eingeführt; wenn Du heute den Thron bestiegest, würdest Du nicht mit den Schwierigkeiten zu kämpfen haben, die ich überwinden mußte." Des Kaisers Gesichtszüge waren allmälig, nach Erledigung dieses wichtigen Geschäftes, wieder in die gewohnte Liebenswürdigkeit übergegangen, das Herz war ihm selber leichter geworden, und er verließ das junge Ehepaar mit dem Ausdruck der herzlichsten Theilnahme.

Als Beide wieder allein und gefaßter waren, sprach sich der Großfürst dahin aus, daß das ganze Gespräch augenscheinlich nur eine vorläufige Anzeige, eine Andeutung enthalte, daß es aber in seinem Willen stehe, dies Anerbieten des Kaisers anzunehmen, oder ebenso, wie sein Bruder Konstantin, von sich abzuweisen; und das Letztere war sein stiller, aber entschiedener Entschluß. Später hatte der Kaiser auch dem Prinzen Wilhelm von Preußen dasselbe mitgetheilt, und dieser sich beeilt, seinem Schwager und seiner Schwester zu dieser goldenen Aussicht Glück zu wünschen; der Großfürst aber lehnte jede Theilnahme auf das Bestimmteste ab mit der Erklärung, daß er Nichts davon wisse und Nichts annehmen werde. Er bat den Schwager auf das Innigste, nie auf diese Angelegenheit zurückzukommen. Der Kaiser hat diese wichtigste aller Fragen nie zum zweiten Male mit seinem Bruder Nikolaus besprochen, dieser hat sie zur Erwähnung zu bringen vermieden, in der festen Ueberzeugung, daß es nur ein vorübergehender Gedanke des Kaisers gewesen sei.

Im Juli verließ das großfürstliche Paar das geräuschvolle Lager und bezog von Neuem das stille Pawlowsk; die Großfürstin fühlte sich vor ihrer zweiten Entbindung sehr angegriffen, sie hatte nicht Kraft zum Gehen, und die allbesorgte Kaiserin-Mutter ließ sie in dem schon genannten Rosenpavillon auf einer Couchette so unterbringen, daß sie den ganzen Tag frische Luft athmen konnte, ohne ihr Lager zu verlassen. Den 6. August war das Familienglück um eine Tochter vermehrt: die Großfürstin Marie, später an den Herzog von Leuchtenberg verheirathet, geboren. Der Großfürst hatte einen Sohn erwartet, und seine

Vaterfreude schien diesmal nicht so groß, als bei der ersten Geburt; schwerlich konnte er vermuthen, daß noch zwei andere Töchter folgen würden; aber nichtsdestoweniger hat er alle drei mit gleicher Zärtlichkeit geliebt. Im Herbste bezog die Kaiserin-Mutter noch auf kurze Zeit mit Sohn und Tochter das Schloß von Gatschina, das in diesem Jahre dem Großfürsten schon in besserem Lichte erschien. Die Erinnerung an den letzten Herbst ließ alle früheren düsteren Eindrücke vollends verschwinden. Freilich war man jetzt durch die Gegenwart der Kaiserin-Mutter an gewisse Förmlichkeiten gebunden, aber wir haben schon erwähnt, daß diese hochehrwürdige Frau ihren Kindern gewisse Stunden der goldensten Freiheit ließ. Sobald nur der gewohnte vertraute Kreis beisammen war, der sich in einem Saale, das Arsenal genannt, versammelte, schwang die jugendliche Lust und Heiterkeit allein den Zauberstab. Das Arsenal enthielt russische Glitschberge, Billarde, Pianofortes und außerdem Raum zum Spielen, Laufen und Tanzen. Die Tage vergingen theilweise auf der Jagd, wohin die Frauen oft im Stuhlwagen folgten, und die Abende im Schlosse, das jetzt nach langem, düsteren Schweigen von lustiger Gesellschaft, von Sang und Tanz erschallte. In diesen Mauern hatte einst der Fürst Gregor Orlof, gleich einem rasenden Ajax, seine Wuth ausgetobt, nachdem er in der Nähe Petersburgs erfahren, daß er in Ungnade gefallen sei. Seit 1784 bewohnte es der Kaiser Paul als Großfürst, entfernt von dem Glanze, den seine Mutter im Winterpalaste entfaltete. Er erhob bei seiner Thronbesteigung den Flecken zur Stadt, und die Kaiserin Maria Feodorowna schmückte diese mit einer Anstalt, der sie auch jetzt einen Theil ihrer Zeit widmete. Die Bekanntschaften der Großfürstin erstreckten sich damals nur auf die bis jetzt genannten Familien; erst während dieses Aufenthaltes lernte sie Männer wie Benkendorf, Orlof, Apraxin kennen. Der Name des Ersten war seit den Feldzügen von 1812 bis 1814 rühmlichst bekannt, in und außerhalb Rußland; er erschien an einem Sonntage zur Tafel bei der Kaiserin-Mutter, und blieb des Abends zum Balle. Die Sonntage waren aber durch strenge Etiquette

von den Wochentagen unterschieden. Benkendorf machte in dem Leben der Großfürstin fast Epoche, denn er war der Einzige, mit dem sie sich in ihrer Muttersprache unterhalten konnte. In diese Zeit fällt auch die Bekanntschaft mit der Familie des Grafen Litta. Die Gräfin, geborne Engelhardt, Nichte des Fürsten Potemkin, hatte einst am Hofe der Kaiserin Katharina als gefeierte Schönheit geglänzt, war in erster Ehe an den Grafen Scavronsky verheirathet, der als russischer Gesandter in Neapel einen königlichen Aufwand machte. Dort machte die Wittwe die Bekanntschaft eines Comthurs des Maltheserordens in der Zeit, wo Paul I. Großmeister desselben geworden war. Graf Litta glänzte nun zuerst als Admiral in der russischen Flotte, später als Oberkammerherr am Hofe und zuletzt als Schatzmeister und Gemahl in den Diensten der hochgefeierten Schönheit. Selbst noch im Jahre 1819 mußte die Großfürstin der Anmuth dieser Frau bei schneeweißen Haaren ihre Bewunderung zollen. Ende October bezog der ganze Hof die Stadt, und das großfürstliche Paar den lieben Palast Anitschkow.

Dieser Winter schien die Residenz in besonders glanzvollem Lichte zeigen zu wollen; denn die ganze kaiserliche Familie war beisammen; kein Trauerfall erschreckte wie vorigen Winter die Residenz; die junge Großfürstin, jetzt Mutter von zwei Kindern, wurde dem Lande täglich theurer, ihr Gesicht entfaltete täglich schönere Züge, und sie brauchte sich nur im Wagen in der Stadt zu zeigen, um verehrungsvoll angestaunt zu werden. Mehr und mehr blickte jetzt der warme mütterliche Zug, vereint mit hoheitvoller Würde und der schönsten jugendlichen Frische, aus dem reizenden Antlitz. Die Schüchternheit, die besonders den Eintritt der Fremden begleitet hatte, war einer selbstbewußten Sicherheit gewichen und ihr doch die ursprüngliche Anmuth geblieben. In mehr als fünfzig Häusern sollte dieser Winter durch Festlichkeiten verherrlicht werden, aber das großfürstliche Paar mußte eine Einladung nach der anderen ablehnen, denn die Gesundheit der jungen Frau war angegriffen, und zu den vorhandenen Mutterpflichten schien die Zukunft noch neue hinzufügen zu wollen. Sie zündete

mit Wonne den Weihnachtsbaum an und ließ den kleinen Saſchinka an den hellen Lichtern ſich ergötzen; ſie beſuchte auch bisweilen auf Stunden die Theater, aber den Wünſchen der großen Häuſer, die Abende durch ihre Gegenwart verherrlicht zu ſehen, konnte ſie nicht entgegenkommen. Und ſie fühlte ſich bei dieſer Ruhe ſehr glücklich; ſo karg Beiden auch die Zeit des vertraulichen Beiſammenſeins zugemeſſen war, ſo ſahen ſie ſich doch bei Tage und abendlich. Mit dem Monat Mai jedoch verließ der Großfürſt ſeinen Familienkreis dauernd, um als Chef des Genieweſens die Feſtungen zu inſpiciren. Der Winter verging für das großfürſtliche Paar ſehr ſtill, aber genußreich, im häuslichen Kreiſe; ſie füllten nicht allein die Zeit mit Leſen aus, ſondern pflegten auch den Beiden eignen Kunſtſinn. Der Großfürſt componirte Märſche, ſang Volkslieder, welche Alexandra Feodorowna auf dem Piano begleitete, und zeichnete und malte mit Sicherheit und Geſchicklichkeit Kriegsſcenen unter Anleitung Sauerweids, eines durch Talent und Charakter ausgezeichneten Mannes. Dieſer hatte den Großfürſten Nikolai in England kennen gelernt und bewahrte durch ſein ganzes Leben hindurch jenen unabhängigen, aber aufrichtigen Ton im Umgange mit dem hohen Herrn und ſpäter ſelbſt mit dem Kaiſer. Dieſer einfache, derbe Künſtler dürfte für alle Höflinge der unwiderlegliche Beweis ſein, daß aufrichtig gemeinte Wahrheit den Weg ſelbſt zu dem unumſchränkteſten Herrſcher findet. Das großfürſtliche Paar ſah ihn oft im Palaſte Anitſchkow, denn außer dem Gebrauche, den Beide von ſeinem Talente zogen, erſchien ihnen Sauerweid witzig, drollig in der Unterhaltung und belehrend. Wenn die Großfürſtin während des Winters in ihrem mütterlichen Zuſtande ſich geſchont hatte, ſo war dies ein Glück zu nennen, denn gegen das Frühjahr hin wurde ſie ernſtlich krank; eine heftige Gemüthsbewegung hatte die ſonſt ſo ſanfte und ſich immer gleiche Frau erſchüttert; ſie mußte öfters zur Ader gelaſſen werden, erreichte das erſehnte Pawlowsk nur mit Mühe, und kaum nach einigen Wochen durch die Landluft etwas gekräftigt, mußte ſie ſich in das Lager bei Krasnoe-Selò begeben, das ſie Ende Juni mit geſchwollenen Füßen ver-

ließ, so daß sie während der Feste in Peterhof für Alle unzugänglich blieb, außer die Familie und den Arzt. Und schon den dritten Tag daselbst glaubte man kaum noch an ihre Wiedergenesung, am 28. Juni war man auf ihr Ende vorbereitet. — Mit Anfang Juli trat jedoch Besserung ein; sie konnte nach Pawlowsk übergesiedelt werden, wo sie nach einigen Tagen von einem todten Kinde entbunden wurde. Die Kaiserin-Mutter und der besorgte Großfürst verließen in den nächsten sechs Wochen die Kranke abwechselnd höchstens auf Augenblicke, und durch diese Sorgfalt und Pflege, die nicht den mühsamsten Dienst verschmähte, ward sie dahin gebracht, daß sie im September wieder in freier Luft, in der Gesellschaft bei Hofe, erscheinen konnte. In zwei Jahren hatte sie drei Kinder geboren. Sie war noch blaß, und doch fand man sie noch schöner und anmuthiger als zuvor.

Freude und Theilnahme waren groß am Hofe wie in der Stadt, als sie Ende September wieder dem Palaste Anitschkow entgegenfuhr; diesmal nicht, um den Winter daselbst zu verweilen, sondern um die Vorbereitungen zu einer Reise nach Berlin zu treffen, wo sie nach Verordnung der Aerzte den Winter zubringen sollte. Der Gedanke, alle die Ihrigen wiederzusehen, sowie den ganzen Schauplatz der Heimath und der ersten Lebenseindrücke, war allein schon entzückend, und rief die Ermattete zu neuen Kräften wach. Veränderung der Luft und der Umgebung ist unter gewissen Umständen die einzige Arznei, und das Theuerste, was sie in Rußland besaß, ihr Gemahl, begleitete sie außerdem. Nur der Abschied von ihren Kindern mahnte sie mit unwiderstehlicher Gewalt, daß ihre Heimath jetzt auf immer an der Newa sei. Mehr als drei Jahre waren fern von dem väterlichen Hause schnell dahingegangen, ein neuer Heerd gegründet, an demselben waren neue Freunde erworben, und als sie denselben jetzt auf längere Zeit verließ, begleiteten sie Stadt und Hof, Land und Leute mit den besten Segenswünschen.

Sechstes Kapitel.

Berlin im Jahre 1820.

Der königliche Hof. — Friedrich Wilhelms III. Verdienste um die Stadt, Kunst und Wissenschaft. — Fürst Radziwill. — Das Fest Lalla Rookh. — Die Großfürstin in Ems.

Berlin erlebte damals schon das fünfte glückliche Friedensjahr und fing an, sich von den Wunden zu erholen, die der Krieg geschlagen hatte; aber es war, neben Petersburg oder Wien gehalten, Nichts weniger als eine große Stadt, ja selbst neben Prag oder Venedig kleinstädtisch. Es wetteiferte mit den beiden letzteren an Umfang der Mauern, an Länge und Breite stattlicher Straßen; aber diese waren ausgefüllt und bebaut mit kleinen, geschmacklosen Häusern, welche ein harmloses und anspruchsloses Spießbürgerthum verriethen; es zeigte keine Spur von den Privatpalästen, die sich durch alle Straßen Petersburgs wie königliche Schlösser erstrecken; es zählte nicht so viel Droschken, als die Kaiserstadt damals prachtvolle vierspännige Wagen durch die Straßen rollen sah; keine Spur von jenen gastfreundlichen Häusern, die täglich Gäste an ihrer Tafel empfangen, von jenen aristokratischen Salons, die jeglichen Abend offen stehen; nach 10 Uhr Abends war die Stadt wie ausgestorben und man hörte in den Straßen keinen anderen Laut als das Pfeifen der Nachtwächter oder das Gähnen einer Schildwache. Kaum war ein Unterschied in der Lebensart zwischen dem Adel und dem Bürger,

obgleich die Stände noch eben so streng sich von einander schieden wie im vorigen Jahrhundert. Der Egoismus der Berliner war damals sprüchwörtlich in den Provinzen und dem übrigen Deutschland; denn für den Fremden war der sonst vergnügungssüchtige und gesellige Berliner verschlossen; auch war die Stadt wenig besucht, da sie, den äußeren Anblick ausgenommen, im Inneren nichts Sehenswerthes darbot, außer etwa einer Parade. Wien und Dresden besaßen große Kunstschätze, die den Fremden anzogen, und auch die schönen Umgebungen dieser Hauptstädte fesselten den Fremden auf längere Zeit; um Berlin herum zog sich eine erschreckliche Sandwüste, im Inneren aber rasselten die Säbel des Kriegsgottes über das Pflaster und schienen den Werken der Musen keinen Platz zu gönnen. In der That besaß Berlin im Jahre 1815 nicht so viel Kunstschätze als allein das Schloß Archangelsk des Fürsten Jussupof bei Moskau. Der Militärstand war in der Gesellschaft vorherrschend, der höhere Civilbeamte dort höchstens geduldet, ja der General v. Müffling ließ Alexander v. Humboldt eine halbe Stunde vor sich stehen, während er doch einem Manne gegenübersaß, den selbst der Kaiser Nikolai mit fürstlichen Ehren empfangen hatte. Der Ruhm der preußischen Armee war überall anerkannt und gefeiert, aber jeder Officier verkündete denselben noch besonders mit großer Beredtsamkeit laut, während Blücher selbst von seinen Thaten mit Bescheidenheit, der König mit Demuth sprach. Zu dem reich ausgestatteten häuslichen Leben, wie es Petersburg und Moskau bieten, fehlten dem damaligen Berlin die Mittel und der Sinn, der bis dahin durch Nichts angeregt worden; dagegen schloß sich jeder gute Hausvater einem öffentlichen Vergnügungsvereine an, wo er die Sonntage und viele Abende der Woche Erholung außer dem Hause fand, während er letzteres, wie dies noch jetzt in vielen deutschen Städten geschieht, der Frau überließ. Während der Berliner sich auf diese billige Weise vergnügte, blieb dem Fremden nur der Thiergarten mit seinen Wirthschaftslocalen offen und des Abends das Theater. Der König in seinem gesunden geraden Sinne hatte schon lange zuvor eingesehen, daß eine große Hauptstadt mit mehr geistigen

Anregungsmitteln ausgestattet sein müsse, und noch vor der Erhebung des Volkes war daher die Hochschule von Berlin gestiftet, und die dahin berufenen Männer der Wissenschaft streuten einen anderen Geist in die Gesellschaft aller Classen. Wir nennen als ersten Stern an der neuen Universität den großen vaterländischen Denker, den Redner des deutschen Volkes, Fichte, der schon im vorigen Jahrhundert den Muth gehabt hatte, von den deutschen Fürsten Freiheit der Rede und der Presse zu verlangen. Fichte war weniger Lehrer der studirenden Jugend, als vielmehr der Mann, der sich an den gebildeten Theil der ganzen deutschen Nation wendete, um in jener abgestorbenen Zeit geistige Interessen zu wecken. Er rief durch seine Vorträge und Schriften die Vaterlandsliebe wach, er sprach von Menschenrechten und nicht von Standesrechten, er war eigentlicher Volksbildner. Dieser Mann hatte in den wenigen Jahren seiner akademischen und vaterländischen Thätigkeit den Geist der Berliner Gesellschaft geweckt und ihm Begeisterung für das Höhere im Leben mitgetheilt. Fichte war nun schon seit sieben Jahren todt, aber Wilhelm v. Humboldt, der wahre Schöpfer der Berliner Hochschule, lebte noch, wenn gleich nicht mehr Staatsminister, so doch von überwiegendem Geisteseinfluß besonders auf die höhere Gesellschaft Berlins. In anderen Kreisen wirkte der geistreiche Philolog Friedrich August Wolf, nicht allein durch umfassende Kenntnisse über das Alterthum, sondern auch durch Witz und feine, gesellige Manieren. Von der Kanzel herab predigte Schleiermacher mit ebensoviel Nachdruck, als auf dem Lehrstuhle der Hochschule, ein von Aberglauben gereinigtes Christenthum, und zeigte sich in der Gesellschaft bei den strengsten Sitten doch zugleich als den heitersten und liebenswürdigsten, ja witzigsten Mann. Wissenschaft und gesellschaftliches Leben vereinigten sich mehr und mehr durch Männer wie Ancillon, Stägemann, Hardenberg, die berühmten Aerzte Hufeland und Heim, vor Allem aber durch den Fürsten Anton Radziwill. Der König sorgte für das nun allmälig aufblühende Leben seiner Hauptstadt auch noch auf anderen Wegen. Ein neuer Schmuck der Stadt war die Giustinianische Bildergalerie, die der König in Paris

angekauft hatte; außerdem schenkte er seiner Hauptstadt die Choiseul'sche Statuensammlung, das Cabinet geschnittener Steine von Collemberg, die Sammlung von Gypsabgüssen der trefflichsten Werke des Alterthums. Der dramatischen Kunst erbaute er das neue Schauspielhaus auf dem Gensdarmenmarkte, ein Meisterwerk des genialen Schinkel, der zur Verschönerung der Hauptstadt nicht allein direct viel beitrug, sondern auch zur Verbreitung des guten Geschmackes in der Architektur eine Reihe talentvoller Schüler bildete. Zugleich ließ der König die ersten Mimen Deutschlands zum Schmucke der Bühne berufen, und diese Musenanstalt wurde bald die gefeiertste Deutschlands. Mit noch größerer Freigebigkeit bedachte er die Oper und das Ballet, die nicht, wie einst, nur in der Carnevalszeit, sondern das ganze Jahr hindurch geöffnet waren. In der Oper entfaltete Spontini sein Genie, und der Glanz des Orchesters, der Decorationen und des Ballets begann mit dem Pariser und Petersburger zu wetteifern. Kurz, Berlin schien unter Friedrich Wilhelm III. dem Glanze des kunstsinnigen Dresdens, der Musensitze Weimar und Jena nachzueifern. Im Gefühle der neuen Zeit begann die Stadt, gleich den Studenten auf der Wartburg, den Schnürleib, Haarzopf und Corporalstock zu verbannen, indem sie die edelsten Reize des Lebens kennen lernte. Berlin wurde allmälig eine große Stadt, weniger durch seine materiellen Mittel als durch seine erwachenden geistigen Kräfte.

Man lernt Rußlands Bedeutung immer erst recht schätzen, wenn man nach einem längeren Aufenthalte in Petersburg Deutschland wieder besucht und sich dann dem unparteiischen Auge von selbst der Vergleich aufdrängt. Alles, was der König mit wahrer Munificenz an Kunstschätzen seiner Hauptstadt geschenkt hatte, erreichte noch nicht die Sammlung einzelner russischer Fürsten und noch weniger die Schätze der Eremitage, die Kaiser Alexander erst vor Kurzem mit den schönsten Meisterwerken Claude Lorrains und Paul Potters geschmückt hatte. Der preußische Adel konnte sich zwar der ritterlichsten Thaten und der heldenmüthigsten Aufopferung zu allen Zeiten rühmen, aber der Adel ganzer Provinzen

ſich an Reichthum nicht mit einem einzigen Scheremetief, Juſſupof, Demidof, Woronzow meſſen, und die Freigebigkeit, die Gaſtfreundſchaft dieſer Männer, die große fürſtliche Lebensweiſe iſt unſerm deutſchen Charakter überhaupt fremd. In Berlin glänzte damals nur ein Haus, das ſich gaſtfreundlich Allen, beſonders aber den Muſen öffnete, das des Fürſten Anton Radziwill. Seit dem 16. Jahrhundert zählte ſich dieſe polniſche Familie zu den deutſchen Reichsfürſten, aber Anton war erſt nach dem Verſchwinden ſeines Vaterlandes von der politiſchen Karte Europa's am Berliner Hofe erſchienen, noch zur Zeit Friedrich Wilhelms II., und hatte Aller Blicke ebenſowohl auf ſeine Schönheit, ſeinen gewandten ritterlichen Anſtand, wie auf ſeine ganz deutſche Bildung und ſeine ſeltenen Talente gezogen. Gleichzeitig war der Fürſt Adam Czartoryski an den ruſſiſchen Hof als Geißel gekommen und hatte Alexanders Freundſchaft erworben. Einen ungleich größeren Triumph feierte der Fürſt Anton Radziwill in Berlin, indem er nicht allein die Gunſt des ganzen Hofes, ſondern auch die Hand und das Herz und die Liebe der Prinzeſſin Louiſe, einer Nichte Friedrichs des Großen, errang. Er flüchtete mit dem preußiſchen Hofe in der unglücklichen Zeit nach Königsberg, wo ſein Landsmann Adam Czartoryski ſchon die glänzende Stellung als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands wieder aufgegeben hatte. Anton Radziwill ſuchte den Schmerz, den er über das Unglück ſeines Vaterlandes empfand, durch den Einfluß der Muſen zu verbannen und blieb denſelben treu, ſelbſt als Statthalter der preußiſchen Provinz Poſen, wo er ſeine Landsleute für das preußiſche Regentenhaus zu gewinnen ſtrebte. In Berlin war ſein Haus wie geſagt das erſte und einzige, wo ſich die Mitglieder der königlichen Familie, die Großwürdenträger des Landes mit Zelter, Bernhard Romberg, Rauch, Schinkel und Spontini begegneten und der zehnjährige Mendelsſohn ſeine erſten Compoſitionsverſuche vortragen durfte. Er war Mäcen, ſchaffender und ausübender Künſtler, Ariſtokrat von den feinſten Formen und von der reinſten Humanität, unvergeßlich Allen, die ihm einmal begegnet waren.

Andere Häuser, die der Gesellschaft offen standen und einen gewissen Glanz entfalteten, waren die des Herzogs Karl von Mecklenburg, des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg und in damaliger Zeit das des englischen Gesandten Rose. Die Etiquette des preußischen Hofes erlaubt den Mitgliedern der königlichen Familie nur dann, die Häuser der auswärtigen Gesandten zu besuchen, wenn Prinzen von deren Hofe in Berlin anwesend sind. Auswärtige Gesandte erscheinen ebenso an der königlichen Tafel nur in Gegenwart der Prinzen ihres Hofes. Da nun um jene Zeit der Herzog von Cumberland in Berlin wohnte, so konnte die königliche Familie das gastfreie und glänzende Haus des englischen Gesandten besuchen, und dies trug zu dem neuen Leben in Berlin viel bei. Der König, Feind alles Prunkes, führte ein patriarchalisches Leben, im Kreise seiner Familie und in dem großen seines Volkes gleich verehrt, in stiller, schaffender Thätigkeit; seine Kinder wuchsen heran zu seiner Freude, während seine fernen und ältesten Verwandten allmälig wie welke Blätter vom Stamme abfielen. So war in diesem Jahre die Vatersschwester des Königs, die verwittwete Prinzessin von Oranien, desgleichen des Königs Stiefschwester, die Herzogin von York, gestorben. Aber seine zweite Tochter Alexandrine war Braut geworden, und seine älteste, die Großfürstin, sollte in wenigen Tagen in sein Haus einziehen und während des Winters dasselbe mit ihrem Gemahl schmücken.

Die diesjährige Reise hatte im König Erinnerungen der theuersten Art aufgeweckt; er hatte in Prenzlau das Haus gesehen, wo einst seine Mutter geboren worden, und mit Rührung jedes Wort vernommen, das über dieselbe noch im Munde des Volkes lebte. Er hatte auch Hohenzieritz besucht, wo die Königin Louise gestorben war; die Liebe seines Volkes wuchs mit jedem Tage, wenn er mit seiner Tochter in einfacher Uniform im Thiergarten spazieren ging, sich bisweilen mit einem Begegnenden unterhielt, oder, wie es in jenem Sommer vorkam, einem armen Knaben Waaren abkaufte und darauf einen Adjutanten zu dessen Mutter schickte und für ihre Zukunft sorgen ließ. Er reiste jetzt

mit seinen Prinzen und Prinzessinnen dem großfürstlichen Paare bis Friedrichsfelde entgegen, und nun folgte eine Reihe jener glücklichen Familientage, die besonders für gekrönte Häupter die schönsten Augenblicke des Lebens ausmachen, und der kranken Großfürstin Ruhe gönnten, um Kraft und Gesundheit zu gewinnen. Man vermied daher sehr weislich die beiden ersten Monate alle Festlichkeiten, aber die Großfürstin sah alle ihre Jugendfreundinnen bei sich. Familienfeste sind für gekrönte Häupter immer nur eine flüchtige Erscheinung; kaum waren die Lieben aus Petersburg angelangt, als der Congreß von Troppau des Königs Gegenwart verlangte; die beiden Kaiser Alexander und Franz I. hatten sich schon dort eingefunden und erwarteten ihren Verbündeten, der binnen Kurzem anlangte, mehrere Wochen dort verweilte und ohne Erfolg Ende November wieder in Berlin eintraf; jetzt begab sich der Großfürst Nikolai dahin und kehrte erst gegen Weihnachten zurück. Und nun erst folgte eine Reihe Hof- und Familienfeste zur Verherrlichung der genesenen Königstochter. Der Berliner Hof glänzte damals nicht durch Aufwand, wohl aber durch die Reihe geistvoller Männer und Frauen, die den König umgaben; wenn es jedoch darauf ankam, einen hohen Gast auf würdige Weise zu empfangen, so verstand Friedrich Wilhelm III. die höchste königliche Pracht mit Sinn und Verstand und der größten Einfachheit zu vereinen; er überraschte den Fremden auf eine unerwartete Art, und die Kaiserin-Mutter, Maria Feodorowna, hatte vollkommen Recht, von ihm zu sagen: „Er thut immer mehr, als man denken und erwarten kann.“ Zur Unterhaltung seiner Tochter mußte diesmal etwas Außerordentliches unternommen und ausgeführt werden. Wenn der Berliner Hof dem russischen durch den Reichthum der Geschenke nicht gleichkommen konnte, so war dafür das Gebiet der Kunst in Berlin vielseitiger und erfinderischer als in Petersburg, und die Musen im Bunde mit dem höchst ausgezeichneten Hofpersonal waren im Stande, ein Fest hervorzuzaubern, das neu in seiner Art, reich an Pracht, reizend durch lebende Darstellungen und geistreich in seiner Bedeutung war. Das Theater war unbezwei-

felt das erste Deutschlands, die Oper desgleichen, und auf dem ersteren hatte sich durch die große Künstlerin Händel-Schütz eine neue lebendige Plastik oder belebte Darstellung nach Bildern und Gedichten eingebürgert, die nicht allein den ungemessensten Beifall in der Oeffentlichkeit, sondern auch eine eifrige Nachahmung in häuslichen Cirkeln fand. Auf den Vorschlag des Herzogs Karl von Mecklenburg wählte man zum Gegenstande einer plastischen Darstellung in lebenden Bildern das berühmte Gedicht Thomas Moore's: „Lalla Rookh". Ein reiches Personal konnte dabei mitwirken, alle königlichen Prinzen, der ganze Hofstaat des Königs, und Kunst und Wissenschaft vereint das Fest geistig beleben. Dem Grafen Brühl, Intendanten der königlichen Schauspiele, wurde die Leitung des Ganzen anvertraut, Decorationen und Anordnung der Gruppen dem genialen Schinkel, die das Ganze erläuternden Romanzen wurden vom Ritter Spontini in Musik gesetzt und von den großen Sängerinnen Milder, Schulz, Seidler, Bader meisterhaft ausgeführt. Der Inhalt des Gedichtes enthielt eine feine Anspielung auf die anwesenden hohen Gäste, das großfürstliche Paar. Ein Fürst der Bucharei, Abdallah, reist nach Delhi zum Beherrscher Indiens, Aurengzeb. Der Buchar wirbt um Lalla Rookh, die „tulpenwangige" Tochter des indischen Sultans, für seinen Sohn, den Prinzen Aliris. Sie wird ihm versprochen, und Beide sollen sich in Kaschmir zuerst finden und sehen und sich dann vermählen. Sie reisen einander entgegen. Die Braut wird aber von einem bucharischen Hofstaate geleitet, in dessen Mitte sich ein junger Dichter befindet. Dieser füllt die Länge und Leere der Reise mit Erzählungen aus, die in lebenden Bildern dargestellt werden und gleichsam die verschiedenen Acte des ganzen Schauspiels darstellen. Während der bildlichen Darstellungen giebt ein Gesang hinter den Coulissen eine Erklärung des Bildes. Das erste ist der verschleierte Prophet von Khoraſſan, das zweite das Paradies und die Peri. Die dritte Erzählung handelt von den Ghebern oder Feueranbetern, die letzte vom Rosenfest in Kaschmir. Jedes Bild zeigt zugleich an, daß die Prinzessin einen Theil ihrer Reise zurückgelegt hat. Nach der

letzten Erzählung langt Lalla Rookh an einem See an; eine Barke trägt sie über denselben. Jenseits steht ein Palast; die hohen Stufen herab kommt ihr Aliris, der Bräutigam, entgegen, und sie erkennt in ihm den Dichter und Sänger, der ihre Reise so phantasievoll belebt hatte. Man war im Stande, in vierzehn Tagen das Fest vorzubereiten, den ganzen Reichthum an orientalischen Trachten herbeizuschaffen, die Costüme gründlich kennen zu lernen, die Romanzen ins Deutsche zu übersetzen, dieselben durch Spontini componiren und durch die genannten Sängerinnen einüben zu lassen, sowie die 123 Rollen des Festspiels an die richtigen Personen zu vertheilen. Die ganze Gesellschaft wurde in zwei Lager vertheilt, Indier und Bucharen. Die Frauen ohne Ausnahme trugen das Haar gescheitelt und schmucklos herabhängend, den Kopf aber von Perlenschnüren und feinen Ketten aus Golddrath umgeben; die Kleider waren alle aus dem feinsten Mousselin, knapp anliegend, umgeben von einem Gürtel, der unter der Brust befestigt in zwei langen breiten Enden herabhing; die nackten Arme waren alle reich mit Gold und Perlen geschmückt. Die Königin des Festes war auch die der glänzenden plastischen Vorstellung. Die Großfürstin war damals dreiundzwanzig Jahr alt, in der vollkommensten Entwickelung ihrer seltenen Schönheit; ihr Wuchs, ihre Gestalt majestätisch und fürstlich würdevoll; ihr Gesicht trug nicht die kalten regelmäßigen Formen der griechischen Antike, sondern den abgerundeten Schmelz, den ein echt deutsches Gemüth in der glücklichsten Fülle der Jugend belebt; es war nicht der Stolz einer Juno, sondern die Seeleninnigkeit eines weiblichen Herzens, die aus den hellen Augen blickte; um ihren Mund spielte die Liebe zu ihrem Gatten und zu ihren Kindern; aber aus jedem Zuge ihres ganzen Wesens sprach die Anmuth und der Reiz einer glücklichen Jugend. Heute erschien sie mit einer Krone auf dem Haupte; das gescheitelte Haar glitt zu beiden Seiten herab und legte sich in Locken auf die Schultern. Ein weißes Kleid umgab den Körper, die Brust ein Spenzer von Goldstoff, und unter demselben schmiegte sich der breite Gürtel an und ließ die Enden über den Schooß herab-

hängen; Perlen und Edelsteine stritten um den Vorrang, und selbst die orientalischen Schuhe waren von Smaragden übersäet. Ein rosenfarbener Schleier mit Silberfäden durchwirkt umfloß die hehre Gestalt. Aliris, der Großfürst Nikolai, ebenso mächtig unter den Männern durch seine Erscheinung hervorragend, wie die Großfürstin zauberisch unter den Frauen, hatte sich seine eigene Tracht erfunden. Ein blauer enganliegender Oberrock, der tscherkessischen Tracht ähnlich, ein breiter Gürtel mit herabhängenden Enden, gelbe orientalische Schuhe und ein grüner Turban, den tatarischen Mützen gleich, zeichneten den Prinzen der Bucharei besonders aus. Der Sinn des Mährchens konnte Beiden nicht verborgen bleiben.

Die übrigen Rollen aus der indischen und bucharischen Fürstenfamilie waren auch hier an königliche Prinzen und Prinzessinnen vertheilt. Aurengzeb war Prinz Wilhelm, Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., die Schwestern dieses Sultans wurden von der Herzogin von Cumberland, den Prinzessinnen Wilhelm und Alexandrine dargestellt; die Söhne desselben von dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm (jetzigen König), die jüngsten Kinder von den Prinzen Albrecht, Adalbert, den Fürsten Solms und Radziwill. Abdallah, Vater des Aliris, war der Herzog von Cumberland, und dessen Gemahlin die Prinzessin Louise Radziwill.

Die seltene Festlichkeit fand am 27. Januar 1821 im königlichen Schlosse statt. Man hatte dazu die Reihe Zimmer erwählt, die nach dem Lustgarten herausblicken. In dem größten Saale derselben hatte man eine theatralische Erhöhung eingerichtet für die plastische Darstellung. Hinter den Coulissen waren die Sängerinnen vertheilt, die jedes Bild mit einer erläuternden Romanze begleiteten; zwischen dem Zuschauer und dem Theater war noch ein Raum für Tänze, die die Zwischenacte ausfüllten. Man hat das sonst so ruhige Gesicht des Königs nie so bewegt gesehen, als an jenem feierlichen Abende; in die strahlende Freude, seine Tochter im höchsten Ausdrucke des Glückes zu sehen, stahl sich beim Anblick ihrer schönen Züge unbemerkt auch manche Erinnerung an die Königin, die vor Jahren sein Leben ebenso

ausgeschmückt hatte, der aber unter harten Schlägen des Geschickes das königliche Herz gebrochen war.

Der König aber wünschte dieses seltene Fest nicht allein engherzig für den Hof und die Bevorzugten, sondern gönnte es auch dem größeren gebildeten Publicum von Berlin, ließ es am 11. Februar wiederholen und über dreitausend Personen dazu einladen. Tags zuvor wurde der schöne Saal des neuerbauten Schauspielhauses durch einen Ball eröffnet, die Bühne selbst einige Monate später. Ein großer Theil des Berliner Publicums konnte den ernsten, frommen Sinn des Königs nicht mit der Neigung für Oper, Ballet und besonders für das kleinere Lustspiel zusammenreimen. Eine fromme Einfalt, die nicht begreift, daß gerade Könige von den ernsten einförmigen Höhen ihres Daseins sich in die Fülle des Lebens herabsehnen und daß Erholung denselben so nöthig ist wie jedem Anderen. Die Entwickelung jeder gesitteten Nation hat aber ihren Weg unvermeidlich durch die dramatische Literatur genommen, und zu dieser gehört das kleinere bürgerliche Lustspiel, ja die Posse, ebenso wie Distel, Brennnessel und Sumpfpflanzen zum Pflanzenreiche. Der Sinn des deutschen Volkes war damals noch sehr roh und gefiel sich, die Abende in Bierkneipen, sehr häufig unter Schlägereien, hinzubringen. Das erste Mittel, ein Volk von so niederen Sitten abzulenken, ist das Schauspiel; in der Posse nun sieht es sich häufig in seinen eigenen Blößen lächerlich gemacht, und beginnt über sich selbst nachzudenken. Kotzebue und Iffland haben Vieles weggefegt, was früher in den deutschen Volkssitten sein Unwesen trieb. Der König berief an die Spitze seiner Theaterverwaltung einen feingebildeten Mann, den Grafen Brühl, der, in freundschaftlichster Beziehung zu Goethe, dem Unternehmen Geist und Geschmack einhauchte. Die Künstler fingen an, nicht mehr von der Gesellschaft ausgeschlossen, sondern vielmehr gesucht und herbeigezogen zu werden; und der König pflegte besonders in Potsdam sich auf das Freundlichste mit ihnen zu unterhalten. Der König blieb nur selten des Abends aus dem Theater, obgleich er diese Sitte erst nach den Kriegsjahren angenommen hatte.

Berlin ſtreifte alſo mehr und mehr die kleinſtädtiſche Perrücke der früheren Zeit ab, und der König trug am meiſten dazu bei, Vorurtheile des deutſchen Philiſters zu entfernen. Berlin wurde die Hauptſtadt Deutſchlands, nicht durch den Reichthum ſeiner Bewohner, wie Petersburg und Moskau, wo alle Quellen zuſammenfließen, ſondern durch die Verbindungen und Verwandtſchaften des Hofes mit ſo vielen deutſchen und europäiſchen Höfen, durch die Menge geiſtiger Capacitäten, die, ohne ſtets geborene Preußen zu ſein, in den Befreiungskriegen geglänzt hatten und ſich auch ſpäter in Berlin einheimiſch fühlten, durch viele Beſuche fürſtlicher Perſonen aller Länder, für die es ein Sammelplatz wurde. So ehrwürdig auch die bürgerliche Einfachheit des Königs war, ſo reichte ſie für die neuen Verhältniſſe doch nicht mehr hin. Der König fühlte das vollkommen, und, Dank ſeiner Einſicht, er legte den Grund zu dem heutigen kunſtſinnigen Berlin. Aber es war eben nur der Anfang. Der König konnte fremden fürſtlichen Gäſten damals noch nicht den Reichthum und die Pracht der Muſeen zeigen, wie ſie Petersburg, Wien und Dresden beſaßen; Feſte, wie ſie einſt Auguſt der Starke in Sachſen gab, waren ſeinem frommen Sinn zuwider, und die Natur lockt auch heute noch Niemanden nach Berlin. Aber das Theater wenigſtens wurde nun ſo großartig nach allen Richtungen hin ausgeſtattet, daß man aus den Provinzen ſchon allein darum hinreiſte, um einer Vorſtellung beizuwohnen; es wurde der Vereinigungspunkt für den König und ſein Volk, für fremde Gäſte und die Einheimiſchen, für den Wetteifer der Talente aus allen deutſchen Gauen. So war Friedrich Wilhelm nicht allein der König ſeines Volkes, ſondern vor allen anderen der wahrhaft deutſche König. Die Berliner erlaubten ſich manches freie Urtheil über ihn, eben weil ſie ihn als König und Vater liebten und verehrten und weil er dem Volke vielleicht noch näher ſtand, als einſt der große Friedrich.

Nach einem ruhigen und doch genußreichen Winter folgte das großfürſtliche Paar dem Könige auf's Land nach Potsdam, Sansſouci, Paretz und der Pfaueninſel. Potsdam war durch

seine prachtvollen Schlösser und Gärten und durch den Aufenthalt Friedrichs des Großen, wie Zarskoe-Selò durch die große Katharina berühmt geworden. Wie aber Alexander I. nur zwei einfache Zimmer des endlosen Schlosses von Zarskoe-Selò bewohnte, so zog auch Friedrich Wilhelm III. die entlegensten und einfachsten Stuben des großen Palastes vor und lustwandelte oft und gern in den nächsten Lindenbaumgängen, einsam wie sein Bundesgenosse Alexander. Beide Herrscher verschlossen aber den Zutritt zu ihren Gärten dem Publicum nicht und wurden deshalb oft in ihren Betrachtungen gestört. Friedrich Wilhelm III. zog deshalb das Dorf Paretz, besonders in den Frühlingsmonaten, dem königlichen Potsdam und Sanssouci vor. Dies etwa zwei Meilen von Potsdam gelegene Dorf hat den Charakter einer holländischen Landschaft von Adrian van der Velde; die Kirche ragt über dasselbe hervor, und grüne Wiesen, von reichen Heerden belebt, umgeben es von allen Seiten. Alles, was an königliche Pracht erinnern kann, ist hier verschwunden; statt eines Schlosses liegt hier der Kirche gegenüber ein schmuckloses, aber bequem eingerichtetes Haus, das der König bewohnte und das nach allen Seiten hin Ausgänge in die freie Natur darbietet. In diese Zurückgezogenheit folgte das großfürstliche Paar dem Könige, und theilte mit ihm die einfache Wohnung, die wie das ganze Dorf an Pawlowsk oder das Lager von Krasnoe-Selò erinnerte. Dem König wie der Großfürstin besonders war es ein tiefes Bedürfniß, Morgen- und Abendstunden einsam in der Natur zuzubringen; die durch Geschäfte und Vergnügungen zerstreute Seele sammelt sich dem großen Schauspiele gegenüber und fühlt die Majestät einer schaffenden und erhaltenden Macht, von der wir Alle abhängen. Die Großfürstin träumte sich in die Wolkenzüge hinein, las in den Blumen einer Wiese, lauschte im Dunkel eines Waldes, sie beneidete Vögel und Schmetterlinge um ihre Flügel, der Wind, wenn er beim Sonnenuntergang um sie spielte, dünkte ihr Musik; sie war glücklich, wenn sie sich der ganzen Größe, die ihr das Geschick aufgeladen hatte, für Augenblicke entkleiden und das Leben der stillen Natur einathmen konnte. In Sanssouci wie

in Paretz und auf der Pfaueninsel war dieser Genuß um so größer und ungestörter, als der Ton des preußischen Hofes dort ein freierer, ungezwungenerer war, als der in Rußland unter den Augen der Kaiserin-Mutter und eines Hofpersonals, dem der Sinn für Natur verschlossen ist. Die Großfürstin setzte hier ihre Lecture in den Morgenstunden fort, während der König die Vorträge seiner Minister anhörte. Gegen elf Uhr versammelte sich die ganze Gesellschaft und fuhr in offenen, prunklosen Wagen aus dem Dorfe hinaus, meist auf eine nahe Anhöhe, wo unter Scherz und Freude gefrühstückt wurde. Alle hohen Würden wichen hier der einen des Menschen, und wenn man sich um halb zwei Uhr in dem halboffenen Gebäude zu Tische setzte, so sammelten sich die Einwohner des Dorfes still vor demselben, nicht allein, um die königliche Familie in der Nähe, in ihrer bürgerlichen Einfachheit zu sehen, sondern auch, um aus hohen und allerhöchsten Händen Früchte, Backwerk oder ein Glas Wein zu empfangen. Während die junge Welt nach Tische sich unter Scherzen nach allen Seiten hin zerstreute, bisweilen Kinder- oder Gesellschaftsspiele ausführte, zu Wasser fuhr und ein deutsches Lied dazu sang, blieb der König einsam und ernst im Grünen im Nachdenken über die kommenden Geschäfte, bisweilen auch mit einem Buche, bis der Abend Alle wieder zusammenrief und beim einfachen Mahle Jeder erzählte, was im Laufe des durchlebten Tages vorgefallen. — Gäste oder Beamte, die unterdeß zum König gekommen waren, blieben in der einfachsten Form zur Abendtafel.

Für den König war die Pfaueninsel, mitten in der Havel, eine Meile von Potsdam gelegen, ein ebenso reizender Aufenthalt, und für die Großfürstin vielleicht noch anziehender, weil er tausend Erinnerungen aus der Kindheit und Jugend, aus der Zeit ihrer hohen Mutter wachrief. Hier waren in früheren Jahren König und Königin oft unerkannt Fremden begegnet, hatten sich mit ihnen freundlich unterhalten und sie zum Frühstück oder Abendbrod eingeladen, hier hatten Beide oft die spielenden Kinder überrascht und hatten ihre Unterhaltung mit ihnen getheilt. Hier

unterhielt der König immer eine seltene Blume unter dem Namen seiner Tochter Charlotte, und die so weit Entfernte begrüßte er unter ihrem Bilde mit Herzlichkeit jeden Morgen. Hier ließ er in späteren Jahren ein russisches Bauernhaus aufführen und gab ihm nach seinem Schwiegersohne den Namen Nikolsky. Dem Andenken der vielbeweinten Königin aber ließ er auf der äußersten Spitze der Insel eine einfache Halle mit deren Büste errichten und besuchte dieselbe gern Abends im Mondenschein und allein. — In diesem Leben erstarkte die Gesundheit der Großfürstin und sie genoß auf diese Weise ihre Jugend, frei von jener Bürde, welche die hohe Geburt und der Stand ihr auferlegten.

Nahe an acht Monate waren im elterlichen Hause dahingegangen, schnell wie ein schöner Traum, und sie mußte jetzt ernstlich an ihre Reise nach Ems denken. Seit der Kindheit lebte in der Großfürstin der Wunsch, den Vater Rhein und seine Berge zu sehen, sowie die ehrwürdigen Städte, die über ein Jahrtausend deutscher Geschichte erlebt haben. Eine rein germanische Natur fühlt sich in Bergen und Wäldern wohl, während die slavische, an unübersehbare Ebenen gewöhnt, sich im Gebirge beengt fühlt. Und doch mußten damals Millionen Deutsche auf das Glück verzichten, den schönsten Schauplatz vaterländischer Geschichte zu sehen, da das Reisen auf den schlechten Landstraßen, durch Zoll- und Mauthquälereien, durch Unbequemlichkeiten aller Art selbst den Wohlhabenden erschwert wurde. Der Gelehrte, der Beamte verließen damals schwerlich die Grenzen ihrer Provinz; die Universität, wo sie studirt hatten, war das entlegenste Ziel ihrer Fahrten gewesen. Und der noch geringere Philister hielt es für ein Verbrechen, nach Vollendung seiner Wanderjahre nur eine Nacht außer seiner Heimathstadt zuzubringen. Der Besuch der deutschen Bäder hat zuerst nebst den Congressen jener Zeit die Reiselust angeregt, die außerdem durch deutsche Kleinstaaterei beschränkt wurde. Ein Reich wie das russische, dessen Umfang an drei Welttheile grenzt, wo die Ausdehnung einzelner Provinzen unsere deutschen Königreiche übertrifft, dessen Beamten von Nord nach Süd, von Ost nach West versetzt werden, sieht in seinem Inneren

ein lebhafteres Auf- und Abwogen vom baltischen zum schwarzen Meere, einen stärkeren Verkehr, als damals zwischen Bayern und Baden stattfand.

Den Vater Rhein einmal im Leben zu sehen, war und ist der fromme Wunsch aller Deutschen, wie der Russe den Kreml von Moskau, der Italiener die Peterskirche, der Moslemin das Grab des Propheten einmal zu schauen hofft. Und wie selten wurde damals diese Sehnsucht gestillt! Handwerksburschen berührten ihn noch am meisten in ihren Wanderjahren, aber mehr als drei Viertel aller Deutschen starben, ohne den Rheingau gesehen zu haben. Auch in der Seele der Großfürstin wurde einer der wärmsten Wünsche erfüllt, der später in ihr die großartigste Erinnerung aus ihrer Jugend zurückließ. Sie führte schon damals ein Tagebuch, in welches die Eindrücke eingetragen wurden, die neue Gegenstände auf sie machten, das sie aber sorgfältig zu verbergen wußte. In Ems wurde ihre Gesundheit hergestellt und die Gegenwart ihres Gemahls, die Nähe ihres Vaters, der gleichzeitig die schönsten Theile des Rheins besuchte, schufen den Aufenthalt in ein göttliches Paradies für sie um. Bald überraschte sie der König in Ems, bald sie den König in Coblenz; bald erschien der fern auf einem Manoeuvre geglaubte Großfürst vor ihr, ein anderes Mal verbrachte eine harmlose Gesellschaft einen Tag im Walde, auf einer Burg oder an den Ufern des mächtigen Stroms; die Großfürstin verstand das Leben zu genießen. Mitte August traf das großfürstliche Paar wieder in Berlin ein, verlebte daselbst noch vierzehn glückliche Tage im Familienkreise und kehrte nach einer mehr als zehnmonatlichen Abwesenheit über Warschau nach Petersburg zurück.

Der Großfürst Nikolai war erstaunt, sich von seinem Bruder Konstantin auf eine Weise empfangen zu sehen, die seinem Range nicht gebührte; denn Nikolai war immer noch Brigadechef oder, richtiger ausgedrückt, neben dem Kaiser Alexander und dem Generalissimus der polnischen Armee ein ausgezeichnet glücklicher Privatmann. Man verbrachte die wenigen Tage in Warschau in größter Annehmlichkeit, und fuhr dann in die Winterquartiere dem kaiserlichen Petersburg

entgegen. In den nächsten vier Jahren änderte sich Nichts wesentlich in der Lebensweise des großfürstlichen Paares; der Kreis ihrer Bekanntschaften erweiterte sich, aber der vertraute Umgang blieb noch immer auf die genannten Personen beschränkt. Die Großfürstin schenkte am 30. August 1822 ihrem Gemahl noch eine Tochter, Olga, jetzige Königin von Württemberg. Das häusliche Leben des großfürstlichen Paares gestaltete sich immer inniger und entfernte sich immer mehr vom eitlen Glanze der Welt. Die Großfürstin wurde Mutter ihrer Kinder im schönsten Sinne des Wortes, und der Großfürst, auf einen mäßigen Dienstkreis beschränkt, fand als zärtlicher Gatte und Vater sein höchstes Glück am häuslichen Heerde. Um den Beifall der Gesellschaft hat er nie gebuhlt; wer ihn aber in seinem Hause sah, lernte den unerbittlich strengen, aber gerechten Dienstchef als einen wohlwollenden, freundlichen Mann kennen. Aber im Publicum war der hagere bleiche Großfürst nicht geliebt, freilich auch nicht bekannt. Die Großfürstin konnte neben dem hervorragenden Charakter und der außerordentlichen Thätigkeit der Kaiserin-Mutter, sowie neben einer zweiten Kaiserin keine bedeutungsvolle Rolle spielen; aber Allen, die Anitschkow besuchten, war es nicht entgangen, daß sie an dem kleinen Hofe ihr eigenthümliches, selbstständiges Wesen der hergebrachten Etiquette, dem vorgeschriebenen Hoftone nicht unterordnete. Man gewöhnte sich daran, so sehr es anfangs auffiel. Als sie am Tag ihrer Ankunft in Pawlowsk zuerst in den Versammlungssaal trat, bemerkten ihre Blicke unter dem fremden Personal, das ihr vorgestellt werden sollte, ihre Freundin Cäcilie, ihr Herz schlug laut dieser entgegen und sie umarmte die Genossin ihrer Kindheit mit aufrichtiger Wärme zuerst. Allen fiel dies Benehmen als ein Verstoß gegen die Hofregeln auf, aber Alle mußten sich auch eingestehen, daß der Freund dem menschlichen Herzen näher steht als der Hofmann, und daß die edelsten Gefühle nicht durch hohen Rang und Geburt erstickt werden dürfen. Als am Tage ihrer Vermählung eine nicht gekannte Last von todten Perlen und Diamanten ihr aufgebürdet wurde, schmückte sie sich selbst mit einer weißen Rose, und diese strahlte aus dem

erborgten Glanze hervor, wie ihr ganzes Weſen, einfach, natürlich, offen und anmuthig. Die Menge der Hofleute weidete ſich an der ſeltenen Fülle der kaiſerlichen Pracht und überſah die Roſe; nur ein Greiſenauge nahm ſie wahr und erkannte deren tiefen Sinn. Ihre Selbſtſtändigkeit trat überall ſo beſcheiden auf, wie jene Roſe unter den Edelſteinen. In der Geſellſchaft der Hauptſtadt wurde ſie hoch verehrt wegen der offenen, herzlichen Theilnahme, die ſie ſpendete, wenn ſie dieſelbe beſuchte; ſie tanzte gern, ja von ganzer jugendlicher Seele, und doch nicht leidenſchaftlich, wie die Stadt ihr ſpäter vorwarf; ihre Gegenwart war überall belebend, während die beiden Kaiſerinnen, vielleicht ohne es zu ahnen, bindende, ja feſſelnde Rückſichten auferlegten. Sie war lieber in Geſellſchaft der lebensfrohen Jugend, als mit alten moskow'ſchen Senatoren oder Generalen; ſie machte den natürlichen Ton, der am Hofe ihres Vaters herrſchte, zuerſt in Anitſchkow geltend und ſpäter im Winterpalaſte; ſie erhob die weibliche Würde, die angeborne Anmuth über den kaiſerlichen Rang. Aber ſie wurde dem ganzen Lande auch theuer durch den Sohn und die Töchter, die ſie demſelben geſchenkt, da Alexander und Konſtantin alle Hoffnungen auf Erbfolge getäuſcht ſahen, und gab dem Familienleben eine neue Weihe. So wurzelte ſie in den nächſten Jahren tief und unzertrennlich im Leben des ruſſiſchen Hofes ein; ihrer Zukunft war ja aber auch ein großes Loos beſtimmt, ja durch Staatsverträge ſchon im Voraus beſiegelt, ohne daß der Großfürſt und ſeine Gemahlin eine richtige Ahnung davon hatten. Der ganze ruſſiſche Hof dachte noch weniger daran, daß ſich im Inneren des Reiches eine tiefverzweigte Verſchwörung gegen den Thron allmälig ausbildete und daß die Dolche ſchon geſchliffen waren, die nach dem Leben des edelſten aller Monarchen trachteten. Wir wenden deshalb unſere Blicke von dem idylliſchen Familienleben des großfürſtlichen Paares auf die letzten Lebensjahre Alexanders I.

Siebentes Kapitel.

Alexanders I. letzte Jahre und Tod.

Charakter seiner ersten Regierungsjahre bis zum Sturze Speransky's. — Sein Entschluß die Regierung niederzulegen. — Krankheit und Tod in Taganrog.

Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß Kaiser Alexander durch die Unterredungen mit Frau von Krüdener sowie durch die heilige Allianz seine inneren religiösen Ansichten verändert und seit dem Jahre 1815 eine neue düstere, mystische Stimmung öffentlich zur Schau getragen habe. Personen, die dem Kaiser sehr nahe standen, und wir nennen von diesen zuerst die Großfürstin, wissen bis zum Jahre 1819 durchaus Nichts von einer Gemüthsveränderung dieses Monarchen. Die Großfürstin fand ihn im Jahre 1817 ebenso heiter-liebenswürdig, seine Unterhaltung so frisch und fesselnd, wie sie ihn in den Jahren dreizehn und fünfzehn gesehen hatte. Die veränderte Gemüthsstimmung, die man in den letzten Jahren des Kaisers wahrnahm, ist also keineswegs von der Frau von Krüdener ausgegangen; die Ursachen jener Erscheinung müssen anderswo gesucht werden. Noch vor seiner Thronbesteigung war Alexander über jenen Ehrgeiz erhaben, der nach Krone und Scepter jagt; am Hofe seiner Großmutter aufgewachsen, kaum sechszehn Jahr alt schon verheirathet, sah er den blitzschnellen Wechsel der Regierungssysteme, die auf einander folgten, und lernte das ganze Gewicht einer russischen Kaiserkrone richtig schätzen, noch ehe sie

auf seinem Haupte lastete. In der Erziehung hatte er gelernt, daß es Menschenrechte giebt, die, vom Throne herab verkündigt und anerkannt, ihm für Lösung dieser Aufgabe die schönsten Kränze winden würden. Sein Herz war voller Wohlwollen für die Menschheit, aber die Bekanntschaft mit den Hofleuten seiner Großmutter und seines Vaters war nicht geeignet, ihm die hohe Achtung einzuflößen, die man vor der Menschheit haben muß, wenn man sie beglücken will. Seine Bescheidenheit ließ ihn fürchten, daß er zu dem erhabenen Platze, den er einnehmen sollte, nicht Kraft genug besitze; und so entstand in ihm der Gedanke, der Krone ganz zu entsagen, noch ehe er damit geschmückt war. Aber plötzlich, noch ehe er das vierundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt, war er Kaiser, und das neue Jahrhundert begann mit einer Regierung, welche die Fehler des vergangenen Jahrhunderts verbessern sollte. Ganz Europa begrüßte in ihm eine neue Zeit, Freund und Feind folgte den Bestrebungen des jungen Zaren mit neugierigen Blicken. Denn dieser versprach laut, nur die Gesetze und nicht die Willkühr herrschen zu lassen, dem Zeitgeiste und der Aufklärung das gebührende Gewicht einzuräumen, der Verwaltung und den Behörden mehr Kraft und Würde zu verleihen. Zu solcher Aufgabe hatte sich Alexander mit Männern umgeben, die alle von gleicher Gesinnung durchdrungen waren. Wir nennen den dem Leser schon bekannten Grafen Kotschubei, der schon zu Pauls Zeiten Alexanders volles Vertrauen besaß und verdiente, den Grafen Stroganof, Nowosiltzof und den polnischen Fürsten Czartorwski. Aber diese Männer, die zur Ausführung von Alexanders freisinnigen Reformen die Hand boten, wurden bald Gegenstand der Verleumdung, des Neides, der Verdächtigung. Es war für die geheime Opposition besonders ein herrlicher Vorwand, einen Mann in Alexanders Umgebung zu wissen, der nach der letzten Theilung Polens als Geißel nach Petersburg gekommen war; Alexander verlor zuerst das Vertrauen seiner Hauptstadt durch den Fürsten Adam Czartorysti, der sich deshalb auch bald von seinem Ministerium zurückzog. Ein anderer weit einflußreicherer Mann und jedenfalls der geheimste Rathgeber, die Seele aller Reformen bis zu Ende

des Jahres 1811 war Michael Speransky. Dieser erregte die Aufmerksamkeit, den Neid und zuletzt die offene Anfeindung durch seine geringe Herkunft — denn er war der Sohn eines armen Dorfgeistlichen, — mehr aber noch durch sein plötzliches Emporsteigen, durch das vollste und aufrichtigste Vertrauen, das Alexander ihm von Jahr zu Jahr in höherem Maße schenkte. Der Kaiser, von Jugend auf Feind der glänzenden Hoffeste, verbrachte die meisten Abende, besonders seit 1808, allein mit Speransky, und theilte demselben alle seine Ideen über Reformen mit; Niemand verstand die humanen Gesinnungen des Selbstherrschers besser zu würdigen und ins Werk zu setzen, als eben dieser aufgeklärte Freund. Der Kaiser besprach und entwarf auf das Ernstlichste mit seinem Vertrauten den Plan einer Staatsverfassung, in welchem alle Reformideen systematisch vertheilt waren, der, wie es scheint, nie aus des Kaisers Händen gekommen, da er selbst immer eigenhändig Verbesserungen hinzusetzte. Alexander und Speransky konnten sich nur über Eine Frage nicht verständigen, ob die beabsichtigten Reformen plötzlich mit einem Mal ins Leben treten, oder einzeln und allmälig veröffentlicht werden sollten. Der Kaiser war jedenfalls bedächtiger, Speransky vielleicht nicht besonnen genug in seinem wahren Eifer; seine Reformen erstreckten sich über alle Theile des Staates: die Gerechtigkeitspflege, die Gesetzgebung, die Finanzen, den öffentlichen Unterricht, und er machte sich dadurch eine Legion geheimer und offener Feinde. Alle fünfhundertjährigen Gewohnheiten, Mißbräuche, heftig erregten Leidenschaften standen überall seinen wohlgemeinten Verbesserungen im Wege. Der ins Leben gerufene Reichsrath wurde als französische Nachahmung und als Beschränkung der kaiserlichen Macht laut getadelt. Die Minister, welche seit 1802 die Präsidenten der ehemaligen Collegien ersetzten, behandelten ihre Aemter, wie ihre Güter, wie leibeigene Dörfer. Wer ein solches Besitzthum antastete, die Verwaltungsmaschine zu verbessern suchte, wurde als Landesverräther verschrien. Da man seit 1808 Speransky als den einzigen Urheber aller Umwälzungen kannte, so wurde es der Opposition um so leichter, mit der Entfernung

seiner Person aus des Kaisers Vertrauen auch alle Reformen ins Stocken zu bringen. Zu den Gegnern der Neuerungen gesellten sich auch persönliche Feinde des freisinnigen Mannes. Gleich seinem Herrn und Gebieter sprach er sich oft und unbedacht über die beschränkte und gewissenlose Gesellschaft tadelnd aus, ohne zu überlegen, daß er als Neuling einem Publicum gegenüberstand, das sich aus Neid und Haß gegen den Emporkömmling zu einer geschlossenen Körperschaft vereinigte. Als der Sturm schon öffentlich gegen ihn heranbrauste, glaubte er ihn noch dadurch beschwören zu können, daß er sich freiwillig vom Hofe und aus allen öffentlichen Gesellschaften zurückzog; aber dies befreite ihn keineswegs von der Verfolgung seiner Feinde. Die Unzufriedenheit der höheren Beamten wurde geflissentlich dem größeren Publicum mitgetheilt; neue Auflagen, die der drohende Krieg mit Frankreich veranlaßte, wurden durch die öffentliche Stimme ihm zur Last gelegt, und da er mit seinem Amte auch die Gelegenheit verloren hatte, den Kaiser täglich zu sehen, so waren seinen Feinden die Thüren zum Kaiser geöffnet. Man nennt deren zwei, die es für die ganze übrige Gesellschaft übernommen hatten, Alexanders Vertrauen und Wohlwollen für Speransky zu erschüttern: der Polizeiminister Balaschef und der Graf Armfeld. Der Erstere konnte weder vergessen noch verzeihen, daß seine Fahrlässigkeit durch Speransky's Wachsamkeit entdeckt und vom Kaiser hart und laut, aber mit Recht getadelt wurde. Doch wußte fast Jeder, der damals Zutritt zum Kaiser hatte, in Etwas über Speransky zu klagen, und Jener, von allen Seiten bestürmt, sagte einst zu Parrot: „Ich weiß mich vor den Anklagen des Publicums wider Speransky's Rechnung nicht mehr zu retten.“ Der nahe Ausbruch des französischen Krieges wurde dem vortrefflichen Manne zur Last gelegt, und dem edeln Kaiser blieb zur Beruhigung der öffentlichen Stimme kein anderes Mittel, als seinen Freund und Rathgeber dem öffentlichen Hasse zu opfern. Mit der Entfernung dieses Mannes aus der Hauptstadt geriethen alle Reformen ins Stocken und in Vergessenheit, die Blicke der ganzen Gesellschaft, wie die des Kaisers waren auf den Krieg

gerichtet, auf welchen der Monarch durch Speransky's Mahnung seit mehreren Jahren vorbereitet war. Alexander erklärte dem Scheidenden, daß er in jeder anderen weniger drängenden Zeit ein, ja zwei Jahre darauf verwandt hätte, um alle Gerüchte, die zu seinen Ohren gekommen, zu untersuchen und zu berichtigen. So waren des Kaisers zwölfjährige Bemühungen, den Zustand seines Landes zu verbessern, an der Macht der Verhältnisse gescheitert, d. h. an verstocktem Eigennutz, an Vorurtheilen und dem Ehrgeize der höheren Beamten, kurz an einer Welt, die nicht fähig war, des Kaisers erhabene Gesinnungen zu begreifen. Im Anfange des Jahres 1812 war der Kaiser gebeugt und mißmuthig, das größte Heer, das die Welt seit Xerxes und Attila gesehen hatte, rückte in das Herz seines Reiches; Alles schien verloren, und nach Napoleons eigenen Worten „Rußland von seinem guten Sterne verlassen." Aber der übermüthige Corse ward selbst von des Himmels Blitzen getroffen, Rußland wurde das Grab jener unüberwindlichen Armee. Jetzt ergriff Alexander das Schwert, und nach einem Jahre von Siegen und Verlusten, von Hoffen und Zweifeln, nach vielem Streben und Kämpfen sah sich der bescheidene Mann an der Spitze der siegreichen Heere in Paris, von der Vorsehung zum Friedensstifter und Schiedsrichter von ganz Europa erkoren, sah er größere Werke vollendet, als der titanische Gegner in trotzigem Uebermuthe vom Himmel gefordert hatte. Eine furchtbarere Wendung der Dinge hatte die Weltgeschichte noch nicht gesehen, größere Selbstbeherrschung und Milde eines Siegers nie gekannt. Der Mann, der einst an seiner Kraft gezweifelt, sah seine kühnsten Träume und Wünsche, Fürsten und Völker zu versöhnen, die Welt durch Frieden zu beglücken, und Mensch unter Menschen zu sein, plötzlich verwirklicht, und sagte sich selbst: Das ist Gottes Werk. In diesem erhabenen Sinne stiftete er den heiligen Bund, nach welchem die Lehren der Gerechtigkeit und christlichen Verbrüderung in Zukunft die Stelle der modernen Staatsklugheit vertreten sollten. Alexander, der griechischen orthodoxen Kirche angehörig, konnte ohne jeden geistigen Rückhalt diese Grundsätze aussprechen, und in Rußland wie in

Europa geltend machen, denn die russisch-griechische Kirche erkennt die Gleichheit der Menschen, die Verbrüderung derselben offenherziger an als die katholische und protestantische. Die philanthropischen Ansichten des Kaisers sind durch die Reihe wunderbarer Begebenheiten nicht geändert worden, sie sind im Gegentheil in ihm als religiöse Ueberzeugung nur fester gewurzelt, als zuvor, nachdem er die heldenmüthige Opferfähigkeit seines Volkes in dem Brande von Moskau und der Vertheidigung der Kirchen desselben kennen gelernt hatte. Er wies in wahrhafter Demuth den schmeichelhaften Beinamen „der Gottgesegnete", den ihm der Senat von Petersburg im Jahre 1814 überbrachte, von sich ab und erklärte, der Friede Europas sei des Allmächtigen Werk. Die im heiligen Bunde ausgesprochenen Verpflichtungen waren nur eine öffentliche Kundgebung seiner bisherigen Gesinnungen, denen er bis zum letzten Athemzuge treu geblieben ist. In diesem Sinne begab er sich nach Warschau, kündigte daselbst eine Wiederherstellung des Königreichs mit freier Verfassung an und setzte durch diesen Act die Welt in Erstaunen. Als er später den Reichstag selbst eröffnete, sprach er die Hoffnung aus, freie Institutionen bald allen Völkern schenken zu können, die Gott seinem Scepter anvertraut habe. Er gab in demselben Sinne und demselben Jahre den Heloten der Ostseeprovinzen die persönliche Freiheit mit der Beistimmung des deutschen Adels, der nahe an ein halbes Jahrtausend die unglücklichen Ureinwohner in Knechtschaft gehalten hatte. Er setzte desgleichen in Aachen Europa von Neuem durch seine Mäßigung in den Ansprüchen an das besiegte Frankreich in Erstaunen und bewog durch sein Beispiel die anderen Höfe zu gleicher Maßregel. Auf demselben Congresse in Aachen ist es dem rastlos thätigen Kaiser aber klar geworden, daß er die heilige Allianz in einem anderen Sinne verstanden habe als jene Zeit, die sich offen zur Reaction hinneigte, und daß seine Anschauung und Handlungsweise im offensten Widerspruche mit der Auffassung Oesterreichs sei. Während Alexander sich selbst gelobt hatte, seinen Völkern die Freiheit und die Rechte einzuräumen, welche sie nach ihrem Culturzustande be-

anſpruchen konnten, wie Polen und die deutſchen Oſtſeeprovinzen es beweiſen, ſah er in Aachen, daß Oeſterreich weder Rechte noch Freiheiten ſeiner und anderer Völker anerkennen, ſondern Alexanders Macht nur zur Unterdrückung derſelben und zu höherer Kräftigung des monarchiſchen Princips benutzen wolle.

Doch ging allerdings die Reaction jener Zeit nicht vom Fürſten Metternich und Oeſterreich allein aus, ſie lag in der allgemeinen Sehnſucht nach Frieden, nach idylliſchem Stillleben, in dem Abſcheu der Völker vor dem Blutvergießen der franzöſiſchen Revolution, in dem Jammer über die durch den Krieg geſchlagenen Wunden, in der allgemeinen Verarmung, in der allgemein erwachten Vorliebe für das Altherkömmliche, für mittelalterliche Zuſtände in Deutſchland, beſonders aber in der politiſchen Unreife des ganzen Volkes. Als in einem der aufgeklärteſten Staaten des Bundes die erſten Landſtände berufen wurden, fragten Viele in ernſthafter Gutmüthigkeit, ob denn der Fürſt ſeine Regierung niederlegen wolle? Unter ſolchen Umſtänden, die ſich über den größten Theil Europas verbreiteten, mußte es der Metternichſchen Politik leicht werden, die zur Ruhe ſich hinneigende Welt vollends einzuſchläfern und dem freiſinnigen Kaiſer die heilige Nothwendigkeit der Reaction, der rückgängigen Bewegung deutlich zu machen. So traf Vieles zuſammen, was Alexanders freiſinnige Anſichten erſchüttern mußte, ja Manches war ſchlau berechnet, ſie in das Gegentheil zu verwandeln. Ein Buch „über den Geiſt der deutſchen Univerſitäten", das um jene Zeit erſchien und den Moldaviner Stourdza zum Verfaſſer hatte, ſollte ihm die Gefahren zeigen, die auf deutſchen Univerſitäten gebrütet würden. Man ſchreibt dies Buch mit großem Rechte öſterreichiſchem Einfluſſe zu; Alexander hatte ja ſelbſt eine deutſche Univerſität in ſeinen Oſtſeeprovinzen gegründet und ſtand mit einem der Profeſſoren, Parrot, in freundſchaftlichem Briefwechſel. Ein Manuſcript, das nur in des Kaiſers Hände kam, „über die geheimen Verbindungen auf deutſchen Univerſitäten", aber von einem in Deutſchland gebornen Kurländer geſchrieben war, erregte in dem Kaiſer jedenfalls Argwohn, und mit ausſchließlich auf die euro-

päische Politik gerichteten Augen kam er Ende December 1818 nach Petersburg zurück, jedenfalls nicht in der goldenen Stimmung, mit dem Zauber, der ihn in ganz Europa zum Halbgotte gemacht hatte. Hier benutzte man die veränderte Stimmung des Kaisers augenblicklich, um ihn für die Absichten jener Opposition zu gewinnen, die einst den freisinnigen Speransky gestürzt hatte. Der Fürst Alexander Nikolaewitsch Galitzin bewies dem Kaiser aus der heiligen Schrift, daß er von der Vorsehung zum Schutzengel Europas gegen alle revolutionären Versuche bestimmt sei, und Fortschritte, Verbesserungen waren in den Augen dieses Mannes dasselbe wie Revolution. Ein anderes Ereigniß erschütterte ihn im Anfange des Jahres 1819, der Tod der Königin von Württemberg, seiner Schwester, wie wir bereits erwähnt haben; und die Nachricht von Kotzebue's Ermordung im März desselben Jahres durch den jenaischen Studenten Sand unterhielt und vermehrte die eingetretene Mißstimmung.

Es überschlich ihn jetzt das Gefühl, daß sein Edelmuth zum zweiten Mal und zwar im Angesichte Europas an einer Reaction scheitern würde, die ihr Dasein seiner Uneigennützigkeit verdankte. Es fehlte ihm außer einem aufgeklärten Freunde das Glück der Familie, das der Himmel an seinen Bruder Nikolai mit vollen Händen austheilte. Das Mißverhältniß zwischen ihm und seiner erhabenen Gemahlin, das Eifersucht und Bosheit herbeigeführt und aufrecht erhalten hatte, war in jenem Jahre noch nicht ausgeglichen; die engelgleiche Elisabeth, fast in klösterlicher Abgeschiedenheit von dem Hofe und der Welt, hatte den Umgang mit derselben verlernt und befand sich in einem gereizten Nervenzustande, der ihr nicht erlaubte, die Trösterin des mißgestimmten Kaisers zu werden. In solchem Unmuthe besuchte der Kaiser oft eine Privatfamilie, um Menschen kennen zu lernen, denen der Glanz und der Druck der Krone gleich fremd war und in deren häuslichen Kreise sich das unbefangene Glück von selbst einfand. Während der ruhmgekrönte Kaiser, der Selbstherrscher von fünfzig Millionen, der Friedensengel von ganz Europa, nach dem Glücke suchte, dessen sein Bundesgenosse Friedrich Wilhelm in so hohem

Grade genoß, und das sein Bruder Nikolai vom Schwiegervater geerbt zu haben schien, wurde Alexander von Eigennutz, Ehrgeiz aufgesucht, die sich die Maske der Freundschaft angelegt hatten, sein wahrhaft religiöses Gefühl in trüben Mysticismus umstimmten, Gefahren ausdachten, um ihn damit zu erschrecken, und das seinem Herzen so natürliche Wohlwollen, seinen Hang zur Humanität zu ersticken. Er entfernte unter diesem Einflusse Professoren von den Universitäten Petersburg und Charkow, Männer, in deren Vorträgen des Kaisers eigene Mutter so wenig Gefahr sah, daß sie dieselben gleich wieder in ihre eigenen Dienste für die Erziehungsanstalten aufnahm. Außer dem Fürsten Al. Galitzin, der aus dem Mantel Epikurs, welchen er in seiner Jugend getragen, sich unter den Heiligenschein der Frommen geflüchtet hatte, Minister des öffentlichen Unterrichtes und des Cultus geworden war, stand noch ein anderer Mann in des Kaisers vollstem Vertrauen, der Graf Araktscheef, Feind aller Aufklärung und der Schrecken des ganzen Reichs. Die Oppositionspartei, die im Jahre 1812 Speransky gestürzt hatte, umgab den Kaiser jetzt ausschließlich und hielt ihn wie in Netzen gefangen.

Ein Gebrechen half den Mißmuth des Kaisers noch vermehren, ja steigerte denselben auf einen solchen Grad, daß der Umgang mit ihm zu einer lästigen Aufgabe wurde; Alexander wurde schwerhörig, und, wie es sich immer im Gefolge dieser Schwäche findet, mißtrauisch und argwöhnisch. Er vermied es, bei Tafel mit seinem Gegenüber zu sprechen, den er weniger verstand als dessen Nachbarn rechts und links. Da er die ferner Sitzenden gar nicht verstand, sondern nur die Bewegung ihrer Lippen sehen konnte, so entstand in ihm oft der Verdacht, daß man sich über ihn unterhalte, die Bewegung einer Hand hielt er für ein auf ihn sich beziehendes Zeichen, und seine wärmsten Verehrer in der kaiserlichen Familie konnten seinem Mißtrauen nicht immer entgehen. In so gedrückter Stimmung erschien er im Sommer 1819 während des Lagers von Krasnoe-Selò bei seinem Bruder Nikolai, und machte demselben, wie wir ausführlich erwähnt haben, die wichtigen Eröffnungen über seine Zukunft. Jedes einzelne Wort jener Un-

terredung giebt einen Aufschluß über des Kaisers düstere Stimmung. Dieser Bruder, bis dahin wenig von ihm beachtet, da er neunzehn Jahre jünger war, zieht plötzlich des Kaisers Aufmerksamkeit auf sich, und hört von diesem, daß das heutige Europa jüngere und kräftigere Regenten nöthig habe. Alexander zählte damals eben erst zweiundvierzig Jahre und seine physischen Kräfte reichten hin, ihn die ermüdendsten Reisen ausführen zu lassen. Er zweifelte weder an seinen moralischen noch an seinen physischen Kräften, wohl aber an der ferneren Verwirklichung seiner humanen Ansichten und Wünsche in Europa. Man sah ruhig, ja kaltblütig zu, daß in Spanien, dessen Volk am heldenmüthigsten gegen die Fremdherrschaft gekämpft hatte, Ferdinand seine Regierung mit Aufhebung der Cortez, Wiederherstellung der Inquisition und der Jesuiten, mit Verhaftungen und Hinrichtungen begann; statt des heilig versprochenen Völkerglückes erfolgte in den meisten Staaten die systematische Unterdrückung desselben, die stille oder offene Verweigerung aller Versprechungen, die man zur Zeit der Noth gethan. Mußte nicht in einem so edlen Herzen, wie das seinige war, eine Abneigung, ein Widerwille entstehen gegen das Scepter, das er nicht zum Beglücken der Völker, sondern zur Knechtung, besonders der Griechen, seiner Glaubensgenossen, leihen sollte. Oesterreich konnte Ferdinands Verfahren in Spanien sehr gut mit seinen Ansichten über die heilige Allianz vereinigen, Alexanders Meinung jedoch war eine andere gewesen, und der Gedanke, die Regierung niederzulegen, war gewiß nicht vorübergehend und flüchtig, da die heilige Allianz ihn in seinem Wohlwollen mehr hinderte als förderte, und sein Einfluß mit eifersüchtigen Augen verfolgt wurde. Seine Theilnahme für die Griechen hätte Metternich und das übrige Europa für eitle Eroberungssucht ausgelegt. Alexander fühlte, daß in seiner Regierung die größten Kämpfe der neueren Weltgeschichte durch des Himmels Beistand siegreich durchgeführt waren, weit über die kühnsten Erwartungen und im Gegensatz zu seinen bescheidenen Zweifeln an sich selbst; aber er fühlte auch, daß viele seiner edelsten Absichten im russischen Reiche selbst hinter den gerechtesten

Erwartungen zurückgeblieben waren; die Verhältnisse Europas hielten ihn wie gefangen und auf sein eigenes Land blickte er mit Wehmuth, weil hier das Kleinste nicht gelang, während dort das Riesenartigste ausgeführt worden war. Die Männer, die sich seine Freunde nannten, haßten sich untereinander und suchten vor ihm immer die Blößen der anderen aufzudecken und sein Vertrauen täglich mehr zu untergraben; die über allen Ehrgeiz und Eigennutz erhabene Milde und Humanität des Kaisers andererseits verstand keiner seiner treuen Diener; er war eine fremde Pflanze in seinem eigenen Reiche. Und so wie eine solche ohne den richtigen Boden, die Luft und das Licht, das ihr mangelt, allmälig welkend ihre Blätter senkt und hinstirbt, so Alexander seit dem Jahre 1819, seit jener Unterredung mit seinem Bruder. Er hatte gewiß mit Freuden entdeckt, daß dieser Bruder, den die Welt nicht kannte, der hohen Stellung eines russischen Kaisers mit seiner Kraft, mit seiner Natur besser entspreche, als er, der Zögling Laharpe's, der Mann voll humaner Rücksichten, die nicht gewürdigt wurden; er forderte ihn auf, sich mit diesem Gedanken vertraut zu machen, damit er von diesem hohen Berufe nicht überrascht würde. Aber unbegreiflicher Weise zog er den Bruder seit jener Zeit nicht näher heran zu den Regierungsgeschäften, denen Nikolai bis zu Alexanders Tode wie bisher fern blieb. In den nächsten sechs Jahren ist nie die Rede zwischen den beiden Brüdern auf diese Frage zurückgekommen, und da in dem erwähnten Gespräche weder ein Zeitpunkt, noch andere Umstände genau bestimmt waren, wann die Veränderung vor sich gehen sollte, so konnte der Großfürst Nikolai mit Recht glauben, daß seine ablehnende Antwort, die er damals gegeben, ihn aller Verpflichtungen entbunden habe. Als ihn Prinz Wilhelm von Preußen später über diese Angelegenheit sprechen wollte, erklärte der Großfürst deshalb auch rund heraus, daß dies eine längst begrabene Sache sei und bat ihn, nie wieder darauf zurückzukommen. Auch der Gedanke einer Thronentsagung mag dem Kaiser ernst gewesen sein, denn die Verhältnisse des neugestalteten und durch ihn befreiten Europas beunruhigten sein Inneres; er sah fast sicher und mit Schrecken voraus, daß die

frischen Lorbeern auf seinem Haupte eher welken als fortgrünen würden; Größeres, als er erlebt und bewirkt, konnte keine Zukunft bieten. Es war aber nicht Ehrgeiz, was ihn an den Thron band, sondern Pflichtgefühl in innigster Verbindung mit seinen religiösen Ansichten. Und wenn er zum Erstaunen der Welt die Krone niedergelegt hätte, was konnte die Welt dem sorgenfreien Kaiser bieten? Häusliches, eheliches Glück war ihm fremd, Täuschungen hatte er im öffentlichen, wie im Privatleben genug erlebt; in der größten wie in der kleinsten Stadt, im In- wie im Auslande wäre er der Gegenstand müßiger Neugier gewesen und statt gesuchter Einsamkeit hätte er lästige, leere Gesellschaft gefunden. Oft ist in dem Leben eines Fürsten die Kunst eine Vermittlerin und schließt ihm Quellen des Genusses auf; auch war Alexander in früheren Jahren der Musik nicht abhold, aber der Sinn dafür ging ihm später, besonders seit der Harthörigkeit, verloren. Der Entschluß einer Abdankung ist wieder eingeschlafen durch die Einsicht, daß ein geschäftsloses Leben noch weniger Reiz und Befriedigung darbieten würde; aber die Nachfolge Nikolai's auf dem russischen Throne war seit jener Unterredung bestimmt und später durch Staatsacte festgesetzt worden. Im folgenden Jahre, März 1820, wurde die Ehe des Großfürsten Konstantin Pawlowitsch mit Anna Feodorowna, Prinzessin von Sachsen-Coburg, Schwester des nachherigen Königs der Belgier, getrennt und einige Monate später, im Juni, ging der Großfürst eine zweite Verbindung mit der Gräfin Anna Grudsinskaja ein, die, keinem regierenden Hause angehörig, ihren Gemahl nach den russischen Reichsgesetzen verhinderte, auf dem Throne nachzufolgen. Sie gehörte vor ihrer Verheirathung zum kaiserlich-königlichen Hofstaate in Warschau als Ehrenfräulein, und wurde dem Großfürsten von seiner eigenen Mutter als Gattin empfohlen. Sie blieb auch als Fürstin Lowicz der katholischen Religion treu, und da sie im polnischen Sinne höchst gebildet und liebenswürdig war, so gewährte sie dem ungestümen Konstantin das ruhige häusliche Glück, das Alexander besonders in jenen Jahren vergeblich suchte. Obgleich der Großfürst durch diese Verbindung freiwillig auf die Nachfolge verzichtet

hatte, so mußte doch die ganze kaiserliche Familie von seinem Willen in Kenntniß gesetzt werden; dies geschah durch den Großfürsten selbst im Januar 1822, in Gegenwart des Kaisers, der beiden Kaiserinnen und der Großfürstin Maria Pawlowna, aber Nikolai und seine Gemahlin, sowie der jüngste Großfürst Michael wurden bei der Familienunterredung nicht zugezogen, ja der Großfürst Nikolai blieb ganz ohne Kenntniß des Vorganges, während Konstantin es dem ausgeschlossenen Michael später mittheilte. Konstantin Pawlowitsch reichte nun seine Entsagungsacte schriftlich in Form eines Briefes an den Kaiser ein, den dieser kurz darauf schriftlich bestätigte. Der Verzicht Konstantins und die damit zusammenhängende Thronfolge Nikolai's wurden nun in ein Staatsgesetz umgewandelt, das aber erst ein ganzes Jahr später, im Sommer 1823, zu Stande kam. Wenn der Großfürst Nikolai auch jetzt nicht von dem Dasein eines Papieres unterrichtet wurde, das seiner Zukunft die größte aller Lasten zudachte, so war es gewiß nicht Fahrlässigkeit des Kaisers, sondern bestimmte Absicht, obgleich dieselbe nur zu errathen ist. Nur drei Personen wurden in dies feierliche Geheimniß gezogen: der Fürst Alexander Galitzin, der Graf Araktscheef und der Metropolit von Moskau, Philaret, der auch den Auftrag erhalten, das Manifest über die Ernennung des Großfürsten Nikolai zum Thronfolger zu entwerfen. Der Entsagungsbrief Konstantins und das Manifest wurden in einem versiegelten Couvert aufbewahrt, auf welches der Kaiser eigenhändig geschrieben hatte: „In der Mariä-Himmelfahrtskirche mit den Staatsacten aufzubewahren, bis ich es fordere, und in dem Falle meines Todes von dem Eparchialbischof und dem General-Gouverneur von Moskau vor allem Anderen daselbst zu eröffnen." Philaret legte es nach dem gegebenen Befehl in der genannten Kirche in einer Lade nieder in Gegenwart einiger Geistlichen geringeren Ranges, denen er zwar das Siegel, nicht aber die Aufschrift des Kaisers zeigte. Er setzte voraus, daß wenigstens der General-Gouverneur von Moskau von dem Dasein des wichtigen Papieres unterrichtet sei, sprach seinen Verhaltungsbefehlen gemäß mit demselben nicht darüber, und in der That,

dieser hohe, auf dem Couvert ausdrücklich genannte Würdenträger erfuhr Nichts davon. Jedoch wurden drei Abschriften des wichtigen Papieres, eine im Reichsrathe zu Petersburg, die andere in der heiligen Synode und die dritte im Senat niedergelegt. Das dem Reichsrathe anvertraute trug die Aufschrift: „In dem Reichsrathe aufzubewahren, bis ich es fordere, und im Falle meines Todes vor allem Anderen in außerordentlicher Versammlung zu eröffnen." Es waren seit jenem Gespräche bis auf den Tag, wo die Urkunde über Nikolai's Thronfolge in Moskau niedergelegt wurde, vier Jahre verflossen, und der Kaiser hatte diese Frage nie wieder mit seinem Bruder im Gespräche berührt, es war auch sonst Nichts geschehen, was des Großfürsten Vorbereitung auf diesen Beruf bemerkbar gemacht hätte. Wir wissen, daß er in dieser Zeit sich einmal auf zehn Monate von Petersburg entfernte und mit seiner Gemahlin als Privatmann lebte. Die auf das Couvert vom Kaiser eigenhändig geschriebenen Worte: „bis ich es fordere" beweisen, daß in Alexanders Seele jener Beschluß nicht unumstößlich war; aber der Grund, warum es zurückgefordert werden könnte, läßt sich nur errathen. Vielleicht traute Alexander dem ehelichen Glücke seines Bruders Konstantin keine Beständigkeit zu, und wenn dies der Fall gewesen wäre, wer hätte den Cesarewitsch verhindern können, diese fesselnde Verbindung zu zerreißen und alle Ansprüche geltend zu machen, die seine Geburt fordern konnte? War es nicht weise, einige Jahre den Cesarewitsch zu beobachten, um zu erfahren, ob er bei dem früher gefaßten Entschlusse, der doch nur ein Familiengeheimniß war, stehen geblieben sei. War nicht der Cesarewitsch durch die Statthalterschaft in Polen besser auf Regierungsgeschäfte vorbereitet, als der Divisionsgeneral Nikolai? Der Kaiser kannte den Bruder Konstantin besser als den ernsten Nikolai; er wußte, daß sein Inneres beständig zwischen stürmischem Jähzorn und schalkhafter Gutmüthigkeit hin- und herschwankte, daß aber diese altrussische Natur, der grellste Gegensatz zum Kaiser, für die Soldaten etwas Anziehendes hatte und diese sein ganzes Wesen in Ernst und Humor gern ertrugen.

Im Vergleich mit seinem jüngeren Bruder Nikolai war er in der Armee zwar abgöttisch geliebt, oder wohl auch gefürchtet, aber nicht gehaßt, während Nikolai's vornehmes Wesen nirgend rechten Anklang fand. Alexander hatte also nach seinem eigenen Sprichworte: „Zehnmal überlegt, ehe einmal gethan" Recht, den einstweiligen Beschluß als ein Geheimniß vor der Welt zu verhüllen, und abzuwarten. Der Großfürst Nikolai war überdies in jener Unterredung auf des Kaisers Antrag keineswegs mit offenem Herzen eingegangen, er hatte sich gegen die Aussicht gesträubt, und Alexander konnte nach des Bruders Aeußerung dessen Einwilligung nicht als abgemachte Thatsache ansehen.

Zu jener Zeit trat in Alexanders Privatleben eine Veränderung ein, welche die Worte: „bis ich es fordere" wahrscheinlich gebieterisch dictirt haben. Der Kaiser fühlte sich mit unwiderstehlicher Kraft plötzlich zu seiner einsamen, engelgleichen Gemahlin Elisabeth hingezogen, die nie aufgehört hatte, ihn zu lieben und, wie sie ihn selbst nannte, wie einen Engel zu verehren. Er begann jeden freien Augenblick mit ihr zu theilen und mit der Zärtlichkeit eines Bräutigams ihr entgegenzukommen. Er fand plötzlich den Frieden, die Ruhe und das Glück wieder, die er so lange ersehnt. Mußte mit diesem Verhältnisse nicht auch der Gedanke wieder aufleben, dies Glück fern von den Lasten der Krone zu genießen? Aber eine Abdankung hätte nicht ohne sehr genaue Rücksprache des Kaisers mit beiden Brüdern stattfinden können, und unter solchen Umständen wäre das Papier von ihm zurückgefordert worden, um es dem Inhalte nach verändert oder unverändert unter seinen Augen, mit seinen eigenen Erklärungen dem Publicum zu übergeben. Das sind nicht ungegründete Vermuthungen, die nahestehende Personen jener Zeit aus des Kaisers Benehmen, ja aus leise ihm entschlüpften Anspielungen folgerten, und die wir nur anführen, um die Aufschrift auf jener wichtigen Urkunde zu erklären. Anders stand es im Buche der Vorsehung beschlossen. Alexander erlebte zwölf Jahre nach dem Brande von Moskau die Ueberschwemmung Petersburgs durch die Fluthen der Newa. Zwar zeigte er sich

den Unglücklichen als Vater und Retter, setzte große Summen aus, die unter die Nothleidenden augenblicklich vertheilt wurden, aber es gelang ihm nicht, ein Vorurtheil des Volkes zu besiegen, das in dieser Verheerung eine Mahnung des Himmels las, welcher an die unterdrückten und von Alexander verlassenen Griechen erinnern wollte. Sein Lebensmuth wurde nicht dadurch gehoben, und die Gesundheit der Kaiserin Elisabeth, die ernstlich hinzuwelken begann, regte sein ganzes Inneres auf, da er sich jetzt von ganzem Herzen ihr wieder zugewandt hatte. Aber der Stand seiner eigenen Gesundheit erinnerte ihn mitten im schönsten Mannesalter daran, daß er sterblich sei. Im Jahre 1823 warf ihn eine Krankheit darnieder, die sein Leben bedrohte; es war ein rosenartiger Ausschlag, der vom Fuße aus sich über den ganzen Körper verbreitete und sich auf das Gehirn zu werfen schien. Diese Krankheit wirkte auf die Phantasie des Kaisers um so mehr, da seine Schwester, die Königin Katharina von Württemberg, an derselben plötzlich gestorben war. So häufte sich ein Ungemach auf das andere, um das schöne, segensreiche Leben des Kaisers zu verkümmern; er mußte fühlen, daß die besten und ruhmreichsten Jahre schon hinter ihm lägen und daß die Zukunft unter den bisherigen Wahrzeichen die Glorie um sein Haupt nur verdunkeln könnte. Der Starke wie der Schwache fühlen zuletzt gleichmäßig, daß die größten Weltbegebenheiten und das Leben des Einzelnen unter einer höheren Macht stehen, und man ergiebt sich in Gottes Willen.

Welche Wünsche und Ansichten über seine Zukunft ihn auf der Reise nach Taganrog begleiteten, vermögen wir nicht zu errathen; aber die warme Zärtlichkeit und Fürsorge für Elisabeths Leben läßt glauben, daß er nach Herstellung der Gesundheit derselben den Lieblingsgedanken seines Lebens ausgeführt und das undankbare Geschäft der Regierung einem seiner Brüder übertragen hätte.

Es ist schwer zu begreifen, weshalb dies Städtchen am asowschen Meere und nicht das südliche Ufer der Krimm gewählt wurde. Das herrliche Baden, das Heimathland der Kai-

ſerin, zog zwar ſchon damals halb Europa an ſich, aber Eliſabeth ſchien den nahen Tod zu fühlen und erklärte, eine ruſſiſche Kaiſerin müſſe in Rußland ſterben. Stadt und Lage von Taganrog am aſowſchen Meere war ein Sinnbild ihres vereinſamten Lebens. Nach Süden blickt die Stadt auf das traurige aſowſche Meer, das die Alten mit Recht einen Sumpf nannten, und nach Norden auf die ödeſte Steppe; es iſt im Gegenſatz zum ſchönen Heimathlande der Kaiſerin eine von aller Naturpracht verlaſſene Einöde; die Stadt ſelbſt, regelmäßig und neu, iſt in jenen Gegenden nach Odeſſa die einzige von ſtädtiſchem Anſehen. Eine Reiſe dahin von Petersburg in der damaligen Zeit, von dem baltiſchen zum aſowſchen Meere, ohne alle Kunſtſtraßen, ohne alle Bequemlichkeit eines civiliſirten Landes, reichte hin, einen Geſunden krank zu machen, doch erreichte Eliſabeth ihr ſchweres Ziel nach zwanzig Tagen unter der Begleitung und dem Schutze des Fürſten Peter Wolkonsky. Auch der Kaiſer ſchien das Vorgefühl des Todes in ſich zu tragen, obgleich er dem Leben ſeiner Gemahlin eine Stütze zu ſein hoffte. Er feierte noch ſeinen Namenstag, den 30. Auguſt (12. Sept. n. St.) durch das Hochamt im Alexander Newsky-Kloſter, dann wohnte er einem Familiengaſtmahle bei, durch welches der neue Michailowſche Palaſt eingeweiht wurde, und trat am erſten September ſeine Reiſe an. Des Morgens früh gegen vier Uhr bei noch größter nächtlicher Stille begab er ſich von Neuem in daſſelbe Kloſter, ohne jede Begleitung, in dreiſpänniger Reiſekaleſche, und fand die Mönche, das Haupt an der Spitze, im Trauergewande aufgeſtellt, um den abreiſenden Kaiſer mit dem klöſterlichen Segen zu begleiten. Nachdem er das Reiſegebet bei den Reliquien des heiligen Märtyrers angehört, betrat er noch die Wohnung des erſten Geiſtlichen, des Metropoliten Seraphim, und dieſer fragte den Kaiſer, ob er nicht die Bekanntſchaft eines Shimnik zu machen wünſchte, da dies Kloſter ſeit einiger Zeit eine ſolche Zierde beſitze. Mönche dieſes Namens leben inmitten eines Kloſters in ſtrenger Abgeſchiedenheit von allen anderen in ihrer Zelle verſchloſſen, verlieren nicht ſelten in dieſer Abgeſchiedenheit den

Gebrauch der Sprache, vertrocknen zum lebenden Skelett, werden aber wie Heilige noch bei ihren Lebzeiten verehrt. Der Kaiser besuchte hierauf die grabähnliche Wohnung dieses christlichen Diogenes, Namens Alexis, und wie einst der macedonische Alexander bewundernd vor der Tonne des Cynikers stand, so jetzt der nordische demüthig vor dem Crucifix, das die schwarze Wand der kleinen Halle zierte, und zerknirscht vor dem Sarge, in dem der Mönch schlief, und dem schwarzen Leichentuche, womit er seinen gebrechlichen Körper bedeckte. — Alexander hörte selbst die bittere Rede, die der Mönch über die Sittenverderbniß hielt, standhaft und ruhig an, und sagte zum Schluß: „Schade, daß ich deine Bekanntschaft nicht früher gemacht habe." Unter dem Segen aller Mönche bestieg er den Reisewagen von Neuem, und im ersten Frührothschein verließ er die Stadt. Auf der nächsten Anhöhe Pulkowa angelangt, hielt er still, betrachtete die in der Morgensonne glänzende Stadt mit ihren goldenen Kuppeln und sagte: „Es ist doch eine schöne Stadt."

Der Kaiser kam zehn Tage früher als die Kaiserin an, ließ die Wohnung bürgerlich einfach, aber wohnlich, einrichten, wie er es in Petersburg in deutschen Familien gesehen, und wie es dem einfachen Sinne Elisabeths entsprach. Die Witterung war günstig, und Beide begannen schon nach einigen Tagen aufzuleben. Hier schien er das Glück zu finden, das er als Jüngling ersehnt, und das er weder in Paris, wo er als Weltgebieter erschienen, noch in Wien, wo er als Vermittler aufgetreten, noch in Petersburg, wo er als Selbstherrscher regiert, gefunden hatte. Welches Staunen der armen Einwohner über das Glück, den geliebtesten aller Monarchen in den freundlichen Straßen einfach herumspazieren zu sehen, in einer Stadt, die bis dahin nicht auf die Ehre gerechnet hatte, in Europa gekannt zu sein.

Aber, welche Täuschung! Der Mann, der für die Einwohner einer Provinzialstadt der Inbegriff der irdischen Allmacht und der irdischen Glückseligkeit war, trug auf seinem schönen Angesichte Spuren eines tiefen, echt menschlichen Kummers; dieser spiegelte sich um so stärker jetzt ab, wo des Kaisers Geist

nicht durch die Menge tödtender Regierungsgeschäfte eingenommen war. Aber wenn diese ihn jetzt weniger beunruhigten, die bessere Gesundheit der Kaiserin und das neue schöne Verhältniß der Innigkeit seine Seele belebten, so quälte ihn doch jetzt andererseits gewiß mehr als sonst die Frage, ob nicht der Zeitpunkt seiner Abdankung gekommen sei. Mit dem Prinzen von Oranien, seinem Schwager, hatte er noch vor dieser Reise ernstlich darüber gesprochen, und dieser hatte das Vorhaben als ein großes Unglück bezeichnet, ja er hatte dem Kaiser dagegen seine Ansichten schriftlich auseinandergesetzt. Wenn diesen nun freilich auch viele Gründe in seinem Lieblingsgedanken bestärkten, so war in demselben Jahre doch auch eine Erfahrung an ihn herangetreten, die diesen Wunsch verschwinden ließ, aber auch das Leben ihm nur um so verhaßter machte. Im Monat Juni, auf der Rückreise von Polen, war ihm durch einen Unterofficier des Buger Uhlanen-Regiments, englischer Abkunft, Namens Sherwood, die erste Andeutung von einer Verschwörung gegen den Thron und die bestehende Ordnung der Dinge gemacht worden. Es scheint, daß durch denselben zuverlässigen Mann dem Kaiser im September auf der Fahrt nach Taganrog die vollständige Liste der Verschworenen im Süden überreicht worden; denn der spätere Kaiser Nikolai fand diese Liste in Alexanders Portefeuille, das nach dem Tode mit anderen Papieren dem Herrscher eingehändigt worden. In trüber Stimmung hatte er Petersburg verlassen, aber halbgebrochenen Herzens war er in Taganrog angelangt, und die Frage seiner Abdankung erschien ihm jetzt in einem anderen Lichte. In diesem Augenblicke, wo er von Verrath und Mordgedanken umlagert war, auf den Thron zu verzichten, das wäre in den Augen der Verschworenen als ein feiges Mittel seiner Rettung erschienen, das er als seiner unwürdig abwies. Niemand aus dem großen Gefolge erfuhr ein Wort von dem, was in des Kaisers Seele vor sich ging; nur die harmlosen Einwohner des Ortes lasen aus seinen Gesichtszügen besser als seine Adjutanten den tiefverschlossenen Gram und Kummer. Die innere Unruhe trieb ihn in der Gegend

umher; er besuchte Rostow, Asow, Nowo-Tscherkask, statt an der Seite der engelgleichen Gemahlin auszuruhen, ja er unternahm auf den Vorschlag des Grafen Woronzow schon jetzt die Reise nach der Krimm, für die das nächste Frühjahr bestimmt war; gewiß, um die quälenden Gedanken durch neue Eindrücke zu verscheuchen. Er war nicht allein entzückt von den malerischen Landschaften der Halbinsel, sondern auch von der aufrichtigen Gastfreundschaft, womit dort angesiedelte Russen und eingeborene Tataren ihm entgegen kamen, und gewahrte somit nicht, daß das fremde Klima und die ungewohnte Nahrung, in der die dortigen Früchte vorherrschten, in ihm den sicheren Tod vorbereiteten. Vom Wechselfieber befallen kehrte er am 17. November nach Taganrog zurück. Dem Arzte deutete er an, daß er für seinen Zustand, und damit meinte er den verborgenen der Seele, wenig von Arzneimitteln erwartete. „Ich habe kein Vertrauen zu Ihrem Tranke, mein Leben steht in Gottes Hand" waren seine oft wiederholten Worte; doch unterwarf er sich nach einigen Tagen einer ernstlichen ärztlichen Behandlung. Elisabeth, für deren Gesundheit Alexander die Reise hierher unternommen hatte, saß jetzt als Krankenpflegerin am Bette ihres Gemahls, errieth aber ebensowenig den innersten Grund seines plötzlichen Dahinschwindens. Was Sherwood dem Kaiser schriftlich mitgetheilt hatte, erhielt er jetzt während seiner Krankheit aus dem Munde des Grafen de Witte bestätigt. Das Haupt der Verschwörung, der Oberst Pestel, war als solcher dem Kaiser lange bekannt gewesen und von ihm beobachtet worden; wir wissen aber nicht, auf welchen Wegen dies geschehen ist. Noch auffallender ist es, daß der Kaiser die schändlichen Pläne auf sein Leben wußte und zu deren Vereitelung Nichts that. „Herr! Dein Wille geschehe!" hörte man ihn oft leise vor sich hin sagen.

Der Zustand des hohen Kranken verschlimmerte sich jetzt sichtlich und gestattete nur für Augenblicke auf Besserung zu hoffen. Am 27. November ließ man schon den Beichtvater kommen, mit dem er sich allein noch in vollem Bewußtsein besprach. Das heilige Abendmahl nahm er aber in Gegenwart Elisabeths. Er

unterwarf sich nun zwar auf Bitten derselben jeder Behandlung willig, erkannte aber schon seine ältesten Bekannten nicht sicher mehr. Eine trügerische Hoffnung leuchtete nochmals am 28. November auf, aber am 1. December war alle Lebensthätigkeit ins Stocken gerathen, mit mühsam aufgehobener Hand winkte Alexander seiner Gemahlin, sagte derselben in einem stillen Handkusse ewiges Lebewohl und hauchte Vormittags 10 Uhr 50 Minuten seinen erhabenen Geist aus. So starb der geliebteste aller russischen und europäischen Herrscher, weder an Gift, wie es das leichtgläubige Deutschland damals allgemein verbreitete, noch durch die Dolche der Verschwörer, die ihm freilich sehr nahegerückt waren, sondern eines natürlichen sanften Todes unter heißen Thränen seiner engelgleichen Gemahlin, die ihm sanft das gebrochene Auge zudrückte, und die, nachdem sie ihn mit dem Kreuze gesegnet hatte, den noch warmen Körper mit der ganzen Innigkeit ihres Herzens umarmte. Dann wandte sie ihre Augen voll Andacht, Schmerz und Demuth gegen ein Heiligenbild und sprach gefaßt: „Allmächtiger! Es hat Dir gefallen, mir den Gatten zu entreißen! Dein Name sei geheiligt!"

Wir lassen die kaiserliche Wittwe in ihrem heiligen Schmerz allein an den Grenzen Europas und suchen den Leser mit der Verschwörung bekannt zu machen, die zwar den Kaiser nicht mehr erreichte, aber seinem Nachfolger den Weg zum Throne zu versperren wagte.

Achtes Kapitel.

Die Verschwörung.

General Graf Araktscheef. — Namen und Charakter der Verschworenen, im Süden Rußlands und in der Hauptstadt. — Stellung des großfürstlichen Paares um jene Zeit. — Allgemeiner Schrecken bei der Nachricht von Alexanders Tode.

Die veränderte Richtung des Kaisers in den letzten sieben Jahren war im größeren Publicum nicht unbemerkt geblieben. Die alte Oppositionspartei, welche früher allen seinen Reformunternehmen entgegengetreten war, konnte sich zwar damit einverstanden erklären, aber diese war doch nur ein kleiner Bruchtheil des Ganzen. Während ganz Europa nach den Feldzügen, seine Verbündeten, wie die besiegten Feinde, ihn bewunderten und verehrten, tadelten in seinem eigenen Lande viele geheime und halblaute Stimmen seine lange Abwesenheit, seine Uneigennützigkeit, seine Aufopferung für fremde Interessen. Die Eröffnung des polnischen Reichstages erregte in Rußland fast allgemeine Unzufriedenheit, denn man sah darin die Bevorzugung eines eroberten Königreichs vor dem Mutterlande. Die Armee war von einem anderen Geiste beseelt zurückgekommen, als der gewesen, mit welchem sie ausgezogen. Diejenigen Männer, die den Schritten des jungen Monarchen in den ersten zwölf Jahren mit Genugthuung, ja mit Begeisterung gefolgt waren, sahen zu ihrem Verdrusse an des edlen Monarchen Seite als Freund, als ver-

trauteſten Rathgeber, als ſtrengſten Willensvollſtrecker einen Mann, der, allgemein verabſcheut, ja ſelbſt von den höheren Geſellſchaftsclaſſen ausgeſchloſſen, ein einſames altruſſiſches Leben in einem hölzernen Hauſe führte, und in ſeinem ganzen Weſen den ſchnödeſten Gegenſatz zu Alexanders edlen Geſinnungen bildete. Dieſer Mann war der General Graf Araktſcheef. Dienſttreue, unbegrenzte Verehrung für Alexander, wie früher für Paul, pedantiſche Ordnungsliebe, beſonders ſtrenge Mannszucht im Militärcommando hatten ihm das allerhöchſte Vertrauen erworben; doch beurtheilten ihn ſeine eigenen Zeitgenoſſen in Petersburg noch anders. Seine Strenge nannten ſie eine grauſame, blutdürſtige Rache, ſeine Verehrung für den Kaiſer eine knechtiſche, willenloſe Unterwürfigkeit unter jede Meinung, ja unter den kleinſten Verdacht des Kaiſers; ſelbſt ſeine Unbeſtechlichkeit wurde von vielen in Zweifel gezogen, da er ein großes Vermögen ſammelte, und ſein Dienſteifer wurde von Vielen nur als Heuchelei ausgelegt. In ſeiner Perſon lag etwas Geheimnißvolles, Räthſelhaftes, Erſchreckendes; ſein Geſicht war roh, kalt, unedel und unempfindlich; ſeine liſtigen Augen beobachteten ſcharf und ſein Erſcheinen in einer Geſellſchaft machte Alles verſtummen. In Abweſenheit des Kaiſers galt er für einen engherzigen geheimen Polizeiminiſter, der ſelbſt einer unbefangen heiteren Miene mit Argwohn nachfolgte. Dieſer Mann erſtickte die Liebe des Volkes zum Kaiſer, weil ſeine Macht und Thätigkeit die aller anderen Miniſter und hohen Beamten verdunkelte. Seine amtliche Stellung allein räumte ihm keineswegs ſolche Allmacht ein; er war Generalinſpector der ganzen Infanterie und Artillerie, ebenſo Generalcommiſſär und Chef des Proviantweſens, Mitglied des Reichsrathes für Militärangelegenheiten; bei ſo umfangreichen Geſchäften, die ſich aber alle auf das Militärweſen beſchränkten, ſchienen alle anderen Behörden ihm fremd und unzugänglich zu ſein, und doch war ſein Wirkungskreis hiermit noch nicht geſchloſſen. Die Ueberwachung und Pflege der von ihm ſelbſt geſchaffenen Militärcolonien nahm außerdem ſeine Thätigkeit noch in Anſpruch. Zweck derſelben war, große Streitkräfte beſtändig auf dem Kriegsfuße zu erhalten, aber dem Staate die großen

Kosten dabei zu ersparen. Dies Unternehmen hätte vielleicht das Land mit dem harten, allmächtigen Manne bei glücklichem Gelingen ausgesöhnt; aber es war der Nation vom Beginn an verhaßt und zog dem Urheber die allgemeine Ungunst der Hohen und der Niederen zu, um so mehr, da dieser selbst später an günstigen Erfolgen zweifelte. — Der Haß, der Abscheu gegen Araktscheef stieg und verbreitete sich besonders durch die öftere Abwesenheit des Kaisers in jener Zeit, und die Vollmacht des gefürchteten Mannes schien dann ungemessen und unberechenbar zu sein. Man war in Petersburg stolz darauf, daß Alexanders feine, vielseitige gesellschaftliche Bildung und humane Gesinnung in Deutschland wie in Frankreich bewundert wurde; wie sollte man es sich nun erklären, daß sein Stellvertreter durch Sitten und Gesinnung an die Zeiten des schrecklichen Iwan erinnerte, daß er die abscheuliche Rolle eines Sejan spielte, der sich leicht neben Tiber, aber nicht neben dem gütigen Alexander denken läßt. Und doch scheint weder der Charakter, noch die felsenfeste, unangreifbare Stellung dieses Mannes so unerklärlich, wenn man sich erinnert, daß er das Organ und der Vertreter jener Oppositionspartei war, welche Speransky stürzte und des Kaisers edlen Absichten geheimen und offenen Widerstand auf jedem Schritte entgegenstellte. Jene Partei feierte in Araktscheefs und Golizyns Machtstellung ihren eigenen Triumph, ja man ist versucht zu glauben, daß dieselben Männer des Kaisers Aufmerksamkeit von seinem Reiche ablenkten, sein Interesse an der europäischen Politik, sowie seine Abwesenheiten begünstigten, um dadurch nur noch freiere Hand zu ihren reactionären Zwecken zu haben. — Während man früher jedes einzelne Wort Speransky's aufgefangen und übel gedeutet hatte, sah man jetzt schweigend zu, wie Araktscheef selbst in seinem Privatleben aller menschlichen Gesittung spottete und seinen düsteren Ruf durch empörende Grausamkeit in seinem Hause noch schwärzer machte. Niemand hatte den Muth, diesen Mann des Schreckens beim Kaiser zu verklagen, wie einst den edlen Speransky; aber schwerlich hatte auch Jemand

von anderer Gesinnung die Gelegenheit, sich dem Kaiser zu nahen und ihm freimüthig den schrecklichen Eindruck zu schildern, den Araktschejefs Schalten und Walten im Lande hervorbrachte. Alexander war jetzt mit seinem Wollen und Wirken vom Lande gleichsam abgesperrt und erfuhr nur durch Golizyn und Araktschejef, was diese ihm mitzutheilen gut fanden. Seit 1819 waren mehrere öffentliche Blätter ganz aufgehoben, die anderen, von scharfer Censur bedroht und bewacht, schwiegen, so daß von der allgemeinen Unzufriedenheit auch nicht der geringste Laut zu des Kaisers Ohren drang. Den Machthabern entging kein freies Wort, das bei einem Gastmahl in Petersburg gesprochen wurde, aber gerade einer so kleinlichen Aufmerksamkeit entzog sich ein großes entsetzliches Unternehmen, eine Verschwörung, die den Dolch auf Alexanders Leben richtete.

Der Charakter derselben wich wesentlich von den Palastrevolutionen ab, von denen Petersburg im achtzehnten Jahrhundert öfters der Schauplatz gewesen war. Man erstaunt, daß eine geheime, weitverzweigte Gesellschaft voll verbrecherischer Absichten Jahre lang der Regierung unbekannt bleiben und sich in manchen Theilen des Reiches fest einwurzeln konnte. Man schrieb später das Entstehen und den Geist derselben ausländischem Einflusse, ausländischer Bildung, besonders der Bekanntschaft zu, welche die russische Armee in den glorreichen Jahren mit Deutschland und Frankreich gemacht hatte. „Ein Vergleich zwischen Städten wie Dresden, Leipzig, Frankfurt mit unseren Tschernigof, Kaluga und anderen", sagte einst eines der Häupter in Petersburg, „macht mich erröthen; sächsische Bauern in der Umgegend von Dresden bewohnen bessere Häuser, als unsere Gouverneure und Generale im Inneren des Landes." Ein Vergleich zwischen deutschen, französischen Städten und russischen im Inneren des Reiches konnte natürlich nicht zum Vortheil der letzteren ausfallen. Die zurückgekehrte Armee ging aber in ihren Meinungen und Gesprächen weiter und man hörte oft Reden, wie sie Klitus an des macedonischen Alexanders Tafel gehalten hatte. Eine freiere Meinung erwachte durch die Mittheilungen der Zurück-

gekehrten selbst in den Kreisen, die das Ausland nicht gesehen hatten, aber durch fast ausschließliche Lecture der ausländischen Literatur ihre Ansichten höher gesteigert hatten. Solche keck ausgesprochene Meinungen hatten für viele Gesellschaften schon durch ihre Neuheit besonderen Reiz; denn der gewöhnliche Beamte, der Tschinownik, hört unter seines Gleichen kaum von etwas Anderem, als von Ordensverleihungen, Rangbeförderungen, Gehaltserhöhungen, über Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit den Vorgesetzten. In der Classe der Unzufriedenen fand eine Parallele des Auslandes, zu Rußlands Nachtheil gezogen, ganz besonderen Anklang. Doch ist schon im Jahre 1818 eine leise Kunde von dem gefährlichen Geiste der Armee zu Alexanders Ohren gekommen und hat die düstere Gemüthsstimmung nur vermehrt, die ihn seit jener Zeit nie wieder verlassen. Der edelgesinnte Herrscher wollte nicht daran glauben oder sah nur eine vorübergehende Wallung darin, und ahnte schwerlich, daß seine vielen Abwesenheiten, seine mehr auf Europa als auf Rußland gerichtete Aufmerksamkeit den neuen Ideen Gelegenheit gab, mehrere geheime Gesellschaften zu gestalten und diese allmälig über einen großen Theil des Reiches zu verbreiten.

Stellt man die Namen aller Theilnehmer an der Verschwörung zusammen, nicht allein derjenigen, die als schuldig ergriffen wurden, sondern auch solcher Männer, die sich vor dem Ausbruche zurückgezogen hatten, so findet man viele große Familiennamen darein verwickelt und besonders solche, die dem Hofe sehr nahe standen. Die Familie Trubetzkoi, von den litthauischen Großfürsten Ghedimin abstammend, glänzt besonders im Jahre 1612, wo Moskau das Joch der Polen abschüttelte. Sie gehörte in unserer Zeit zu den Hausfreunden der kaiserlichen Familie, und ein Vetter derselben stand in Petersburg an der Spitze des scheußlichen Unternehmens. Der Name Wolkonsky ist von dem Alexanders I., besonders in den letzten Zeiten, fast nicht zu trennen, und die Fürstin Alexandra Nikolaewna Wolkonsky haben wir als Oberhofmeisterin der jungen Großfürstin genannt; dennoch war einer ihrer Söhne bei der Verschwörung. Auch der Name

des Fürsten Odojewsky gehört durch seine Abstammung wie durch Thatenglanz zu den hervorragendsten des Zarenreiches. Von gleicher Bedeutung war die fürstliche Familie Obolensky, die ihre Abstammung von den Fürsten von Tschernigow herleitet, ferner die Familien Schtschepin-Rostowsky und Schachawskoy. In welchem Ansehen die Familie Narischkin in Rußland steht, haben wir schon früher erwähnt. Fügt man diesen noch die Namen Orlof, Turgenief, Mussin-Puschkin, Murawief, Bestuschef hinzu, so scheint es auf den ersten Anblick, als ob der höchste Adel des ganzen Kaiserreiches zusammengetreten sei. Dem ist aber nicht so; unter den noch nicht genannten sind wenig bekannte Namen, viele dagegen, die aus beleidigtem Ehrgeiz, wegen Zurücksetzung im Dienst, ja aus persönlichem Rachegefühl hinzugetreten waren, aber selbst aus den großen Familien waren es nur einzelne Mitglieder und meistens junge Leute. Obgleich die Fäden der Verschwörung vom Norden bis nach dem Süden reichten, so umfaßten sie doch nur einen sehr geringen Theil der Gesellschaft: junge, leicht erregbare Gemüther, die eine Luftspiegelung mit der Wirklichkeit verwechselten. Mit Unrecht sah man die ausländische Bildung und Erziehung derselben als die Quelle des Unheils an, ebenso die mit dem Auslande gemachte Bekanntschaft; in Petersburg gab es kaum eine andere Bildung als die ausländische. Der Leichtsinn, womit der Russe fast Alles unternimmt, ohne die Schwierigkeiten der Ausführung zu überlegen, die Gleichgültigkeit, ja der unverzagte Muth, der ihn selbst beim Fehlschlagen aller Pläne nicht verläßt, die Zuversicht zu sich, die meist auf Unkenntniß der Verhältnisse sich gründet, der Glaube, daß ihm Alles gelinge: diese Charakterzüge sind vor Allem anzuklagen. Man hörte in den Versammlungen der Verschworenen viele dem Alterthum entnommene Redensarten, als: „den Rubikon überschreiten", „Brutus weiß zu sterben", und es waren meist in solchem Munde unverstandene Phrasen. In Vielen lebte der Glaube, daß das russische Reich ebenso schnell und leicht zur politischen Freiheit zu entwickeln sei, wie Petersburg aus Nichts zu einer Welthauptstadt geworden war. Eitelkeit und Ehrgeiz

spielten eine größere Rolle in dem Unternehmen als Vaterlandsliebe oder Aufopferung für das allgemeine Wohl.

Es ist für unseren Zweck nicht nöthig, das Entstehen, Auseinandergehen, die Umgestaltung und Wiedervereinigung jener Planmacher, deren einziger Zweck nur Verbrechen sein konnte, näher zu beschreiben; allein zum Verständniß des 14. December ist es nöthig zu wissen, daß in Rußland sich allmälig zwei Heerde gebildet hatten, einer im Süden unter dem Oberst Paul Pestel, der andere in Petersburg selbst, von Alexander Murawief gestiftet. Beide Männer hatten in den Feldzügen der Jahre 1813 und 1814 Deutschland und Frankreich kennen gelernt, und die Wirkung dieser Bekanntschaft auf Beide war eine ganz ähnliche, ja gleiche, wie die, die einst der Geist des Alterthums auf Cola di Rienzi ausübte. Beide meinten in Rußland eine andere Regierungsform, einen anderen Geist in die Verwaltung, in die Beamtenwelt einführen zu müssen und zu können, ohne sich genau bewußt zu sein, was und wie es geschehen sollte; also nur in Betreff der Veränderung stimmte der Ehrgeiz Pestels mit der Begeisterung Murawiefs überein. Unbegreiflich erscheint es, daß diese beiden Gesellschaften, deren Häupter wir nun genannt haben, gegen neun Jahre lang trotz ihrer inneren Widersprüche und Umgestaltungen sich allmälig über einen großen Theil des Reiches verbreiten konnten, ohne daß die geheime und öffentliche Polizei nur die leiseste Ahnung davon empfing. Die vielen Abwesenheiten Alexanders erklären freilich hinreichend die Schlaffheit der Polizei, wie gleichzeitig auch die um sich greifenden Mängel in der Verwaltung und besonders die Unzufriedenheit, die den Verschworenen einen vortrefflichen Vorwand zu ihrem Unternehmen lieh. Der Geist der Petersburger Gesellschaft, die sich darin gefiel, Alles zu bekritteln und Nichts zu schonen, aber auch Nichts zu schaffen, war einem Unternehmen der genannten Männer keineswegs entgegen. Während die Masse der russischen Bevölkerung des Reiches, der Bauer, der Kleinbürger, kaum seit Peter um Etwas vorgeschritten war, bot Petersburg den Anblick eines Treibhauses mit vielen französischen und deutschen Pflanzen, deren

Daſein freilich nur ein erkünſteltes war und des vaterländiſchen Bodens gänzlich entbehrte. Aber es iſt nicht zu vergeſſen, daß Petersburg auch Männer aufwies, die ganz in dem Boden ihres Vaterlandes wurzelten und ihrer erworbenen weſteuropäiſchen Bildung nicht einen Zoll ihrer Nationaleigenthümlichkeit geopfert hatten. Dieſe waren mit derſelben Treue der Allmacht ihres Kaiſerhauſes ergeben, der ſtrengen Zucht ihrer Kirche unterworfen, und vereinigten damit eine vielſeitige weſteuropäiſche Bildung. Dieſer letzten Claſſe ſcheint Murawief am nächſten geſtanden zu haben; er wollte ſeines Vaterlandes Wohl, wie der Herrſcher es wollte, ohne Gewaltthätigkeit, auf dem Wege der Verbeſſerung; Murawief überſah dabei, daß in Rußland das Wohl und Wehe des ganzen Reiches einzig in die Hand des Selbſtherrſchers gelegt iſt, daß bis dahin auch nicht das Geringſte von ſelbſt ſich entwickelt ohne des Kaiſers Wiſſen und Willen, daß aber dieſer allmächtige Herrſcher den Druck der Umſtände, die Macht der Verhältniſſe, die ſich ſeinen edelſten Abſichten hemmend entgegenſtemmten, beſſer kannte, als jene jungen Leute es ahnten. Wäre Rußland von dem Umfange eines deutſchen Herzogthums geweſen und der edle Alexander hätte als Menſch unter Menſchen an der Spitze geſtanden, ſo hätte wenigſtens ein Theil jener Pläne ausgeführt werden können. Wir zweifeln keineswegs an der Aufrichtigkeit von Murawiefs Abſichten, die dem ruſſiſchen Reich eine größere Wohlthätigkeits- und Armenpflege, eine allgemeine Verbreitung der Aufklärung durch Erziehung und Unterricht, eine auf Geſetze gegründete Rechtspflege und eine geregelte Staatswirthſchaft gewähren ſollten; aber wir ſind auch überzeugt, daß zur Ausführung ſolcher Werke die Zeit mehrerer Jahrhunderte und der Segen großer durchgreifender Regierungen und Herrſcher gehört. Alexander Murawief wurde von ſeinen Zeitgenoſſen und Dienſtkameraden als ein ſchöner, im höchſten Grade gebildeter Mann geſchildert, voller Wohlwollen und wahrer Frömmigkeit, voller Begeiſterung für alles Edle, Schöne und Gute. In ſeinem Herzen konnte der fromme Wunſch nach Verbeſſerungen und Umgeſtaltungen entſtehen, in ſeinem Kopfe ſich zu einem lebhaften

Traume ausbilden, aber die Ausführung war unmöglich, jeder Versuch dazu ein Verbrechen. Alexander Murawief gewann für seine Ansichten viele Mitglieder der höheren russischen Gesellschaft, aber es blieb Alles beim gegenseitigen Meinungsaustausche stehen. Erst durch Pestels Beitritt gewannen die friedlichen Zusammenkünfte die Gestalt „eines Bundes für Rußlands Heil". Während in Murawief nur fromme Wünsche sich regten und höchstens zu schüchtern ausgesprochener Meinung wurden, war Pestel von Ehrgeiz und Thatenlust gequält, und die Eigenschaften eines Gebieters trieben ihn an, die Gesellschaft zu gestalten und zum Handeln zu zwingen. In Rußland geborene Deutsche sind meistens kalte, gemüthlose Naturen, im Dienste wegen ihrer Thätigkeit geschätzt, in der Gesellschaft wegen ihres klaren Verstandes gefürchtet, mit den Verhältnissen des Reiches besser vertraut als die Russen und daher meistens unternehmend. Ein solcher Mann war der Oberst Pestel, der mit diesen Eigenschaften im Stande war, durch die abscheulichsten Verbrechen zum Ziele zu gelangen. Aber weder seine Persönlichkeit noch sein Vorhaben fanden in anderen Mitgliedern des Bundes Anklang, auch sein deutscher Name erregte Mißfallen. Abweichende Ansichten im Inneren dieser Gesellschaft sprengten sie in Kurzem auseinander; die Einen wollten nur friedlich vorschreiten, die Anderen, gewaltthätiger, scheuten sogar den Fürstenmord nicht. Aus den Trümmern bildete sich eine neue Gesellschaft, die alle gemäßigten Fortschrittsmänner in sich aufnahm und der „Bund des öffentlichen Wohles" hieß. Als Stifter desselben galt der Fürst Sergius Trubetzkoi, der zwar den Vortheil eines historischen Namens hatte, dem aber Pestels kalte Besonnenheit fehlte. Einige Mitglieder wollten die Statuten durch Kaiser Alexander sanctioniren lassen, die Mehrheit aber widersetzte sich diesem Vorhaben — immerhin jedoch ein Beweis, wie aufrichtig die Sache gemeint war. Alexander Murawief zog sich ganz zurück, vielleicht weniger durch den Gedanken des Unternehmens als durch unwürdige Mitglieder der Gesellschaft abgeschreckt. Die Gesellschaft erweiterte sich indessen sichtlich und zählte bald Männer, die in und außerhalb Rußland einen guten Namen

hatten, wie Michael Orlof, Turgenief, Obolensky, Schachawskoy. Peſtels gewaltſame Anſichten fanden aber auch hier keinen Eingang; um ſo mehr wirkte er im Süden in dem Hauptquartier des zweiten Armeecorps unter dem Fürſten Wittgenſtein, deſſen Adjutant er war; ja, bald gehörte der ganze Generalſtab dieſes Feldherrn zu den Verſchworenen, und doch hatte der Chef ebenſo wenig Kunde davon wie die Polizei in Petersburg. Es iſt eine ſonderbare Ironie des Schickſals, daß Alexander durch Stourdza, Kotzebue und Andere von den Geſellſchaften Deutſchlands ſo genau unterrichtet ward und über Abſichten ſeiner eigenen Unterthanen Nichts erfuhr. In Rußland gab es damals nicht eine Spur von öffentlicher Meinung, weshalb die wenigen Männer, die in der That eine bildeten, ſie ſo leicht vor der Polizei und der Regierung verbergen konnten. Peſtel ſchrieb jetzt eine Generalverſammlung nach Moskau aus, und die Geſellſchaft ſchickte Abgeordnete dahin. Die hervorragendſten Glieder des ganzen Vereins fanden ſich dort ein, den Vorſitz führte Turgenief. Trotz der Geſchicklichkeit, die dieſer Mann als Vorſitzender entwickelte, zeigte ſich mehr Uneinigkeit als Uebereinſtimmung; die beſten Köpfe und beſtgeſinnten Männer ſagten ſich vom Bunde ganz los und dieſer galt für aufgelöst. Peſtel ſah darin jedoch nur das Ausſcheiden der gemäßigten Mitglieder, die vor ſeinen blutigen Plänen zurückſchauderten; in der That dauerte der ſüdliche Bund nicht allein fort, ſondern erwarb auch neue bedeutende Theilnehmer, wie den Fürſten Sergius Wolkonsky, Dawidof, Murawief Apoſtol und Beſtuſchef Rumin. Peſtel entwarf jetzt einen beſtimmten Plan, der zur Ausführung gebracht werden ſollte; das Selbſtherrſcherthum ſollte einer großen ſlaviſchen Bundesrepublik weichen, die kaiſerliche Familie, die Dynaſtie Romanof, war alſo überflüſſig. Das in acht oder zehn Republiken getheilte Land, aber in Einen Bund vereinigt, ſollte nun durch eigene Weisheit erleuchtet und regiert werden. Die eine Republik Nowgorod vor tauſend Jahren hatte ſich nicht erhalten, alſo durfte man dies von acht Republiken eher und ſicherer erwarten, beſonders mit dem republikaniſchen Geiſte, der den ruſſiſchen Beamten, Bauer und Soldaten belebt.

Acht oder zehn gebildete und wohlgesinnte Männer hatten sich auf der Generalversammlung in Moskau nicht verständigen können, doch also würden dies acht oder zehn große Republiken leichter thun. Diese Logik war in dem westlichen Europa bis jetzt nicht bekannt, aber sie findet in der Gegenwart noch ihre Anhänger in Bakunin und Herzen.

Die Aufstände in Neapel, Piemont und Spanien feuerten bald die Verschworenen an, zu Thaten zu schreiten. Im Sommer des Jahres 1823 erwartete man den Kaiser Alexander und den Großfürsten Nikolai im Gouvernement Minsk zu einer Truppenmusterung. Diese Gelegenheit schien sehr günstig, sich der beiden Personen zu bemächtigen, aber es fand sich kein Verwegener zur verbrecherischen Ausführung. Im Norden stand jetzt Nikita Murawief, ein ferner Verwandter Alexander Murawiefs, an der Spitze des Bundes; doch wollte dieser die monarchische Form nur sehr beschränkt beibehalten. Die Verbindung zwischen beiden Heerden war sehr lose. Rylejef, ein Bewunderer Washingtons, schloß sich an Nikita Murawief an, und den gewaltthätigen Mitteln Pestels abgeneigt, zog dieser im Norden die ganze schöngeistig gebildete Jugend, Dichter, Schriftsteller, mit in den Bund hinein. Es gehörten dazu russisch-historische Namen, wie Trubetzkoi, Obolensky, Odojefsky, Schtschepin-Rostowsky, ja ein Narischkin, Muffin-Puschkin, Galitzin und der Dichter Puschkin. Schriften, Gesänge, Gedichte aufrührerischen Inhaltes, meist von Rilejef verfaßt, wurden in einer geheimen Druckerei lithographirt und vertheilt. Im Jahre 1824 versuchte Pestel, selbst in Petersburg anwesend, noch einmal eine Vereinigung beider Bündnisse, die in der Forderung einer Regierungsveränderung zwar übereinstimmten, aber in den gewaltsamen oder gemäßigten Mitteln weit auseinandergingen. Pestels Persönlichkeit mißfiel und erregte den allseitigen Verdacht eines dictatorischen Druckes; Pestel schied kalt von Petersburg, wo sein Unternehmen keine Sympathien zurückgelassen hatte, aber er sowohl, als die ganze südliche Verschwörung hofften dieselben in noch größerem Umfange bei ihren polnischen Brüdern zu finden.

In der That bestand in diesem unglücklichen Lande ein ganz gleicher Bund unter dem Namen „die patriotische Gesellschaft", die Polen so groß und selbstständig wiederherzustellen hoffte, wie es bei der Thronbesteigung von Stanislaus Poniatowsky gewesen war. Der Stifter dieses Bundes, Lukasinsky, war von der geheimen Polizei eingezogen worden; aber standhaft wie ein Märtyrer, verrieth er nicht ein Wörtchen über die Mitglieder des weitverzweigten Bundes, die über alle alten polnischen Provinzen, Krakau, Volhynien, Podolien, Litthauen, Galizien, verbreitet waren und sogar in der alten russischen Metropole Kiew ein Centralcomité unterhielten. Auch zu dieser Gesellschaft gehörten glorreiche polnische Namen.

Diese beiden Bündnisse waren seit Jahren Nachbarn, ohne sich zu berühren und kennen zu lernen. Erst 1824 wurden Verbindungen angeknüpft; die Polen, deren Unternehmen eine ganz verschiedene Grundlage hatte, konnten Wenig von den Russen erwarten, sie hatten im Gegentheil Alles von ihnen zu fürchten und kamen denselben nur langsam und vorsichtig entgegen. Eine nähere Besprechung zwischen Pestel und Fürst Jablonowsky fand im nächsten Jahre statt. Pestels Hauptplan, die kaiserliche Familie zu entfernen, fand bei dem polnischen Fürsten keinen Anklang, dieser antwortete ritterlich stolz: „Kein Pole hat je seine Hand mit dem Blute seines Herrschers befleckt". Die Polen wollten mit Bedacht handeln, Pestel mit Ungestüm. Man verschob eine nächste Zusammenkunft auf das Jahr 1826.

Aber schon früher als im Sommer 1825 sollen dunkle Gerüchte über eine Verschwörung zu Alexanders Ohren gekommen sein, an die der edelmüthige Herrscher nicht glauben konnte und wollte. Der geheimen Gesellschaft standen damals im Süden zehn Regimenter zur sicheren Verfügung. Aber auch die Verschworenen glaubten sich seit Alexanders Entfernung von Petersburg verrathen und wollten das entsetzliche Schauspiel mit des edlen Kaisers Morde beginnen, als dieser sich schon unwohl in Taganrog befand. Artamon Murawief, Schwager des Grafen Kancrin, ein vom Kaiser mit Wohlthaten überhäufter Oberst,

schrie: „Er soll von meiner Hand sterben!“ — doch fanden sich mehrere solcher Mordhelden. Ein Capitain aus Pestels Regimente, Maiboroda, entdeckte endlich dem General Roth die ganze Verschwörung, und dieser schickte augenblicklich einen Courier nach Taganrog mit schriftlichen Mittheilungen, die den Kaiser nicht mehr am Leben trafen. Diebitsch erbrach die Papiere der traurigen Enthüllungen und sandte, um den Ausbruch einer Empörung zu verhüten, den General Tschernischof in den Sitz der Verschworenen. Am 14. December war Pestel schon verhaftet, die ganze südliche Gesellschaft ohne belebende Seele und Haupt; sie konnte auf die Gestaltung der Geschichte in Petersburg keinen Einfluß ausüben, wir lassen sie daher in Ohnmacht und Zersplitterung zurück und wenden unsere Blicke der Hauptstadt zu, wo die Nachricht von Alexanders Tode unerwartet anlangte und Schrecken, Verwirrung und zuletzt offene Empörung der Verschworenen hervorrief.

In der Lage des großfürstlichen Paares war seit 1822, wo wir es nach Rußland zurückbegleiteten, keine wesentliche Veränderung vorgegangen; die Familie war vermehrt und zählte jetzt außer dem zuerst geborenen Sohne drei Töchter, deren letzte im Jahre 1825 geboren war. Die Gesundheit der Großfürstin hatte das Jahr zuvor noch eine zweite Reise nach Deutschland nöthig gemacht; sie waren zur See nach Mecklenburg gefahren und hatten die letzten Tage gegen Wind und Wetter gekämpft; der Aufenthalt war größtentheils in Schlesien gewesen, und hatte sich in demselben Familienkreise bewegt, wie im Jahre 1821. Anfangs Februar 1825 kehrten Beide in den Anitschkowschen Palast zurück. Man erwartete, daß der Kaiser Alexander seinen Bruder jetzt mit seiner künftigen Bestimmung bekannt machen würde; denn seit dem Beginne dieses Jahres war die Rede von einer Reise, welche die Kaiserin Elisabeth für ihre Gesundheit unternehmen müsse, und daß Alexander selbst sie auf derselben begleiten und den Aufenthalt mit ihr theilen würde. Als der Fürst A. N. Golizyn vor der Reise des Kaisers Papiere ordnete, erinnerte dieser daran, ob die wichtigen Documente dem Groß-

fürsten und dem Publicum nicht mitgetheilt werden sollten; Alexander schlug es ab. An seinem Namenstage während der Processsion nach dem Kloster Newsky erschien der Kaiser wehmüthiger als je gestimmt; der Großfürst war während des Zuges dahin und zurück an des Kaisers Seite; in der gewöhnlichen Herzensgüte zeigte er dem jüngeren Bruder an, daß er ihm ein Stück Land in Peterhof neben dem kaiserlichen Garten gekauft habe. Abends nahmen die Brüder Abschied von einander und der Großfürst Nikolai ging ohne die leiseste Ahnung einer großen Zukunft und einem riesenmäßigen Kampfe entgegen. Der Großfürst Michael reiste nach Warschau, auch die Kaiserin Elisabeth trat nach einigen Tagen ihren Weg an, und so waren denn die Kaiserin-Mutter und das großfürstliche Paar allein von der kaiserlichen Familie in Petersburg geblieben. Ein geübtes Auge voll Beobachtung erkennt auf einem Gange durch die Residenz genau, ob der regierende Kaiser anwesend ist oder nicht; es ist weniger, aber freiere Bewegung auf den Hauptstraßen in Abwesenheit des Monarchen. Von dem frühesten Morgen an ziehen sonst Feldjäger, Couriere, die höchsten Militär- und Civilbeamten nach dem Winterpalaste zum Selbstherrscher, und der kaiserliche Eingang ist von glänzenden vierspännigen Wagen ebenso umlagert wie von gemeinen Kibitken. Jetzt zogen eben so viel und noch mehr Feldjäger dem Kaiser täglich nach und der Winterpalast stand wie verwaist.

Ende September füllt sich die Stadt mit ihren vornehmsten Bewohnern, die vom Lande durch den ersten Schnee und Frost verscheucht ihre Paläste aufsuchen. Das großfürstliche Paar, vom größeren Publicum auch jetzt kaum gekannt, hatte sich in stilles Familienleben zurückgezogen; der Großfürst war am Tage, wie jeder andere General, im Dienste; die Großfürstin, ihr jüngstes Kind an der Brust, unterhielt sich belehrend mit ihrer sechsjährigen Tochter Marie und spielte mit ihrer dreijährigen Olga. Der siebenjährige Großfürst Alexander spazierte täglich mit seinem Gouverneur, dem Oberst Mörder, und war durch seine Schönheit Gegenstand der Bewunderung des gutmüthigen Volkes. Doch fand

die Großfürstin in dieser Zurückgezogenheit einige freie Stunden für ihre Lieblingsbeschäftigungen, die Musik, die Literatur, und in jenem Herbste war ihr eine besondere Neigung für die reizenden Clavierstücke Hummels aufgegangen, der eigenhändig den ersten Satz seines A moll-Concertes in ihr Album geschrieben hatte. Man gedachte mit Dankbarkeit gegen Gott in diesem Herbste der Ueberschwemmung im vorigen Jahre und genoß diesmal gleichsam doppelt die Ruhe. In keinem Herbste wurde so viel musicirt als jetzt während Alexanders Abwesenheit; der Fürst Nikolai Galitzin, persönlicher Freund und warmer Verehrer Beethovens, suchte in Verbindung mit den Clavier-Künstlern jener Epoche die Clavier- und Orchesterwerke dieses Tonfürsten in der Hauptstadt zur Geltung zu bringen; es bildeten sich Quartett- und Orchestervereine aus Liebhabern, und ganze Gesellschaften rein aristokratischer Natur traten zusammen, um in den Fasten des nächsten Jahres eine große Musikaufführung zu bewerkstelligen.

Da flog plötzlich am 25. November a. St. wie ein Blitz die Nachricht durch die Stadt, daß der vielgeliebte, ja angebetete Monarch in Taganrog mit dem Tode ringe. Ein eiskalter Schreck wirkte in gleicher Weise vom Winterpalaste bis in die hölzernen Hütten der entlegensten Vorstädte. Als aber zwei Tage später Elisabeth mit eigener Hand an die Kaiserin-Mutter jene unvergeßlichen Worte schrieb: „Unser Engel ist im Himmel und ich bin noch auf dieser Erde", da verstummte die ganze Stadt und die einander Begegnenden grüßten sich mit Thränen in den Augen. Der General-Gouverneur der Hauptstadt, der greise Graf Miloradowitsch, überbrachte am 25. November dem Großfürsten Nikolai die Nachricht, daß der Kaiser Alexander zu Taganrog im Sterben liege. Mit diesem Augenblicke endigte des Großfürsten glückliche Periode des Privatlebens; für ihn brach eine neue Zeit herein; kaum blieben ihm noch drei Wochen, in welchen er Großfürst hieß, aber er selbst wußte es nicht, welche Stunde ihm geschlagen hatte. Denn er erinnerte sich in der That nicht des Gespräches über seine Bestimmung, ihn ergriff nur die Todes-

nachricht an sich, aber keineswegs kam ihm der Gedanke, daß die Krone nun auf seinem Haupte lasten würde. Er eilte zur Kaiserin-Mutter in den Winterpalast und blieb die Nacht in der Nähe derselben. Aber auch diese, die Mitwisserin des großen Geheimnisses, bereitete ihren Sohn mit keinem Worte auf seine nunmehrigen Pflichten vor. Der Schmerz, ihren ältesten Sohn in unerreichbarer Ferne, am asowschen Meere, sterbend zu wissen, lähmte ihre ganze Geisteskraft; und als sie zwei Tage später, am 27. November, die Todesnachricht auf dem Gesichte des Großfürsten während der Messe las, stürzte sie ohnmächtig zu Boden. Ein furchtbarer Augenblick, das grausamste Geschick! Vor fünf und zwanzig Jahren hatte sie ihren kaiserlichen Gemahl, in den nächsten Jahren drei Töchter verloren, und jetzt entreißt ihr der Tod den ältesten, den geliebtesten Sohn, der ein Vierteljahrhundert ihr Trost, ihr Stolz gewesen war. Kein Wunder, daß der Sturm des Schmerzes ihr alle so nöthige Besinnung raubte und sie den naheſtehenden Sohn nicht daran erinnerte, daß Alexanders Pflichten auf ihn übergegangen seien. Während die bewußtlose Mutter, begleitet von ihrer Schwiegertochter, der Großfürstin Alexandra Feodorowna, in ihre Gemächer gebracht wurde, zeigte der Großfürst Nikolai der Palastwache den Trauerfall an und beschied dieselbe zugleich, dem neuen Kaiser Konstantin Pawlowitsch den Eid zu leisten. Er selbst ging nebst mehreren Generalen mit dem Beispiel voran, leistete und unterschrieb denselben in der Hofkirche. Ein wohlgemeinter, aber zu rascher Schritt, zu dem auch augenblicklich mehrere andere Behörden durch ihn aufgefordert wurden. Erst als er die heiligste Pflicht des ersten Unterthans erfüllt zu haben glaubte, zeigte er es der Kaiserin-Mutter an, die, zum Bewußtsein zurückgekehrt, von Neuem durch diesen voreiligen Schritt erschreckt wurde. „Was hast Du gethan, mein Sohn", rief die Bestürzte ihm entgegen, „weißt Du nicht, daß ein Staatsact Dich schon lange zum Thronerben ernannt hat?" — „Weder ich, noch sonst Jemand weiß Etwas davon", erwiederte Nikolai mit besonnenster Ruhe; „aber Jedermann ist es bekannt, daß nach dem Kaiser

Alexander mein Bruder Konſtantin unſer rechtmäßiger Landesherr iſt, darum habe ich ihm geſchworen". Gleich darauf, aber leider zu ſpät, erſchien der Fürſt A. N. Golizyn, nach der Kaiſerin-Mutter der einzige amtliche Träger des Geheimniſſes in Petersburg, und machte dem Großfürſten über das Geſchehene Vorwürfe, die den Fürſten weit richtiger getroffen hätten, da er einen ganzen Tag hatte verſtreichen laſſen, ohne dem Großfürſten das Geheimniß mitzutheilen.

Nachmittags zwei Uhr war der Reichsrath verſammelt und Golizyn theilte demſelben das Daſein der wichtigen Urkunde über die Thronfolge mit; man holte dieſelbe herbei, öffnete und las ſie ab. Viele Mitglieder mußten eingeſtehen, daß damit nunmehr Nikolai Pawlowitſch Kaiſer ſei, andere behaupteten aber, daß er auf den Thron verzichtet habe, eben weil von ihm zuerſt der Eid dem Großfürſten Konſtantin geleiſtet ſei. Die Verſammlung begab ſich ſelbſt zum Großfürſten Nikolai und erfuhr aus ſeinem Munde, daß er den Eid ſeinem Bruder geleiſtet, aber trotz der Kenntnißnahme des eröffneten Papieres als erſter Unterthan ſeinen Bruder Konſtantin als Kaiſer anerkenne; er forderte die Mitglieder auf, in der Hofkirche ſeinem Beiſpiele zu folgen und den Eid zu leiſten; und es geſchah in ſeiner Gegenwart. An demſelben Tage leiſteten nun auch die Truppen, wie die Civilbeamten dem neuen Kaiſer den Eid, und ein Feldjäger brachte die Nachricht über Nikolai's Verzichtleiſtung von Seiten des Reichsrathes nach Warſchau. Der Großfürſt ſchickte einen Adjutanten mit einem Brief deſſelben Inhaltes an ſeinen Bruder, und der Senat zeigte durch gedruckte Ukaſe es dem ganzen Reiche an, wo dann ebenfalls in Kurzem der Eid vollzogen wurde.

In Moskau, dem das Sterbebett Alexanders bedeutend näher lag, kam die Trauernachricht erſt an, als in Petersburg Konſtantin ſchon als Kaiſer anerkannt war. Hier brachten die Gegenwart des Erzbiſchofs Philaret und ſeine Kenntniß des verwahrten Papieres Zweifel und Unentſchloſſenheit hervor, jedoch nur auf kurze Zeit, denn der Ukas des Senates vom 27. November ließ keine fernere Verſchiedenheit der Meinungen aufkommen.

Der in Petersburg und Moskau anerkannte Kaiser, der Großfürst Konstantin, hatte aber die Todesnachricht in Warschau zwei Tage früher erhalten als der Petersburger Hof; denn da im ganzen Gefolge des Kaisers Niemand, selbst die Kaiserin Elisabeth nicht, über die Thronfolge Etwas wußten, so hielten es die kaiserlichen General-Adjutanten, Wolkonsky und Diebitsch, für ihre Pflicht, den Bericht über des Kaisers Ableben an den Cesarewitsch nach Warschau, als den nunmehrigen Kaiser, abzusenden. Dieser erklärte seinen unabänderlichen Entschluß dem Ersten seines Gefolges, der ihm mit dem Titel „Majestät" entgegenkam, und sandte mit seiner erneuten Entsagung den jüngsten Bruder, den Großfürsten Michael Pawlowitsch, nach Petersburg an Mutter und Bruder ab.

So ereignete sich der in der Geschichte unerhörte Fall, daß zwei Brüder gleichzeitig entsagten und jeder dem anderen die Krone zuerkannte. Die Boten dieser seltsamen Nachrichten mußten sich auf dem Wege zwischen Warschau und Petersburg begegnen. Es entstand von selbst ein Zwischenreich und der Großfürst Nikolai konnte allein, als der einzige anwesende kaiserliche Prinz, den status quo aufrecht erhalten. Der Großfürst Michael erreichte aber trotz der damaligen schlechten Wege Petersburg schon am 3. December, eilte mit den ihm anvertrauten Papieren geradenweges zur Kaiserin-Mutter, welche alsbald den Großfürsten Nikolai zu sich berief und ihn mit den Worten empfing: „Nun, Nikolai, beuge Dich vor der Ehrenhaftigkeit Deines Bruders Konstantin; seine Entsagung war kein leeres Wort, er überläßt Dir den Thron." — „Wohl, Mutter," erwiederte der Großfürst, „ich glaube fast, es ist leichter, zu entsagen, als anzunehmen."

Der Großfürst Nikolai war nun überzeugt, daß der Cesarewitsch* schon lange entsagt und jetzt seine Aussage nur von Neuem kräftig bestätigt habe; er mußte sich zur Uebernahme der Regierung entschließen, wiewohl er sich sagte, daß er nie dazu

* Diesen Titel führte der Großfürst Konstantin seit 1799 als Belohnung für seine Theilnahme an dem italienischen Feldzuge.

erzogen und in den letzten Jahren nicht darauf vorbereitet worden sei. Aber jetzt trat seinem Entschlusse eine andere Schwierigkeit, ja eine Gefahr entgegen. Wie sollte das ganze Reich jetzt von der Entsagung Konstantins überzeugt werden, nachdem Nikolai ihm zuerst gehuldigt hatte und Petersburg und Moskau seinem Beispiele gefolgt waren. Man glaubte, daß nur die Anwesenheit des Cesarewitsch in Petersburg einer unabwendbaren Verwirrung zuvorkommen könne; denn eine mündliche Erklärung desselben über seine Absichten in Gegenwart der höchsten Behörden mußte natürlich eine andere Ueberzeugung in der Oeffentlichkeit hervorbringen, als geheimgehaltene Acten und Briefe des Cesarewitsch aus Warschau nach Petersburg. Mutter und Sohn forderten augenblicklich durch Briefe, die noch denselben Tag abgeschickt wurden, den Großfürsten Konstantin auf, selbst nach Petersburg zu kommen. In der Stadt war Alles ruhig; der Eid war geleistet und den Millionen im Reiche konnte es ganz gleichgültig sein, ob der folgende Kaiser jetzt Konstantin oder Nikolai hieß; der Eine war seit Jahren abwesend, der Andere in der Stadt wenig sichtbar. Nur Eins befremdete, nicht gerade die geschäftige Stadt, aber doch die neugierigen und klatschsüchtigen Salons, daß der zweite eben aus Warschau angekommene Bruder des Kaisers den Eid nicht geleistet, da doch der erste die Pflicht augenblicklich erfüllt habe. Man dachte über die Ursachen dieser Erscheinung nach und machte den richtigen Schluß, daß Konstantin den Thron gar nicht annehme, und daß binnen Kurzem eine neue Eidesleistung erfolgen müsse. Bei der dem russischen Volke, besonders damals, noch eigenen Unterwürfigkeit wäre dieselbe durch einen Ukas jedenfalls so bereitwillig und schnell erfolgt wie die erste; es hätte sich nicht befremdet gezeigt, geschweige sich empört. Da der Großfürst Michael der Gegenstand der müßigen Salongespräche war, so beschloß die Kaiserin-Mutter, ihn nach Warschau zurückzuschicken, um den Cesarewitsch zu bewegen, selbst nach Petersburg zu kommen; sie ermächtigte ihn aber gleichzeitig, alle aus Warschau nach Petersburg geschickten Feldjäger unterwegs anzuhalten, ihre Briefe zu öffnen und nach Umständen zu han-

deln. Dieser traf 260 Werst von Petersburg einen Feldjäger mit einem Briefe Konstantins an Nikolai, worin die Verzichtleistung auf das Entschiedenste wiederholt war. Von da an war für den Großfürsten Nikolai keine Aussicht mehr, in sein stilles Privatleben zurückkehren zu können; bald mußte er einsehen, daß nicht allein der Wille der beiden älteren Brüder ihn zum Throne berufe, sondern noch mehr der Drang der Umstände, das Wohl des Reiches ihn aufforderten, das Scepter zu ergreifen. Und hatte er es einmal ergriffen, so konnte er es nur mit entschiedenster Thatkraft führen, die denn auch seine ganze spätere Regierung bezeichnet hat.

Drei Nachrichten an einem Tage, am 12. December, verlangten einen unerschütterlichen Mannesmuth. Am Morgen dieses Tages früh um 6 Uhr wurde dem Großfürsten von Taganrog aus durch den General Diebitsch die Anzeige einer durch das ganze Reich verzweigten Verschwörung gemacht, welche nicht allein die bisherige Verfassung umgestalten, sondern selbst die bisherige Dynastie verändern wollte. Es waren vierzehn Tage in quälenden Zweifeln und gerechter Trauer vergangen und jetzt drohte ein Ungewitter mit schwarzen Wolken; und doch war es unsicher, von wo die Blitze zuerst vernichtend niederfahren würden. Das Entsetzlichste an der Nachricht war, daß der Großfürst sie der Kaiserin-Mutter und seiner Gemahlin verheimlichen mußte und überhaupt Niemandem sonst mittheilen durfte. Doch die Großfürstin war gewohnt, ihn im Laufe des Tages nur ernst zu sehen, und seit Alexanders Todesnachricht trugen Beide große Bekümmerniß, sorgenvolle Zweifel und Trauer auf dem Gesichte; so gelang es dem Großfürsten, seine Gemahlin von der Last dieser Nachricht freizuhalten. Die Großfürstin hatte ihren Palast seit vierzehn Tagen kaum verlassen; denn vier Kinder waren ihrem mütterlichen Auge allein anvertraut, da ihr Gemahl jeden freien Augenblick im Winterpalaste bei der Mutter zubrachte. Sie setzten sich um 4 Uhr allein und schweigend zu Tisch und die Gedanken der Großfürstin schweiften auf Augenblicke nach Berlin, wo der heilige Christabend am 12./24. December ein reges und doch

friedliches Leben durch die ganze Stadt verbreitet. Da traf ein Feldjäger mit einem Briefe aus Warſchau ein, der den Großfürſten ohne allen Zweifel und ohne allen Verzug auf den Thron berief. Beide blieben ſprachlos ſitzen, und während die Großfürſtin ihrem ſtillen häuslichen Glücke in Gedanken Lebewohl ſagte, blickte ihr Gemahl einer grauenvollen Zukunft entgegen und fühlte, daß ſein erſter Schritt ein Kampf gegen eine im Verborgenen lauernde Macht ſei, die möglicherweiſe ſeinen Palaſt ſchon umzingelt hielt.

Neuntes Kapitel.

Der vierzehnte December 1825.

Nikolai's Thronbesteigung. — Offene Empörung des moskowschen Regiments. — Muth und Milde des jungen Kaisers auf dem Isaaksplatze dem Aufstande gegenüber. — Haltung der jungen Kaiserin im Winterpalaste.

Im Leben des gewöhnlichsten Menschen erscheinen Tage, die an Ereignissen reicher sind als sonst ganze Jahre; das Geschick entladet bisweilen launenhaft entweder seinen ganzen Groll oder seine ganze Gunst; ja oft Beides zugleich. Die Großfürstin war damals siebenundzwanzig Jahre alt, Mutter eines Sohnes und dreier Töchter, in ihrer vollendetsten weiblichen Schönheit. Seit zehn Jahren, wo sie in das jungfräuliche Alter getreten war, kannte sie nur Gaben des Glückes in und außer ihrem Hause, im fremden, wie im Heimaths-Lande; sie war geliebt, verehrt von Allen, am meisten aber von dem Manne, dem sie Herz und Hand geschenkt, und der sie vergötterte. Das Geschick schien auf solchen Glanz jetzt die Krone setzen zu wollen; denn sie war seit des Cesarewitsch letztem Briefe Kaiserin von Rußland. Das Glück ist, wie schon ein Weiser des alten Griechenlands behauptete, schwerer zu ertragen als das Unglück, denn es setzt Eigenschaften voraus, die der Menge fehlen; es fordert vor Allem jenen Gleichmuth, der sich nie über sich selbst erhebt; Weisheit, es zu genießen; Besonnenheit, es zu erhalten. Und so war Niemand geeig-

neter für besondere Begünstigungen des Geschickes als Alexandra Feodorowna, die sich jetzt nur die Frage vorlegte, ob sie den Kaiser durch ihre Liebe so glücklich erhalten könne, wie er es als Großfürst gewesen war. Sie hatte ebenso wenig als der Großfürst Nikolai gewünscht, den höchsten Gipfel der irdischen Größe zu ersteigen; sie war an jenem Abend, wo Alexander mit Beiden über ihre Zukunft gesprochen hatte, mehr beunruhigt als erfreut gewesen, und die hartnäckige Verzichtleistung des Großfürsten, selbst nach Erkenntniß der Verfügung Alexanders, beweist der Welt, daß auch der Großfürst, jedem Ehrgeiz fremd, nur sein stilles, zurückgezogenes Familienleben zu erhalten suchte. In dem Augenblicke, wo der Vorhang ihrer Zukunft sich aufrollte, waren sie allein, ohne Zeugen konnten sie allmälig ihre Gefühle, ihre Besorgnisse, ihre Ahnungen, ihre Hoffnungen austauschen, ehe sie den Schauplatz ihrer jugendlichen ungetrübten Glückseligkeit verließen; sie wurden wider ihren Willen von hier hinweggerissen und ließen in dem verwaisten Schlosse tausend stumme Zeugen der alten guten Zeit zurück. Dort stand in dem Cabinete Alexandras die Büste ihrer Mutter, der Königin Louise, das hohe Ideal deutscher Weiblichkeit; Beide fielen stumm vor derselben nieder, umarmten sich noch einmal, und blickten dann der nächsten Zukunft getrost entgegen. Aber jener Abend, an welchem das größte und schwerste aller Geschenke ihnen vom Himmel beschеert worden war, brachte noch eine dritte Nachricht, die für die Großfürstin Geheimniß bleiben mußte. Was dem Großfürsten am Morgen dieses Tages von Taganrog aus über eine Verschwörung gemeldet worden, das bestätigte noch an diesem Abend ein Augenzeuge in Petersburg. Neun Uhr Abends wurde dem Großfürsten ein Brief übergeben, in welchem er davor gewarnt wurde, die Krone anzunehmen; in dem Heere wimmele es von geheimen und offenen Feinden gegen ihn; seine Thronbesteigung könne sehr leicht der Anfang eines furchtbaren Bürgerkrieges werden. Wie schon früher gesagt: der Großfürst Nikolai war keineswegs beliebt; er war finster, streng im Dienste, verschlossen, kurz, und seine wahren vortrefflichen Herzenseigenschaften gehörten nur seiner Familie,

einem kleinen Kreiſe ſeiner Freunde, wie Adlerberg, Perowsky und noch einigen Anderen; ſeine Zurückgezogenheit war Grundſatz; ſich um die Gunſt des Volkes zu bewerben, widerſtrebte ſeinem Charakter, aber die Folgen ſolchen Benehmens ſchienen ihm unbekannt geblieben zu ſein. Nach Durchleſung der Zeilen ließ der Großfürſt den Schreiber derſelben zu ſich ins Cabinet beſcheiden; es war ein Unterlieutenant beim Garde-Jägerregiment, Jacob Roſtowzow. Sein Geſicht erweckte Vertrauen, aber die Rede wurde ihm ſchwer, denn er ſtotterte. Denſelben Tag war er noch Zeuge geweſen, wie in einer Geſellſchaft von Officieren die frechſten Reden gegen Nikolai Pawlowitſch ausgeſtoßen worden waren. Dies allein hätte ihn aber ſchwerlich zu ſolch kühnem Schritte veranlaſſen können; denn in Petersburg hört man oft heftige Ausfälle Unzufriedener gegen die Regierung und den Hof, fern vom Schuſſe nämlich, und nahe demſelben nur das ungemeſſenſte Lob. Der junge Mann mußte mehr als die letzte Geſellſchaft geſehen haben. Unter vier Augen mit dem Großfürſten wiederholte er die Nothwendigkeit, daß der Ceſarewitſch ſelbſt nach Petersburg komme und im Angeſichte des Volkes ſeinen Bruder zum Kaiſer erkläre; denn die neue Eidesleiſtung werde von den Verſchworenen zur Ausführung ihrer Pläne benutzt werden. Der Großfürſt entließ den jungen Mann als Freund, ſah aber nur noch deutlicher, wie das furchtbarſte Gewitter ſich über ſeinem Haupte zuſammenzog. „Alſo übermorgen Kaiſer oder todt," ſagte er zu ſich ſelbſt.

Die Nachricht von Alexanders Ableben ſetzte die Verſchworenen in Petersburg in Verlegenheit und Verwirrung; ein ſanfter Tod hatte den geliebten Kaiſer vor den Dolchen geſchützt, die ihn im nächſten Jahre hatten treffen ſollen. Der Lauf der Begebenheiten nimmt durch die ganze Weltgeſchichte andere Wendungen, als der ſchärfſte menſchliche Verſtand ſie vorausgeſehen. Die lebensmüde, kranke Kaiſerin überlebt ihren Gemahl, der die Reiſe nur unternommen hatte, um ihr ein Schutz zu ſein. Faſt ſchien das Geſchick den republikaniſchen Plänen der Verſchworenen zu lächeln, zumal beide Großfürſten die Krone gleichzeitig ablehnten. Das

vermeintliche Staatsoberhaupt, durch die Eidesleistung des Großfürsten und aller Behörden in Petersburg anerkannt, war jetzt jedenfalls zu weit entfernt für die Dolche des Nordischen Bundes, und als kurz nach der Thronentsagung Konstantins die Nachfolge Nikolai's sich als rechtmäßig erwies, waren die Verschworenen durch diese neue Wendung nicht weniger überrascht, als durch des Kaisers Tod; es war, als ob die Ironie des Geschickes lächelnd ihrer spottete und sie warnte. Ein Capitain Jakubowitsch war im Sommer aus Georgien nach Petersburg gekommen, um sich dem Bunde als Kaisermörder anzubieten, aber kurz nach dessen Ankunft reiste Alexander nach Taganrog. Statt darin den gütigen Wink einer höheren Macht zu lesen, ließ dieser Mann bei der Nachricht von Alexanders Tode seinen stillen Blutdurst in wüthenden Geberden zähneknirschend aus. Bald tauchte aber für seine blutigen Absichten ein neuer Gegenstand auf; ein dunkles Gerücht durchflog die Stadt, daß eine neue Eidesleistung erfolgen würde, da Konstantin standhaft bei seiner Thronentsagung beharre. Die Verschworenen glaubten diesen Augenblick als günstig für eine weitergreifende Veränderung benutzen zu müssen, hielten häufig Zusammenkünfte und kamen zuletzt darin überein, dem künftigen Kaiser als einem Usurpator den Thron streitig zu machen, und, wenn derselbe entfernt wäre, eine republikanische Regierungsform einzuführen. Gegen zwanzig junge Männer traten berathschlagend zusammen, an ihrer Spitze Rilejef, ehemals Lieutenant, jetzt bei der russisch-amerikanischen Handels-Compagnie angestellt. Sein Name wurde unter den besten russischen Dichtern genannt, aber er legte besonderen Werth darauf, Staatsbürger zu heißen und das so verachtete Bürgerthum in Rußland zu Ehren zu bringen. Alle Anderen gehörten dem Militärstande an, mehrere waren von hoher fürstlicher Abkunft, andere unbekannten Ursprungs. Zu den ersteren gehörten der Fürst Trubetzkoi, Schwiegersohn des Grafen Laval und durch die Heirath mit der Tochter eines französischen Emigranten nicht ohne Mittel, hoch- und feingebildet, aber ohne Muth und Besonnenheit; der Fürst Eugen Obolensky, Officier in der kaiserlichen Garde, Adjutant des ehrwürdigen Ge-

nerals Bistram, wie der Zuerstgenannte ganz französisch gebildet und von besonderem Hasse gegen die Person des Großfürsten Nikolai erfüllt; der Fähndrich Fürst Odojewsky und Fürst Schtschepin Rostowsky waren die hervorragendsten Namen. Die Uebrigen waren der Stabscapitain Alexander Bestuschef und drei seiner Brüder; der Oberstlieutenant Batenkof, ein unruhiger Kopf, ehrgeizig und unternehmend, trat vielleicht nur in den Bund, weil er eine vortheilhafte Stellung bei den Militärcolonien durch eigene Schuld verloren hatte; der verabschiedete Lieutenant Kachowsky, jedenfalls der verworfenste Mann der Gesellschaft, ohne Bildung und ohne Gewissen. Der Oberst Bulatof, Chef eines Jäger-Regiments, hochgeachtet von seines Gleichen, wie von den Soldaten des Regiments verehrt. Verschiedene Pläne wurden vorgeschlagen und verworfen, bis endlich am 12. December Rilejef mit seinen Ansichten über die ganze Versammlung siegte. Am Tage der neuen Eidesleistung sollten die Truppen der Garde-Regimenter denselben verweigern als eine Verletzung desjenigen, den sie vor wenig Wochen dem Cesarewitsch geschworen hätten; die angebliche Thronentsagung des Cesarewitsch sei falsch und eitel Petersburger Erfindung. Die auf solche Weise gewonnenen Regimenter sollten an dem Tage der Eidesleistung auf dem Senatsplatze aufgestellt werden und Fürst Trubetzkoi als Anführer der Rebellen nach Umständen handeln; unter ihm sollten der Oberst Bulatof und Jakubowitsch zu des Fürsten Befehlen stehen. Man hoffte, daß der neue Kaiser, durch solche Vorbereitungen erschreckt, auf die Krone verzichten, der Senat aber in dieser Zwischenzeit eine ständische Verfassung aus der Hand der Verschworenen annehmen und dem Lande verkündigen werde. Die geheime Gesellschaft war von Allem, was in der Stadt gesprochen und gemeint wurde, auf das Vollständigste unterrichtet; sie wußte durch Spione um jedes Wort, das im Winterpalaste zwischen der Kaiserin-Mutter und dem Großfürsten Nikolai gewechselt wurde; jeder nächste Schritt dieses Mannes war ihnen bekannt; der Großfürst selbst hatte keine Ahnung von dem Abgrunde, der ihn zu verschlingen drohte. Aber die Gefahr und das Verderben galten

nicht ihm und seiner Familie allein, das ganze Reich stand mit der kaiserlichen Familie auf dem Spiele. Ueber zweihundert Jahr war dieselbe der Schutz, der Hort, der Geist und der Wille des ganzen Volkes gewesen; ein Dolchstoß, ein Pistolenschuß konnte den Koloß in machtlose Trümmer zerschellen. Aber obgleich eine Legion gegen den einzigen Mann stand, war das ganze Unternehmen doch mehr nur das Werk des Leichtsinns, ohne allen moralischen Muth auf sanguinische Hoffnungen gegründet, ohne Vertrauen zur Gerechtigkeit der Sache, ohne alle religiöse Ueberzeugung; der erste mißlungene Schritt mußte die Thorheit und den verbrecherischen Leichtsinn ihres Unternehmens aufdecken. Anders war der Mann ausgerüstet, den das Recht der Geburt und die Landesgesetze, das Wohl und die Erhaltung des Reiches jetzt gebieterisch auf den Thron forderten. Derselbe entwarf noch trotz der tausend Sorgen, die auf ihm lasteten, jenen Abend spät folgenden Plan. Diese neue Veränderung mußte dem Volke durch ein besonderes Manifest angezeigt werden, und der seit 1819 nach der Hauptstadt zurückberufene Speransky wurde noch spät in der Nacht beauftragt, dasselbe zu schreiben. Der neue Kaiser wollte aber seine Thronbesteigung dem feierlich versammelten Reichstage in Gegenwart seines Bruders, des Großfürsten Michael Pawlowitsch, selbst kundthun, und zwar schon den nächsten Tag, den 13. December, einen Sonntag. Montag den 14. December sollte das Manifest öffentlich vertheilt werden und mit demselben zusammen die neue Eidesleistung erfolgen.

Am nächsten Morgen, den 13. December, unterschrieb der neue Kaiser das von Speransky entworfene Manifest, und theilte nur seinem siebenjährigen Sohne die große Veränderung mit; Abends acht Uhr aber fand die außerordentliche Versammlung des Reichsraths statt, in welchem der neue Kaiser erst sehr spät und ohne den Bruder Michael erscheinen konnte. Dort verlas er selbst das Manifest über seine Thronbesteigung und verließ die Versammlung Nachts um zwei Uhr. So war der 14. December schon angebrochen, ein Montag, in Rußland bekanntlich von schlimmer Vorbedeutung; die Kaiserin-Mutter und die junge Kaiserin trugen

nur das Gefühl einer großen, lästigen Veränderung in den Schlaf mit hinüber, sie wußten, daß der nächste Morgen sie zu beschwerlichen Ceremonien wecken würde; die Unruhe in ihrer Seele konnte nicht größer sein, als die eines Reisenden, der den nächsten Tag mit vielen, wenn auch überwindbaren Hindernissen zu kämpfen hat. Anders der Kaiser! Das Gespenst einer Verschwörung schlich sich in den kurzen Schlummer weniger Stunden und minderte die Kräfte, die er am anderen Tage im riesenartigen Maßstabe nöthig hatte. Vergebens sucht man in der Geschichte der römischen Imperatoren nach einem gleichen Falle, und die neueren Zeiten bieten bei allen Veränderungen und Thronwechseln doch nichts Aehnliches in dem Leben eines Regenten.

Noch vor Tagesanbruch empfing er die Commandeure der Garde, las ihnen selbst das Manifest vor, befahl ihnen im Generalstabe den Eid zu leisten und hierauf den einzelnen Regimentern denselben abzunehmen. „Mit Eurem Kopfe bürgt Ihr für die Ruhe der Hauptstadt, und sollte ich auch nur Eine Stunde Kaiser sein, so soll es mit Würde geschehen.“ Dann ließ er alle Hoffähigen um elf Uhr Vormittags zu einem feierlichen Hochamte in die Kirche des Winterpalastes einladen. Dem General-Gouverneur Grafen Miloradowitsch hatte der Kaiser seine Besorgnisse über den Ausbruch einer Verschwörung am heutigen Tage schon gestern mitgetheilt, gleich nach Empfang von Diebitschens Briefe; jetzt erschien derselbe beim Kaiser mit der Meldung, daß die Stadt ganz ruhig sei, von einer Verschwörung auch nicht eine Spur vorhanden, auf jeden Fall alle Vorsichtsmaßregeln getroffen seien. Die Rädelsführer hatten den alten greisen Soldaten freilich nicht zum Mitwisser gemacht, aber der ganze Plan war darum doch in kein undurchdringliches Dunkel gehüllt geblieben; denn viele Familien wußten darum, fanden aber keinen richtigen Weg zu einer Anzeige oder scheuten sich ihn zu finden. Der Kaiser war zwar durch das Recht seiner Geburt zum Throne berufen, er sollte ihn aber durch Herrschergaben heute erst erobern. So vergingen die ersten Morgenstunden in Geschäften und Befürchtungen, deren Erfüllung nicht lange auf sich warten ließ.

Auch die junge Kaiserin war nach kurzer Morgenruhe früh schon beschäftigt, für den heutigen Tag eine kaiserliche Toilette vorzubereiten; solche Tage und Feste sind für die Kaiserinnen noch ermüdender als für den Regenten selbst; denn es drängen sich Tausende zum Handkusse und Jeder erwartet außer einem gnädigen Blicke womöglich auch ein verbindliches Wort. Während dieser weiblichen Beschäftigung trat der Kaiser zu ihr, mit sichtbarer Verstimmung auf dem ernsten Gesichte, und sagte: „Die Artillerie verweigert die Eidesleistung;" aber unmittelbar nach dem Kaiser erschien die Kaiserin-Mutter bestürzt und rief: „Keine Toilette, mein Kind, Unruhen, Empörung!"

Die Zärtlichkeit des Kaisers für seine Gemahlin pflegte ihr jede unangenehme Nachricht zu ersparen; jetzt war dies nicht mehr möglich, denn seine Gegenwart war dort nöthig, wo das drohende Gewitter sich zu entladen schien. Gleich nach der Nachricht über die Artillerie war die zweite erfolgt, daß das moskowsche Regiment nicht allein den Eid verweigere, sondern in vollem Aufruhr zwei namhafte Generale und einen Oberst lebensgefährlich verwundet habe und daß ein Theil desselben mit fliegenden Fahnen und dem Geschrei: „Es lebe Konstantin und die Constitution" sich eben auf dem Senatsplatze aufstelle. Die Kaiserin-Mutter hatte seit fünfzig Jahren viel harte Schicksalsschläge, viel plötzliche entsetzliche Veränderungen erlebt, aber offener Aufstand einzelner Garderegimenter in solch einem Augenblick war Allen neu und fremd. Die junge Kaiserin blieb gefaßter als die Mutter, weil sie ihren Gemahl als einen ganzen Mann kannte, dessen Muth einer Gefahr gegenüber nur wachsen würde. Der Kaiser hatte nur im Allgemeinen angedeutet, was er gehört, aber die Kaiserin hatte den Muth, Alles anzuhören, was der bedrängte Gemahl flüchtig erzählen konnte. In der That hatten die meisten Regimenter den Eid geleistet, und diejenigen, von denen noch keine Nachricht eingelaufen war, entschuldigte man durch ihre weite Entfernung vom Winterpalaste. Mehr als eine Stunde der Erwartung hatte der Kaiser zugebracht und der Palast fing schon an sich mit Denen zu füllen, die zum Hochamt geladen waren, da

erschien der General Suchosanet mit der Botschaft, daß die reitende Artillerie allerdings anfangs sich geweigert habe, den Eid zu leisten, es aber doch einigen Officieren gelungen sei, Ruhe und Gehorsam herzustellen. Glücklicherweise kam in demselben Augenblick der lange erwartete Großfürst Michael zurück, und der Kaiser sandte ihn in die verdächtigen Kasernen. Anders aber klang die nächste Botschaft, die General Reidhardt über das moskowsche Regiment brachte. Dort waren vier Compagnien von dem Fürsten Schtschepin Rostowsky, Michael und Alexander Bestuschef zur offenen Meuterei gewonnen, indem man ihnen vorgespiegelt hatte, daß der neue Eid listiger Betrug sei. Die Soldaten riefen: „Patronen und Flintensteine herbei," und als sie nun gerüstet wieder dastanden und eine Ordre des Generalmajors Baron Frederiks ankam, rief der Fürst Schtschepin Rostowsky: „Ich kenne keinen General mehr." Jetzt erschien General Frederiks selbst, und der Fürst hieb mit dem Säbel nach ihm, während Alexander Bestuschef eine Pistole auf denselben ablud. Bewußtlos stürzte Frederiks nieder; da kam der Brigadegeneral Schenschin herangesprengt, aber auch diesen streckte der Fürst vor sich hin, ergriff die Fahne des Regiments und führte zwei Compagnien zum Hofraume hinaus. Die anderen wurden vom Obersten von Adlerberg und dem Fürsten Lieven zurückgehalten. Mit fliegenden Fahnen und lautem Hurrahgeschrei zogen die Meuterer dem Senatsplatze zu, rissen auf dem Wege dahin viele andere Soldaten, Officiere, aber auch schmutzigen Pöbel mit sich und stellten sich bei der Reiterstatue Peters des Großen auf.

Nach diesem Berichte begann auch die junge Kaiserin zu zagen, denn sie sah ein, daß sie am Arme ihres Gemahls nur dann beim Hochamte erscheinen könne, wenn der Aufstand niedergeworfen sei und zwar durch persönliches Erscheinen des jungen Kaisers auf dem Platze der Gefahr. Derselbe befahl jetzt mit seiner imperatorischen Kürze, das semenowsche Regiment gegen die Empörer ausrücken zu lassen, die Garde zu Pferde bereit zu halten, ein Bataillon des preobraschenskyschen Regiments heranzuführen, seine drei Töchter aus dem Anitschkowschen Palaste abzuholen und

für ihn ein Pferd zu satteln. Beide fühlten, daß hier kein Augenblick zu verlieren sei, und beteten erst in der kleinen Hauskapelle, sagten sich in herzlicher Umarmung Lebewohl und schieden stumm, aber mit dem gerechten Zweifel, ob sie sich wiedersehen würden. Der Kaiser empfahl nun sein Haus und die Seinigen dem Allmächtigen, führte aber seinen siebenjährigen Sohn, den Thronfolger, zu den Garde-Sappeuren, welche die Palastwache hielten, und übergab denselben mit den Worten: „Es ist Eure Pflicht, den Thronfolger zu schützen.“ Die Jäger schwuren, ihn mit ihrem Blute zu vertheidigen, falls der Palast angegriffen werden sollte, und Stolz und Freude leuchteten aus ihren treuherzigen Augen. Und nun begab sich der Kaiser in der Uniform des ismailowschen Regimentes und dem blauen Bande allein auf den Schauplatz der Gefahr, des Sieges oder des Todes.

Der Winterpalast, ein längliches Viereck, liegt mit seiner Rückseite nach Norden an der Newa; die Vorderseite bildet mit dem gegenüberliegenden Generalstabe einen langen Platz, der unbegrenzt sich längs der Admiralität, der Nachbarin des Winterpalastes, fast ins Unendliche ausdehnt; denn da, wo man endlich eine vierte Schlußseite erwartet, beginnen die sogenannten Boulevards der Garde zu Pferde, die die Ausdehnung des Platzes fast bis zur Mündung der Newa führen. Die Linie des Generalstabes wird durch drei der größten Straßen durchschnitten, die in derselben Richtung laufen wie die drei Straßen Roms vom Platze del popolo. Die Linie des Winterpalastes wird durch zwei Nebenplätze unterbrochen, der erste zwischen Winterpalast und Admiralität, der zweite zwischen Admiralität und dem Senatsgebäude. Auf dem letzteren erhebt sich die kolossale Reiterstatue Peters des Großen über einem Granitblocke. Dort hatten sich die Empörer aufgestellt. Der Kaiser erschien, indem er den Winterpalast verließ, auf dem Platze dem Generalstabe gegenüber, fast eine Werst weit von dem Standpunkte der Empörer entfernt. Hier standen Tausende von Wagen und Schlitten, Derer, die um elf Uhr zum Hochamt im Winterpalaste eingeladen waren; aber noch mehr müßiges neugieriges Volk aller Stände und Trachten belagerte alle leeren Zwischen-

räume. Auf diesen Platz, dieser Menge gegenüber, trat der Kaiser allein, zu Fuß. Hier erfuhr er, daß Niemand von der großen Veränderung Etwas wußte, die Nachricht von der Empörung des moskowschen Regiments aber die ganze Stadt durchlaufe. Nun verlas der Kaiser selbst das Manifest, das mit einem allgemeinen Hurrah entgegengenommen wurde. Hier zeigte sich beim ersten öffentlichen Schritte jene Herrschergröße zum ersten Mal, die eine wogende Menge mit Blick und Wort zu lenken versteht. „Macht jetzt Platz," rief er, „geht nach Hause," und in wenig Minuten war die Menge gewichen und das verlangte Bataillon stellte sich auf; es erschienen kurz darauf noch drei Compagnien eines anderen Regimentes, welche zum Schutze des Palastes verwendet wurden. Die Ansprache des Kaisers an das Bataillon wurde mit einem donnernden Hurrah erwiedert, durch welches die Soldaten ihre tiefste Ergebenheit ausdrückten. Jetzt erschien der Graf Miloradowitsch, fast beschämten Angesichts, und zeigte dem Kaiser an, in vollstem Widerspruch mit seinen vor einer Stunde gegebenen Versicherungen, daß die Meuterer schon das Monument Peters des Großen umzingelt hätten. „Gehen Sie hin, Graf, Sie sind ja lange der Commandeur der Garde gewesen, Sie werden weit leichter angehört werden als jeder Andere." Der Kaiser selbst führte das erste preobraschenskysche Bataillon mit dem zweiten zusammen vor über den Platz, so daß es zwischen dem Admiralitätsplatze und dem Generalstab zu stehen kam.

Welch ein furchtbarer Augenblick für die beiden Kaiserinnen, die sich in den Eckflügel des Winterpalastes begeben hatten, wo sie vom Fenster aus den größeren Theil des endlos langen Platzes überschauen konnten. Die Mutter sah ihren Sohn, die Kaiserin ihren Gemahl an der Spitze eines Regimentes der offenbarsten Gefahr entgegenziehen und schon nach wenig Minuten verloren sie ihn aus dem Gesicht, nachdem er ein Pferd bestiegen hatte. Welch ein Todesschreck durchzuckte Beide, als gleich darauf mehrere Flintenschüsse fielen, und Niemand wußte, wen sie getroffen hatten. Erst nach einer tödtlich langen Viertelstunde erfuhren sie, daß die Kugeln den Grafen Miloradowitsch verwundet hätten. Dieser

war auf des Kaisers Befehl auf weiten Umwegen, zuletzt in einem fremden Schlitten und dann auf fremdem Pferde, an den Heerd der Meuterer vorgedrungen, obgleich vom Grafen Orlof davor gewarnt, näher zu gehen. Kurz zuvor war es dem Adjutanten des Kaisers, Perowsky, gelungen, über den Platz hinweg in die Kasernen der Garde zu Pferde zu dringen, mit dem Befehle an den Grafen Orlof, dies Regiment in Bereitschaft zu halten; dieser glückliche Stern schwebte aber nicht über dem ehrwürdigen Helden von unzähligen Schlachten. Zehn Schritt von der ersten Colonne hielt er an und sagte den Soldaten, daß Konstantin dem Throne entsagt habe; zum Beweise seiner Freundschaft mit dem Cesarewitsch zog er einen Degen aus der Scheide, ein Geschenk des Großfürsten Konstantin mit der Inschrift: „Meinem Freunde Miloradowitsch." Seine Rede, seine Augen, die ganze ehrwürdige Erscheinung, das in Rußland so mächtig wirkende Andreasband neben der Menge Sterne, Zeugen seiner Tapferkeit, erschütterten jedenfalls die Soldaten und es wäre ihm wahrscheinlich gelungen, sie zum Gehorsam zurückzuführen. Da fiel ein Schuß gerade unter den Andreassternen und der Held sank vom Pferde in die Arme seines Adjutanten. Nicht die Empörer hatten geschossen, ein feiger verabschiedeter Lieutenant Kachowsky drückte das Pistol von der Seite her ab und gleichzeitig erreichte ihn ein Bajonetstich des Fürsten Obolensky in den Rücken. Die bald darauf gehörten Flintenschüsse hat man sich nie vollständig erklären können. Der tödtlich verwundete Greis wurde in die naheliegende Kaserne gebracht, aus welcher eben das Regiment der Garde zu Pferde auszog. Die Todesangst der Kaiserinnen verließ sie, sobald sie den tausendstimmigen Hurrahruf eines ankommenden Regimentes von fern hörten: ein Beweis, daß der Kaiser noch lebte. Aber das Geschrei wechselte beständig wieder mit Flintenschüssen ab, und so verbrachten die beiden Kaiserinnen die nächsten Stunden in der tödtlichsten Aufregung. Der Kaiser befand sich jetzt auf der Stelle des langen Platzes, wo der zweite Seitenplatz zwischen Admiralität und Senat in denselben mündet und in dessen Mitte Peters Monument sich erhebt. Zu den von

ihm geführten Truppen gesellte sich jetzt die Garde zu Pferde, aber in noch größerer Menge drängte sich das Volk an ihn heran, nicht allein aus Neugierde, sondern auch, um mit wahrer Ergebenheit ihn zu schützen. Aber es versperrte für jede nächste Unternehmung den Raum und setzte sich schutzlos allen Gefahren aus. Er befahl ihm auch hier, nach Hause zu gehen, um dann morgen zu erfahren, wie das Schauspiel geendigt habe. „Man wird auf mich schießen und euch wird man treffen; geht, setzt eure Hüte auf und betet zu Gott;" und in wenig Minuten hatte sich die Menge zerstreut. Aber auch die Meuterer, welche, halbtrunken, aber hungrig und vor Frost klappernd, in wilder Unordnung dastanden und die Luft mit Wolfsgeheul erfüllten, waren durch die Garde-Marine-Equipage und Leibgrenadiere, erste Compagnie, verstärkt worden und standen durch die Isaaksbrücke in Verbindung mit Wasiliostrow, einer der größten Inseln, auf denen Petersburg liegt. Der Kaiser ließ nun die Brücke besetzen, und ritt mit dem General Benkendorf vor, um die Stellung der Feinde besser zu überschauen. Hier sausten ihm Kugeln entgegen, und es wäre Tollkühnheit gewesen, weiter vorzudringen. Aber welch Staunen ergriff den zurückkehrenden Kaiser, als er die andere Hälfte des empörten moskowschen Regimentes auf dem Platze ankommen sah und die Officiere desselben von ihm die Gnade erflehten, ihr Blut augenblicklich für ihn gegen ihre Kameraden zu verspritzen. Wer hatte dies Wunder bewirkt? Der Muth des Großfürsten Michael, der, als die reitende Artillerie beruhigt war, sich in das moskowsche Regiment, den Heerd der Empörung, begab. Um die Soldaten zu überzeugen, daß sie betrogen seien, leistete er mit ihnen zusammen unter freiem Himmel den Eid, stellte sich an die Spitze derselben und führte sie auf den Platz dem Kaiser zu. Der Großfürst selbst wollte den Versuch des Kaisers wiederholen, aber der Kaiser untersagte es auf das Entschiedenste. Mittlerweile füllten sich alle Zugänge zum Senatplatze mit den von allen Seiten herbeigeführten treuen Truppen; aber die Beschaffenheit des Platzes und der anstoßenden Straßen hemmte die

Entwickelung derselben, während die Empörer durch den größeren Raum begünstigt sich nach jeder Richtung hin bewegen konnten. Ein Cavalerieangriff war vergeblich versucht, die unbeschlagenen Pferde wurden durch das Glatteis gehindert, sicher vorzurücken, denn die Kugeln der Empörer trafen gut. Nur der Oberst Saß, mit beschlagenen Pferden der reitenden Gardepioniere, stieß durch und vereinigte sich an der Brücke mit den dort aufgestellten Truppen. Der Kaiser schickte nun nach der Artillerie, und da nach seiner Ueberzeugung ohne dieselbe Nichts unternommen werden konnte, so begab er sich jetzt zurück nach dem Winterpalaste.

Das Innere dieses Schlosses wär heute von seltsamer Beschaffenheit. Seit dem Morgen waren dort sämmtliche hoffähige Personen in großer Uniform, die Frauen in den reichsten Festtoiletten, zur Messe versammelt, aber statt eines feierlichen Hochamtes theilten sie nur die allgemeine Angst, welche die beiden Kaiserinnen quälte. Da der kirchliche Dienst nicht ohne den Kaiser gehalten werden konnte, so hatten sie jedes Fenster, jeden Winkel besetzt, von wo das Auge den verworrenen Schauplatz erreichen konnte. Jedem Eintretenden stürzte man entgegen mit der gerechten Erwartung, etwas Beruhigendes über den Gang der Dinge zu erfahren; aber keine sichere Nachricht besänftigte die immer steigende Angst und Spannung. Die Gemächer der beiden Kaiserinnen erreichte Niemand; nur Karamsin, der Historiker, der die Leiden und Freuden der Weltgeschichte kannte, hatte das Recht, der Vertraute der Thränen zu sein, welche die Mutter weinte, und Zeuge der Fassung, die die junge Kaiserin bewies. Glücklicherweise ahnten sie nicht, daß ihnen eine Gefahr noch viel näher gewesen war als dem Kaiser. Denn eine Compagnie, von den Verschworenen abgeschickt, war auf den Schloßhof gedrungen, um sich dort der ganzen kaiserlichen Familie zu bemächtigen. Man ließ sie einziehen, in der Voraussetzung, daß sie vom Kaiser dahin beordert wären. Glücklicherweise entdeckte ein Lieutenant Baron Salza diese Absicht, und der verwegene Führer dieser Compagnie verließ mit derselben augenblicklich das Schloß. Dieser Truppe begegnete der Kaiser während seiner Rückkehr

nach dem Schloſſe und frug, wem ſie geſchworen hätten? „Konſtantin", war die Antwort. „Dann gehört ihr dorthin", erwiederte der Kaiſer und zeigte ihnen ſelbſt den Weg zu den Rebellen. Der eigentliche Regimentschef dieſer Compagnie, Oberſt Stürler, eilte ihnen nach und hoffte ſie noch von den Anderen zu trennen; aber dieſelbe Hand, welche den Grafen Miloradowitſch ermordet hatte, ſchoß auch nach dieſem Oberſt mit demſelben Erfolge das Piſtol ab. Dem Kaiſer war aber die Gefahr nicht entgangen, der die Kaiſerinnen und die kaiſerlichen Kinder im Palaſte ausgeſetzt geweſen waren; man hörte ſpäterhin oft erzählen, daß es im Plane der Verſchwörer gelegen, nachdem die Familie gefangengenommen ſei, von der Feſtung aus den Palaſt in Grund und Boden zu ſchießen; denn dies Gebäude liegt mit hundert Kanonen auf den Wällen ſchräg dem Palaſte gegenüber jenſeit der Newa. Der Kaiſer ließ deshalb im Stillen Wagen bereit halten, um im Fall der höchſten Noth die Seinigen nach Zarskoe-Selò überzuſiedeln. Jetzt erſchien der Adjutant des Kaiſers, Adlerberg, in den Gemächern der hohen Frauen, und verſicherte, daß Alles gut endigen würde. Gleich nach ihm erſchien Karamſin wieder, der auf eigene Hand ſich auf den Platz gewagt hatte und daſelbſt dem Kaiſer begegnete. Auch dieſer verſicherte, daß die muthige, unerſchrockene Haltung des Kaiſers, ſowie die Ergebenheit des Volkes die beſte Bürgſchaft für einen glücklichen Ausgang ſeien. So fiel denn in das Herz der Schwergeängſtigten der erſte Hoffnungsſtrahl, obgleich der entſcheidende Augenblick noch nicht vorüber war und die Meuterer ſogar noch verſtärkt daſtanden.

Jetzt aber erſchien die verlangte Artillerie ohne Cartouchen, von welcher zuerſt einige Salven ohne ſcharfe Patronen abgefeuert wurden; die Rebellen erwiederten mit unregelmäßigem Feuer, und die Kugeln ſauſten von Neuem um den Kaiſer. Sein Pferd wurde ſcheu und gerieth mit dem Kaiſer in einen Haufen Pöbels vom widerlichſten Ausſehen, die, ihre ſchmutzigen Hüte auf dem Kopfe, kaum ihr Hohnlächeln über dies kleine Mißgeſchick zurückhalten konnten. Dem Kaiſer entging es nicht,

daß eine andere Gesinnung aus diesen frechen Gesichtern ihm entgegensprach. „Hüte ab!“ rief er donnernd, und erschreckt und von seinen Blicken durchbohrt flog die Menge wie Staub auseinander; aber viele derselben gingen in das feindliche Lager über. Als nun alle verlangten Regimenter beisammen waren und der Augenblick der Entscheidung nahte, erlaubte der Kaiser seinem Bruder Michael noch einen letzten Versuch, mit den Feinden zu sprechen. Begleitet vom Generaladjutanten Lewaschof erschien der Großfürst vor der Marine-Equipage, grüßte freundlich und vernahm den erwiederten Gruß. Die Equipage verlangte mit der ruhigsten Besonnenheit, daß Konstantin Pawlowitsch, dem sie vor vierzehn Tagen geschworen, selbst erscheinen und seine Thronentsagung erklären und bestätigen müsse. Keine andere Ueberzeugung konnte der Großfürst ihnen aufdringen; unverrichteter Sache mußte er zurückkehren. Da richtete ein Civilbeamter Küchelbecker ein Pistol in kleiner Entfernung hinterlistig und feige auf den ritterlichen Mann; drei Matrosen aus den Reihen der Empörer entrissen es ihm und retteten des Großfürsten Leben. Alle drei wurden später kaiserlich dafür belohnt. Auch jetzt war des Kaisers Geduld noch eben so wenig erschöpft als sein Muth erschüttert. Man ergriff das letzte Mittel zu einer friedlichen Lösung; die beiden Metropoliten, die seit dem Morgen mit dem ganzen Hofe den Kaiser zum Hochamt im Palaste erwarteten, wurden herbeigerufen; von ihrem Worte erwartete der Kaiser eine gleiche, vielleicht noch größere Wirkung als von Kanonen; denn das Volk ist seiner Kirche in voller Demuth ergeben. Sie erschienen beide; Serafim, der Metropolit von Petersburg, ging, das Kreuz hochhebend, dem bunten Haufen getrost entgegen. Das Volk fiel auf die Kniee und bekreuzte sich, die Soldaten desgleichen und diese setzten die Gewehre nieder. Die Reihen der Compagnien hörten ihn ruhig, ja voll Vertrauen an, aber die Rädelsführer gaben der willenlosen Truppe ein anderes Beispiel; sie spotteten des Mannes der Kirche und seiner bunten Tracht, nannten ihn einen Popen, eine unehrwürdige Bezeichnung, und ließen zuletzt unter Hohngelächter

die Trommel schlagen, die Gewehre ergreifen, um seine Reden mit feigem Morde zu beantworten. Fruchtlos, aber unerschrocken kehrte Serafim mit seinem Gefährten nach dem Palaste zurück. Da trat der General Toll zum Kaiser und sprach mit dem ihm eigenthümlichen Freimuth: „Herr! jetzt bleiben nur noch Kartätschen als letzter Versuch.“ — „Soll ich,“ erwiederte der Kaiser, „den Anfang meiner Regierung mit Blut bezeichnen?“ — „Wenn Sie das Wohl Ihres Reiches vor Augen haben,“ fiel Wasiltschikof ein, „so müssen Sie diesem Aufruhr ein Ende machen.“ Und Alles drängte dazu, die einbrechende Nacht, der freche Uebermuth der Empörer, sowie die Ungeduld der herbeigezogenen treuen Truppen, auf welche die Feinde immer ungestraft schossen.

Der Kaiser hatte aber auch daran gedacht, welchen Schreck die Artilleriesalven auf die greise Mutter und die zarte Kaiserin ausüben würden, und ließ ihnen durch einen Adjutanten melden, was erfolgen würde. Ehe dieser aber den Palast erreichte, erleuchtete ein Blitz die ganze Länge des Platzes und darauf folgender Kanonendonner warf die Kaiserin-Mutter zu Boden und erschütterte die gefaßtere junge Kaiserin so gewaltig, daß ihr später ein nervöses Zucken im Gesicht als Andenken durch das ganze Leben blieb. Sprachlos, mit gottergebener Miene, blieb Alexandra im Gebet für ihren Gemahl neben der besinnungslosen Mutter auf den Knien, Blitz und Donner wiederholten sich und schienen die letzte Lebenskraft auszulöschen; eine bange fürchterlich düstre Pause trat ein, der Gedanke eines eisernen Geschickes beugte Beide nieder; da öffnete sich die Thür und dies weckte die in dumpfem Schmerze Brütenden. „Der Kaiser kommt,“ hören sie den General Toll rufen, und diese Worte reißen Beide mit elektrischer Kraft vom Boden; Alexandra, auf Flügeln der Liebe und Begeisterung fortgetragen, eilt ihrem Gemahle entgegen, und umarmt sprachlos, aber mit der ganzen Kraft eines weiblichen Gemüthes und mit Dank für Gott im Herzen — einen Helden — einen Kaiser.

Zehntes Kapitel.

Das erste Jahr der kaiserlichen Regierung.

Alexander's Leichenzug von Taganrog nach Petersburg. — Tod der Kaiserin Elisabeth. — Die letzten Schicksale der Verschworenen. — Die Krönung in Moskau.

Das war der größte Kaisertag, den die Geschichte kennt. Mit düsterem Bangen fing er an, in heldenmüthigem Kampfe floß er dahin und mit dem Siege des Mannes, des Helden schloß er. Jetzt erst erfolgte das Hochamt, das den Kampferschöpften neue Kraft einflößte. Als der Kaiser mit seiner Gemahlin und dem Thronfolger an der Hand in die Kirche trat, kam ihm der Metropolit mit den Worten entgegen: „Gesegnet seist Du, Nikolai Pawlowitsch, der Du kommst in dem Namen des Herrn!" Nach der Feier trat nun der Kaiser sein neues Amt mit neuer Kraft an. Die Stufen zu seinem Throne hatte eine Rotte Verbrecher und in deren Gefolge Unbesonnener versperrt, mit Mannesmuth hatte er sie niedergeschlagen; er saß jetzt auf dem Thron, den er sich selbst erbaut. Das erste Geschäft war, die Stadt während der unsicheren Nacht zu schützen, das zweite, die Rädelsführer zu strafen, das dritte, treuen Muth und Beistand zu belohnen. Die Wachen um den Winterpalast wurden verstärkt, die Truppen blieben bei Wachtfeuern die ganze Nacht auf dem öden, schneebedeckten Platze und die Eingänge zu allen Hauptstraßen waren mit Kanonen besetzt; der treue Wasiltschikof überwachte

die Sicherheit der eigentlichen Stadt, der Schutz von Wasiliostrow war dem General Benkendorf anbefohlen, und Kosakenpatrouillen durchflogen die Straßen in allen Richtungen. Die Verschworenen hatten sich nur durch gemeine Verbrechen, aber keineswegs durch republikanischen Muth ausgezeichnet. Beim Beginn des Aufruhrs war der Fürst Trubetzkoi nicht auf dem Platze erschienen, sondern feig und kleinmüthig in die Canzlei des Generalstabes geeilt, in der Hoffnung, durch die Eidesleistung für Nikolai sich die Hände rein zu waschen. Aber das entsetzliche Schauspiel des Tages jagte sein böses Gewissen von einem Orte zum anderen, und zuletzt, als die von ihm Verführten und Verlassenen bluteten, begab er sich unter den Schutz des österreichischen Gesandten, des Grafen Lebzeltern, seines Schwagers. Sein Name muß aber von Rostowzow dem Kaiser genannt worden sein; denn schon am Abend waren seine Papiere, der Plan der ganzen Verschwörung, in Nikolai's Händen. Kopflos, hatte der Fliehende sie in seiner Wohnung unverschlossen zurückgelassen. In des Grafen Hause war er gegen die Polizei geschützt. Aber der österreichische Gesandte wurde auf diplomatischem Wege durch den Grafen Nesselrode, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ersucht, seinen Schwager auszuliefern. Der edle Lebzeltern theilte nicht mit England den Grundsatz, politische Verbrecher zu schützen; gegen zehn Uhr Abends stand der Fürst vor seinem Kaiser; aber nach den ersten Worten warf er sich demselben knechtisch zu Füßen, und — bat um sein Leben. Ernst erwiederte der Kaiser: „Wenn Sie den Muth haben, ein ehrloses Dasein fortzuführen, so soll es Ihnen gewährt sein." Der Fürst Odojeffsky, feiger als Trubetzkoi, war während des Kampfes zu seinem Verwandten geflohen, wurde aber von demselben selbst an die Behörden ausgeliefert. Rilejef befand sich Abends mit fast allen Genossen in seiner Wohnung, voll Verzweiflung und Reue darüber, daß so viel Blut umsonst vergossen sei, aber schon am nächsten Tage waren alle durch die Polizei in sicheren Gewahrsam gebracht.

In der folternden Spannung des Schreckenstages hatte die Kaiserin die ganze Größe der Gefahr, der sie entgangen war,

nicht so ermessen können, wie jetzt am Abend, wo sie, getrennt vom Kaiser, in dem neuen Cabinet allein dasaß und alle Erlebnisse noch einmal überschaute. „Welch ein Anfang der Regierung!“ hatten sich Beide zugerufen. Was sie vor zwanzig Jahren mit der Mutter auf der Flucht an Schrecken, Entsetzen, Angst und Furcht erlebt, das hatte heute das Geschick in wenig Stunden zusammengeladen, aber sie unter dem Schutze des Höchsten und durch den Muth des Kaisers vor dem Verderben gerettet; nur die Gefühle des Dankes wogten in ihrer Brust auf und ab und ließen alle anderen verstummen. Sie begann denselben Abend noch einen Brief an ihren Vater nach Berlin, aber noch erlaubten ihr die zitternden Glieder nicht, die Feder über die ersten Zeilen hinaus zu führen, eine an Ohnmacht grenzende Schwäche machte, daß sie bewußtlos den Kopf niedersenkte und dem Einschlafen bei der Lampe nahe war, als der ebenso ermattete Kaiser nach dem Verhöre Trubetzkoi's zu ihr eintrat und meldete, daß er einen tiefen Blick in den Abgrund der Verschwörung gethan, aber in den nächsten Tagen Herr des ganzen Netzes zu werden hoffe. „Ich wußte seit vorgestern früh,“ sprach der Kaiser, „welch ein entsetzlicher Tag uns erwartete, aber ich hoffte Dir die Nachricht ersparen zu können, vielleicht das ganze Ungewitter abzuwenden, das uns heute zwar getroffen, aber nicht niedergeworfen hat.“ Auch diese Nacht schloß der Kaiser kaum die Augen zu; denn der Zustand seiner Gemahlin erregte ihm neue Sorgen zu den tausenden, die ihn jetzt bedrohten.

Am anderen Morgen erschien der Kaiser auf dem Platze und belohnte alle Treuen seiner Umgebung und der Regimenter durch Rangerhöhung, Orden und andere Gnadenbezeigungen. Er hatte dem Grafen Miloradowitsch, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, schon am Abend voller Bedrängniß geschrieben; in der Nacht war dieser gestorben und der Kaiser erzeigte ihm die letzte Ehre, indem er seinen Sarg von der Bahre auf den Leichenwagen tragen half. Das Winterpalais war in der größten Verwirrung; die ganze kaiserliche Familie mit dem zahlreichen Gefolge daselbst schon am 13. December angelangt, bis jetzt aber nur nothdürftig

wie in einem Feldlager untergebracht. Bis jetzt hatte kein regierendes Haupt die Zimmer seines Vorgängers bewohnt; denn in des Zaren Hause sind, wie im Himmel, viele Wohnungen neben einander; jetzt sollte es außer dem Kaiser drei Kaiserinnen beherbergen, außerdem einen Thronfolger und drei Großfürstinnen, deren jüngste erst sechs Monate zählte und unter der Pflege von englischen Frauen stand.

Alle drei befanden sich einstweilen in einem Zimmer, dessen Fenster in den inneren Hof des Palastes schauten. Nur die sechs Jahr alte Großfürstin Marie sah an der ungewöhnlichen Bewegung im Schlosse, an der Angst und Besorgniß der Mutter und Großmutter, daß der abwesende Vater in Gefahr sei. Die beiden Engländerinnen ließen sie nicht aus den abgelegenen Zimmern, unterhielten sie durch Spiele und Erzählungen, aber der Kanonendonner erschreckte auch ihr Ohr, und sie falteten die Hände zum Gebet, da eine düstere Ahnung sich über ihre kindliche Stirn lagerte.

Der jungen Kaiserin erste Sorge war jetzt, eine neue Hausordnung aufzustellen und eine Häuslichkeit zu gründen, wie sie bis jetzt im Anitschkowschen Palaste nie in größerer Vollendung gesehen worden war; eine erschreckende Aufgabe, den Glanz der Majestät dem Reiche, der Stadt gegenüber geltend zu machen, und zugleich die liebende Gemahlin des so tief erschütterten Kaisers, die sorgende Mutter von vier Kindern zu sein. Da aber ihre Herzensgüte in der Stadt bekannt war, so wendeten sich jetzt viele der Verschworenen durch Verwandte und Bekannte an die junge Kaiserin und hofften durch dieselbe auf den strengen Richter Nikolai einzuwirken; denn dieser war eben nur durch seine Strenge gegen Militärversehen in der Stadt bekannt; man befürchtete, er würde mit dem Schwerte des schrecklichen Iwan richten, der aber nach seinem Tode von dem Volke gerade am meisten beweint worden war. Der Kaiser und seine Räthe bedurften Zeit, das ganze Gewebe in vollem Umfange kennen zu lernen, eine sichere Einsicht zu erlangen und genau zu unterscheiden, was wirklich Hochverrath, Staatsverrath oder nur Unbesonnenheit, kopflose Nachahmung des Auslandes war. In der

Hauptstadt schien alle Gefahr überwunden, Staunen und Bewunderung erfüllten alle Gemüther, nicht weniger auch die Dankbarkeit dafür, daß Gott einen solchen Helden zum Herrscher gegeben, und auch die Neugierde, die ungeahnte plötzliche Größe von Angesicht zu schauen. Nikolai würde in jedem Lande, in jeder Zeit bewundert worden sein, in Rußland wurde er angebetet. Als die Kaiserin in den nächsten Tagen sich erholt hatte, fuhren Beide auf einem einspännigen Schlitten in warme Mäntel gehüllt durch die Stadt. Die Stufen der Auffahrt, aus welcher sie hinaustraten, waren trotz der Decemberkälte von Tausenden umlagert; Viele, die den Kaiser sahen, fielen auf die Knie, aber Allen hob sich das Herz, und Vertrauen und Freude belebten die Augen, als sie sahen, daß der Arm, der einen Aufstand niedergeschmettert, seine zarte Gemahlin ritterlich in den Schlitten hob, der Blick, der eines Verschworenen Waffe niedersenkte, mit gnädig-lächelndem Munde grüßte, und daß die Majestät sich von keinem anderen Generale unterschied, ja daß der mächtigste Mann der Welt sich mit einem bescheidenen Schlitten begnügte, während damals jeder höhere Beamte vierspännig einherfuhr. Seit Sophia und Peter war Vieles von den altrussischen Sitten verschwunden, nur nicht die Ehrfurcht des Volkes vor dem Zaren; ja, wenn man auch die Verschworenen als diesem Gefühle abtrünnig betrachtete, so bildeten sie doch kaum den millionsten Theil des Reiches. Denn selbst die verführten und bethörten Soldaten fragten, als man ihnen von Republik sprach, wer über diese Republik herrschen und gebieten würde. Ein anderes Mal, als die Verschwörer ihre thörichten Pläne ihnen aufgedeckt hatten, fragten sie, ob der Herr seine Einwilligung dazu gegeben, und als man dies verneinen mußte, riethen sie, lieber den ganzen Plan fallen zu lassen. Der Bauer wie der Soldat sieht in dem Kaiser seinen natürlichen Schutzherrn gegen den besitzenden Adel, gegen den gewinnsüchtigen Beamten, gegen die bestechliche Polizei. Der Geist der Regierung kann streng oder milde sein, das Volk bleibt davon unberührt, denn das harte oder gnädige Scepter berührte nur immer des Zaren nächste Umgebung, die Hauptstadt

und die höhere Gesellschaft. Je größer, je mächtiger des Kaisers Wille, um so besser fühlt sich der Bauer geschützt. Das Volk begrüßte daher mit Freuden diesen Regierungsantritt voll Kraft, und erwartete Strenge gegen das Verbrechen, und nur die Schuldigen und deren Gesinnungsgenossen zitterten und suchten bei der Kaiserin Schutz gegen die drohenden Strafen.

Die Oeffentlichkeit erfuhr nur allmälig, daß Petersburg nicht der Hauptsitz der Verschwörung gewesen sei, sondern daß im Süden dieselbe eine weit größere Ausdehnung erlangt und daß Männer von größerer Thatkraft dort an der Spitze ständen. — Wir wissen, daß Pestel schon am 14. December verhaftet worden war, vielleicht der einzige Mann, der das entsetzliche Unternehmen zur Ausführung bringen konnte. In ihm war der Kopf der Gesellschaft abgeschlagen und die Glieder gingen in Verwirrung und ohnmächtiger Vertheidigung ihrem Geschick entgegen. Der General Tschernischef ließ in Tultschin mit Pestel zwölf Obersten und eine Menge anderer Officiere verhaften und ihre Papiere in Beschlag nehmen. Dies geschah im zweiten Armeecorps, das unter dem ehrwürdigen Fürsten Wittgenstein stand, und wo die Verschwörung am meisten Wurzel geschlagen hatte. Aber auch in dem ersten Armeecorps unter dem General Grafen Osten-Sacken kochte noch ein Heerd der Verschwörung; das Haupt derselben war Sergius Murawief-Apostol, aus einer weitverzweigten russischen Familie voll Erinnerungen und glorreicher Namen, vielleicht die aufgeklärteste und ehrenwertheste von allen. Sergius Murawief-Apostol, in Paris erzogen, in die classischen Studien eingeweiht, lebte mehr im Geiste des Horaz und Virgil, als mit Lomonossow und Derschawin, und fand bei seiner Rückkunft in Rußland alle Gebrechen des römischen Reiches, aber keine seiner Tugenden. Es wurde ihm und seinem jüngeren Bruder leichter, in der Gesellschaft der Verschworenen sich zurechtzufinden, als in dem semenowschen Regimente. Ein anderer glorreicher Name hatte sich den beiden Brüdern angeschlossen, Bestuschef-Rumin, von Elisabeths berühmtem Canzler abstammend. Sie erfuhren den Unstern ihrer Mitgenossen in Petersburg, fanden aber doch

noch Zeit und Gelegenheit, sich einer Haft zu entziehen. Der Oberst, der mit der Aufsicht betraut war, hatte die Sache zu leichtsinnig genommen und blieb mit seinen Gefangenen in den freundschaftlichsten Verhältnissen. Er saß des Abends mit den beiden verhafteten Brüdern beim Thee, zu welchem sich viele andere junge Officiere einfanden. Diese Ueberzahl betrachtete und behandelte jetzt den Obersten Hebel als ihren Gefangenen. Dieser fiel, ein Opfer seiner thörichten Gutmüthigkeit, und Sergius Murawief stellte sich an die Spitze des Regiments des gefallenen Obersten. Dies Regiment Tschernigof war schon lange von den Verschworenen am vollständigsten gewonnen, aber auch dem General Roth verdächtig geworden. Mit Vorsicht hatte dieser die Compagnien in verschiedenen Orten weit auseinander gelegt. Sergius brach mit den Treuen auf, die Anderen um sich zu versammeln, und langte nach einem glücklich besiegten Widerstande in Wasilkof an. Hier bemächtigte er sich des ganzen Regiments, der Casse, der Fahnen, der Pulvervorräthe, und verstärkte die Truppe durch alle Verbrecher, die er in den Gefängnissen vorfand. Bevor er von hier auszog, ließ er auf dem Markte der Stadt einen Gottesdienst halten und die Soldaten durch einen Geistlichen mit einem Verfassungskatechismus bekannt machen, den die Officiere mit lautem Jubel begrüßten, die Soldaten aber mit ihrer granitnen Gleichgültigkeit ohne Verständniß anhörten. Sie gelobten mit Bewußtsein nur dem Cesarewitsch Konstantin den Eid der Treue, da sie diesen Namen öfter gehört hatten als den Nikolai's, und küßten ein Heiligenbild; alles Andere war ihnen leerer Schall. Mit sechs Compagnien zog nun Sergius, begleitet von Bestuschef-Rumin und zweien seiner Brüder, gegen Kiew. Mitten auf dem Wege dahin sah er sich von einer überlegenen Streitmacht umzingelt. Es entspann sich ein Gefecht, und Sergius wurde doppelt verwundet; die Truppen verließen ihn, da sie in der That nicht wußten, weshalb sie ihren Brüdern gegenüberständen, und so fielen beide Murawief (der dritte blieb im Gefecht) mit Bestuschef-Rumin in die Hände des gegen sie abgeschickten Generals Geismar.

So war auch die südliche Verschwörung schon am 4. Januar 1826 glücklich entwaffnet. Viele Glieder derselben hatten Verwandte in Petersburg, wo die Verbrecher baldigst anlangten. Ihre Ankunft wurde wie ein Geheimniß behandelt und blieb der größeren Bevölkerung der Stadt unbekannt. Der persönliche Muth des Kaisers, die Strenge, die der Fürst Trubetzkoi erfahren, ließ es allen Verwandten der Theilnehmer fruchtlos erscheinen, an den Selbstherrscher eine Fürbitte zu wagen. Mit um so größerem Vertrauen wandten sie sich an die junge Kaiserin, deren Herz Allen eine Bürgschaft schien und die Allen verziehen, oder ihre Strafen gemildert hätte, wenn sie der einzige Richter gewesen wäre.

Als die neue Regierung nun alle Fäden des Verschwörungsnetzes in den Händen hielt, befahl der Kaiser der Gerechtigkeit zu Liebe zuvor einem Ausschusse, die ganze Angelegenheit bis auf die kleinsten Einzelnheiten streng zu untersuchen, die schuldigen Häupter des Mordplanes kennen zu lernen, die Mitglieder nach dem Maßstabe ihrer Theilnahme und ihrer verbrecherischen Gesinnung zu unterscheiden und dann erst sie einem Gerichtshofe zu übergeben. Die Kaiserin konnte auf den Selbstherrscher nur durch Milde einwirken, die ihm selbst keineswegs fremd war. Nikolai pflegte aber von dem Vorrechte des Landesherrn nur selten Gebrauch zu machen, seine Ansicht, die man mehrmals aus seinem eigenen Munde hörte, war: „Gnade erwarten wir Alle bei Gott, aber von mir, dem Herrscher, erwartet mein Land Gerechtigkeit und Strenge der Gesetze.“ Die letzten Tage des Decembers flogen pfeilschnell dahin mit dem Gefühle, einer großen Gefahr glücklich entgangen zu sein, aber auch mit dem Bewußtsein, plötzlich und unverhofft sich in einen ganz anderen Lebensgang geschleudert zu sehen, der bei jedem nächsten Schritte Riesenkräfte verlangte. Vielleicht acht Tage nach dem 14. December erwartete eines Morgens die Kaiserin ihren Gemahl umsonst um 10 Uhr in ihrem Cabinet. Sie glaubte ihn von Ministern und Generaladjutanten an die Arbeit gefesselt, erfuhr aber, daß er allein an seinem Tische sitze, und überraschte ihn gegen ihre Ge-

wohnheit mit einem Besuche. Der Kaiser saß, den Kopf auf die Hand gestützt, so in Gedanken vertieft, daß er den Eintritt seiner Gemahlin kaum bemerkte. Auf die Frage, was ihn beschäftige und so düster stimme, antwortete er nach einer Pause: „Wenn Gott mir nicht hilft, so unterliege ich dem Drucke der Krone schon in den ersten Tagen. Haben wir vor wenig Wochen in unserem stillen häuslichen Glücke geahnt, daß ich an dieser Stelle des Winterpalastes sitzen würde? Bin ich etwa in dem Gedanken aufgewachsen, einst das Scepter über sechszig Millionen zu führen? Wundere Dich nicht, wenn die neuen Geschäfte mir fremder als meinen Ministern sind; und das drückt mich, da ich nicht gesonnen bin, von ihnen abzuhängen, einstweilen aber doch von ihnen mich führen lassen muß, um meine Pflichten kennen zu lernen.“ In der Kaiserin Gegenwart aber lag jener weibliche Zauber, der wie ein wärmender Sonnenstrahl auf des gebeugten Mannes Gemüth belebend, ermuthigend einwirkte. Sie begriff, welches ihre ersten Pflichten in der neuen Stellung waren; sie brauchte nur zu erscheinen, um den Mann aufzuheitern. Aber nicht die Stirn des Kaisers allein war düster wie der ganze Winterpalast, die ganze Stadt bot den äußeren Anblick der Trauer und auch aus den meisten Familien war die innere Ruhe verschwunden. Die Theilnahme an des Kaisers Alexander Tode war allgemein und aufrichtig. Die Worte der Kaiserin Elisabeth: „Unser Engel ist im Himmel“ wiederholten sich in allen Häusern; denn man wußte, was man an ihm verloren hatte und fürchtete noch immer im Stillen einen neuen Ausbruch der Verschwörung. Alle Schlitten, alle Wagen, alle Kutscher und Diener waren schwarzgekleidet, die Frauen alle in Trauerflor, in vielen Häusern ein Zimmer schwarz ausgeschlagen und selbst die unverwüstliche Gleichgültigkeit des niederen Volkes war dem Ernste gewichen. Der Glanz und die Heiterkeit, die sonst den December, Januar und Februar bis zu den Fasten ausfüllen, verstummten, und in vielen Salons, wo sonst fröhliche Musik ertönt war, flossen jetzt stille Thränen um den fernen Todten. Bald sah man Alexanders Büste, mit Elisabeths Worten darunter, in

allen Häusern, und die Blicke hingen an ihr wie an einem Heiligenbilde.

Die Ueberführung der theueren Reste von Taganrog nach Petersburg, vom asowschen Meere an den finnischen Meerbusen beschäftigte in den ersten Monaten des neuen Jahres das ganze Land. Solch einen langen Trauerzug hatte die christliche Welt noch nicht gesehen, das Alterthum nur in Alexanders des Macedoniers Bestattung, da dessen Leiche von Babylon nach Alexandrien einen fast gleich langen Weg geführt werden mußte. Wer mag den Schmerz beschreiben, mit welchem die Kaiserin Elisabeth die sterbliche Hülle ihres Engels dahinführen sah! Gleich der öden Steppe, in der Taganrog am unerquicklichen asowschen Meere liegt, blieb sie ohne alles Hoffnungsgrün krank zurück. Ueber die endlose Schneefläche bewegte sich der langsam-feierliche Zug, stille Gebete stiegen neben dem Sarge auf in den Zungen der nogaischen Tartaren, der Kirgisen und Baschkiren wie der karaitischen Juden, die alle von fern herbeigeeilt waren, um den Todten zu beweinen, den sie lebend verehrt und gepriesen, aber nie gesehen hatten. Aber lauter als alle die Tausende heulte ein furchtbarer Sturmwind, der vom Meere aus sich erhob, die öden Schneeflächen durchwühlte und in Wirbeln vor dem Sarge herschritt. Die Thränen der Begleiter gefroren zu Eis. Fern von ihrer deutschen Heimath, fern von der Residenz, deren Zierde sie ein Vierteljahrhundert gewesen, blieb die unglückliche Kaiserin zurück, dem Leben und der Welt abgestorben, in der einzigen Hoffnung, mit dem Dahingeschiedenen bald wieder vereinigt zu werden. Die Stadt, in der sie lag, war kaum in Rußland, geschweige denn in Europa bekannt. Jetzt erscholl die Kunde durch die Welt, daß Alexander dort gestorben und Elisabeth sterbend dort zurückgeblieben sei. Die Leiche des christlichen Kaisers wurde von acht Pferden gezogen, die wie der Sarg und der Wagen schwarz behangen waren; den macedonischen Eroberer zogen vierundsechszig Maulthiere, und Schellen verkündeten überall die Ankunft des todten Helden, während christliches Glockengeläute die Herzen zusammenrief, dem russischen Kaiser die letzte Ehre zu erzeigen.

Fackeln erleuchteten die Dunkelheit des Weges, und kein Frost hielt das treuergebene Volk zurück, meilenweit entgegenzueilen; in Dorf- und Stadtkirchen ruhte er des Nachts umklungen von priesterlichen Gesängen, und glücklich diejenigen, die am Morgen den theuren Schatz zurück auf den Wagen heben durften. Als sich endlich der Zug dem alten Zarensitze Moskau näherte, strömte ihm die ganze Bevölkerung entgegen, die große Kaiserglocke beklagte seinen Tod mit tausend anderen und die Winde führten den Schall ihm entgegen; es war wie das Schluchzen des ganzen Landes. Das Volk lag auf den Knien und bildete eine Gasse, durch die sich der Zug bewegte; die Kronen Rußlands, Polens und der anderen Königreiche schmückten jetzt den Sarg, der in der Kathedrale des Kreml niedergesetzt wurde, wo alle Zaren vor Peter dem Großen ruhen. Drei Tage lang durfte das Volk sich nahen und das Trauergewand küssen. Von der Twerschen Pforte bis nach Petrofsky wurde der Wagen von der Landbevölkerung gezogen. Bevor er das stille Zarskoe-Selò, Alexanders geliebten Aufenthalt, erreichte, kamen der Kaiser und die Kaiserin-Mutter ihm in dem Dorfe Tosna entgegen. Der Sarg wurde geöffnet, aber das Antlitz, das vor sechs Monaten der Mutter so liebreich und der halben Welt so gnädig gelächelt hatte, blieb verhüllt. Der junge Kaiser stand vor einer kaiserlichen Leiche, und ein Vierteljahrhundert glorreicher Geschichte sprach aus der Verwesung ihm entgegen. Aber in der greisen Mutter erwachte ein halbes Jahrhundert Erinnerung an höchstes Glück, wie an tiefsten Schmerz, und der letztere machte sie erstarren.

In Zarskoe-Selò, wo die Leiche mehrere Tage ausgestellt blieb, waren die Stufen des Katafalkes von der ganzen kaiserlichen Familie umlagert und mit heißen Thränen begossen; von hier wurde jene nach Tschesme gebracht, etwa zwölf Werst von Petersburg, und dort blieb sie bis zum ersten März stehen. Dann nahm sie ein eigener neuer Paradewagen auf und führte sie bis an das moskowsche Stadtthor. Sechszig Pagen mit brennenden Fackeln eröffneten den Zug, ihnen folgte die gesammte Geistlich-

keit der Hauptstadt im Trauerornate, sowie die Sänger des Hofes und des Newsky-Klosters mit Heiligenbildern; um den Wagen herum schritten die Generaladjutanten des Verschiedenen. Als sich der Zug der Stadt näherte, ging ihm die heilige Synode entgegen mit dem General-Gouverneur; Kanonendonner und das Geläute sämmtlicher Glocken verkündeten der Stadt die Ankunft. Nun schloß sich der Kaiser in schwarzem Trauergewande mit allen Familiengliedern und ausländischen Prinzen dem Zuge zu Fuß an, die Kaiserin, die Großfürstinnen und die Kinder im Wagen, und hinterher folgten in nicht übersehbarer Reihe paarweise geordnet die Großwürdenträger und die Beamten sämmtlicher Behörden.

Wie bei der Abfahrt von Taganrog, war auch heute die Natur in stürmischer Aufregung. Erst nach zwei Stunden langte der Zug bei der Kathedrale von Kasan, im Mittelpunkte der Stadt, an. Hier empfing und geleitete der Metropolit Serafim denselben in das Innere der schwarzausgeschlagenen Kirche, wo ein von tausend Kerzen erleuchteter Katafalk ihn aufnahm. Dort blieb er acht Tage und Nächte der Bevölkerung zugänglich. Die höchsten Würdenträger standen Wache an den Stufen des Trauergerüstes, die Priester lasen Gebete Tag und Nacht und die ganze kaiserliche Familie wohnte dreimal täglich dem Gottesdienste bei. Von hier war der letzte Gang nach der Festung, in deren Kirche die kaiserliche Familie ruht. Dies Gebäude, auf der Petersburger Insel, am rechten Ufer der Newa, hat mit seinen Mauern den Umfang einer kleinen Stadt. In der Mitte steht die Petri-Paulkirche mit dem höchsten, pfeilspitzen, vergoldeten Thurme, dem Wahrzeichen der Stadt; hier ruhen die Kaiser und Kaiserinnen; in anderen Theilen aber sind Staatsverbrecher lebendig begraben. Von den Wällen der Mauern herab vertheidigen hundert Kanonen den Zugang. So liegt dies Gebäude einsam, mehr gemieden als besucht, und nur im Winter führt einen einzelnen Fußgänger der Weg hindurch auf die gefrorene Newa. In dem Schiffe dieser Festungskirche war unterdessen ein Katafalk errichtet, der an Höhe und Umfang, durch die Pracht der Kandelaber, Trophäen

und vieler Engelsgestalten den der kasanschen Kirche bei Weitem überragte. Der Eintritt in die Kirche und zum Hochamte war aber jetzt nur den ersten Rangclassen gestattet, also meist Personen, die zum Hochseligen in näherer Beziehung gestanden hatten. In der kasanschen Kathedrale wurde der Landesherr von sechszig Millionen, in der Festung das Haupt der kaiserlichen Familie betrauert. Während des Hochamtes zerschmolzen alle Herzen; als aber der Sarg nach der Gruft getragen wurde, da stürzten die beiden Kaiserinnen zu Boden, und die alten Grenadiere von Austerlitz, Borodino und Leipzig wurden von Schmerz übermannt und wankten. Wie versteinert stand des Kaisers Leibkutscher Ilia, der seinen Herrn in Leben und Tod bis hieher geführt, da, und seine Thränen flossen mit denen so vieler erlauchten Häupter in die Gruft hinab. Auch des Kaisers Roß hatte den Sarg bis zur Festung geleitet und wurde von da in den einsamen Garten von Zarskoe-Selò zurückgeführt, um wie Ilia keinem anderen Herrn mehr Dienste zu leisten. Die Beendigung der Trauerceremonien wurde der Stadt durch dreihundert Kanonenschüsse und das Lauffeuer aller Regimenter verkündigt. Viele Häuser blieben aber schwarz behangen, und die erste amtliche Trauer dauerte noch vierzig strenge Tage, weil auch der Herr nach seiner Auferstehung noch so viel Tage auf Erden zugebracht hatte. Am neunten, zwanzigsten und vierzigsten Tage, vom Begräbniß an gerechnet, wurden von der Familie des Todten noch besondere Gedächtnißgebete am Grabe gehalten.

Welche Kraft, wie viel Muth und Ausdauer heischten diese Wintermonate von dem jungen Kaiserpaare! In den höchsten Schichten der menschlichen Gesellschaft ist ein Tag oft reicher an Erlebnissen als ganze Jahre in den mittleren und geringsten. Wenn die gütige Vorsehung dem Manne Kraft und Muth, zu kämpfen, gegeben hat, so lieh sie dem Weibe Geduld und Ausdauer. In Rußland fordert die Trauer wie jegliche Festlichkeit von den Monarchen ein gleiches Maß von Kräften, einen gleichen Aufwand von Zeit, und die schwächere Natur des Weibes erliegt ebensoleicht der Last des Glanzes wie dem Drucke des Kummers.

Als nach den vierzig Tagen die Blicke Aller sich nach Moskau wandten, wo die Krönung mit ihrem feierlichen Glanze die letzten Trauergewänder verdrängen und des Kaisers Großmuth und Gnade viele Wunden heilen, manche vereitelte Hoffnung beleben sollte, da traf die Nachricht von Elisabeths Tode ein. Im Mai hatte sie Taganrog verlassen und reiste nach dem Norden auf derselben öden Straße, die zuvor der todte Kaiser belebt hatte; sie wünschte die Mutter ihres Engels noch zu umarmen, und die hohe Greisin kam ihren Wünschen entgegen, traf aber nur die vor zwei Stunden schon Verschiedene. Sie hatte ein kleines Landstädtchen Below erreicht, aber schon so schwach, daß sie nur das Bedürfniß der Ruhe fühlte und nur noch den stillen Wunsch hegte, am anderen Morgen die Kaiserin-Mutter noch zu sehen; aber auch dieser letzte bescheidene Wunsch blieb ihr versagt, denn die Morgensonne fand sie verblichen. Das todte Antlitz schien ein seliger Traum zu verklären und ihre Hofdamen bemerkten lange nicht, daß schon vor Stunden ein Engel den letzten Kuß auf ihre kalten Lippen gedrückt hatte. Still und geräuschlos wie ihr ganzes Leben war der letzte Kampf vorübergegangen. Ihr Name ging über auf die zweite Tochter der Großfürstin Helene, die wenige Tage später in Moskau geboren wurde. Aber auch diese liebliche Erscheinung war nicht vom Glücke begünstigt; das Geschick vergönnte ihr nicht einmal bis zum zwanzigsten Jahre zu leben. Wir werden ihrer noch gedenken.

Die ganze Zeit der Trauer, wie wir sie eben beschrieben haben, wiederholte sich bei Elisabeths Tode, derselbe Zug, dieselben Ceremonien, dieselbe Bestattung. Die Kräfte der jungen Kaiserin waren seit dem Schreck des vierzehnten Decembers so erschöpft, daß sie während der letzten Trauerceremonien bei Elisabeths Bestattung mehrmals selbst in Ohnmacht sank und hinweggetragen werden mußte; und doch verlangte die bevorstehende Krönung mindestens ebensoviel Kräfte, wie alles Vorangegangene. Die Kaiserin Elisabeth war durch die rastlose Thätigkeit der Kaiserin-Mutter, durch deren Selbstständigkeit und das Ansehen, welches dem Alter gebührt, immer in Schatten versetzt geblieben; das

Volk hörte nur von ihr, sah sie aber selten; die ganze Regierungszeit Alexanders hindurch erschien bei öffentlichen Gelegenheiten an ihrer Stelle Maria Feodorowna; ihre Bestattung fand daher von Seiten der niederen Bevölkerung nicht den Antheil, der ihr gebührte; schwerlich wurde auch die Hoheit ihrer Seele vom Pöbel begriffen; aber die edlen Seelen, die durch Bildung und Umgang ihr näher standen, nannten ihren Namen nie anders als wie den einer Heiligen. Es ist schwer zu begreifen, warum die Kaiserin Katharina ihren ältesten Enkel Alexander, als er kaum sechszehn Jahre zählte, an die vierzehnjährige Elisabeth verheirathete; um so leichter aber versteht man, daß eine so frühzeitige Ehe in keiner Hinsicht die segensreichen Folgen haben konnte, die man bei dieser Verbindung erwartet hatte. Die Unreife beider Naturen gab Anlaß zu Mißverständnissen, die selbst die spätere Zeit nicht ausgleichen und die vielfache Abwesenheit des Kaisers nur unterhalten konnte. Die letzte Reise brachte jedoch endlich zwei Seelen einander näher, die zu den edelsten des Jahrhunderts gehörten und doch ihren seltenen Werth erst spät zur gegenseitigen Anerkennung brachten.

Aber selbst der Monat Juli, in dem sie beerdigt wurde, und die heilige Stätte, wo Beide jetzt ruhten, sollte noch ein Schauspiel erleben, das seit Elisabeth Petrowna, der selbstherrschenden Kaiserin, aus der Hauptstadt, ja aus der Landesgeschichte verbannt zu sein schien. Der hohe Gerichtshof hatte das Urtheil über die Verbrecher des vierzehnten Decembers ausgesprochen und es der kaiserlichen Majestät zur Bestätigung vorgelegt. Das hohe Gericht, sowie die heilige Synode fanden das Verbrechen von so entsetzlicher Natur, daß beide dem jungen Kaiser gleicherweise ein mildes Verfahren abriethen, vielmehr das strengste anempfahlen. Nikolai's Herz hatte sich am Tage der Empörung lange gesträubt, zu den letzten Mitteln zu greifen; allein dort gebot die eigene Lebensgefahr, und die Wohlfahrt des Reiches brachte ihn zum Entschlusse. Jetzt waren sieben Monate verflossen und das Volk gewöhnt, einen Kaiser zu sehen, der außer seiner Heldenkraft nur Wohlwollen gezeigt hatte, dem die eigene Gemahlin zur Milde

rieth, die der Gerichtshof verbot. Aber die Gnade eines so selbstständigen Monarchen ist durch kein Gesetz beschränkt. Sträubte sich doch des römischen Nero Hand, als er das erste Bluturtheil unterschreiben sollte. Hunderteinundzwanzig Häupter waren angeklagt, verhört und Allen der Tod zugesprochen worden. Der Kaiser aber fand, daß nicht Alle auf gleicher Stufe der Schuld ständen, und nicht allein seine Milde, auch seine Gerechtigkeitsliebe mußten solch einem Richterspruch Zustimmung versagen. Der Gerichtshof, von der Gesinnung des Kaisers unterrichtet, verhängte die Todesstrafe jetzt nur über einunddreißig Mitglieder, dagegen über Andere nur politischen Tod, Verbannung, Zwangsarbeit und correctionelle Strafen. Allein auch dieser Ausspruch wurde vom Kaiser noch mildernd abgeändert. Die Zahl der einunddreißig zum Tode Verurtheilten wurde auf fünf herabgesetzt, an diesen aber die Strafe zur baldigen Ausführung gebracht. Diese fünf Unglücklichen waren: Paul Pestel, Konrad Rilejef, Sergius Murawief-Apostol, Michael Bestuschef-Rumin und Peter Kachowsky; sie wurden, obgleich Militärpersonen, doch zum Galgen verdammt. Nach der Verkündigung des Urtheils wurde ihnen ein Tag Zeit geschenkt, sich zum Tode vorzubereiten und auf dem letzten Lebensgange noch die Tröstungen der Religion zu genießen. Rilejef nahm schriftlich Abschied von seiner jungen schönen Gemahlin; er zeigte sich am weichsten und reuigsten, Paul Pestel aber unerschütterlich und seinen Ansichten treu ergeben. Der Kaiser Nikolai begriff, daß eine Urtheilsvollstreckung von so trauriger Natur nicht zu einem Volksschauspiele herabsinken dürfe, wie es leider noch vor einem halben Jahrhundert in unseren kleinen deutschen Staaten Sitte war, wo die Neugier sich wochenlang voraus freute, das Mitleid der Frauen in Thränen zerfloß und durch Theilnahme an dem Unglücke die Nachahmung unwillkürlich geweckt wurde, oder gar die niedrigste Schadenfreude sich zeigen durfte. Man hatte zur Hinrichtung eine Stunde gewählt, in welcher Schlaf fast alle Menschen ans Lager fesselt, und der Ort, auf einem Walle der Festung, also jenseit der Newa, war ebenfalls nicht leicht zugänglich. Am 25. Juli 1826 Morgens

um zwei Uhr, bei nordischem Zwielichte, hörten die Unglücklichen ihr nahes Ende durch gedämpfte Trommelwirbel und klagende Töne der Trompeten angekündigt. Unter so düsterem Schalle nahten sich die Compagnien der Regimenter aus allen Stadttheilen, um ihren verirrten Kameraden schweigend mit militärischem Gehorsam Lebewohl zu wünschen, aber auch um Zeuge eines warnenden Schauspiels zu sein, das unter den letzten Regierungen nicht vorgekommen war. Das entsetzliche Galgengerüst war in Eile aufgebaut worden, vielleicht nicht mit der nöthigen Kenntniß, jedenfalls ohne alle Weitläufigkeit, die einst mit seinem Bau in Deutschland verbunden war. Zuerst erschienen diejenigen, die nur die Todesangst überstehen sollten, hierauf aber begnadigt wurden. Man übergab ihre Uniformen und jeden Schmuck, den sie getragen hatten, einem Scheiterhaufen in der Nähe, kleidete sie in graue Kittel und führte sie am Galgen vorüber in die Festung zurück. Dann folgten die fünf Hauptverbrecher in grauen Kitteln und verhüllten Gesichtern, nur der Henker wußte sie zu unterscheiden und bestimmte Pestel den Platz an der äußersten Rechten, Kachowsky den zur äußersten Linken. Schon hatten alle Fünf die Todesschlingen um den Hals; der Henker erwartete nur das Ende eines Gebetes, um vom Gerüst herabzusteigen. Da wurde das Schauspiel noch entsetzlicher, als man gedacht. Als der Henker herabstieg, brach das Gerüst zusammen und nur Pestel und Kachowsky waren entseelt, die Anderen während des Sturzes den Schlingen entglitten und rollten lebendig von dem Walle herab. Einer derselben verlangte jetzt vom General Benkendorf das Leben, das der Himmel sichtlich selbst geschützt habe, ein anderer, Rilejef, rief: „Auch nicht einmal der Tod will mir glücken.“ Niemand wagte einen Aufschub auf seine Verantwortlichkeit zu gönnen; denn der Kaiser war fern von der Stadt in Zarskoe-Selo. Bestuschef-Rumin war durch den Fall verwundet und mußte seinem Ende entgegengetragen werden. Nach wenig Minuten stand das Gerüst wieder da und die drei Letzten waren den todten Brüdern zugesellt. Die Fürsten Trubetzkoi, Obolensky, Schtschepin-Rostowsky, sowie der Capitain Jakubowitsch gingen

mit Verlust ihres Standes und aller Würden auf immer nach Sibirien; die Fürstin Trubetzkoi bat sich die Gnade aus, ihrem Gemahl folgen zu dürfen. In mildere und kürzere Verbannung gingen Mathäus Murawief-Apostol, Küchelbecker, Alexander Bestuschef, Nikolai Murawief, Jakuschkin, sowie der Fürst Sergius Wolkonsky, dessen Gemahlin ihre Eltern verließ, um die Leiden ihres Gatten zu theilen; auch die Frauen der beiden Murawief opferten ihr gemächliches Dasein in der Residenz dem Unglücke ihrer Männer. Jede Spur des Verbrechens mußte verwischt werden; die Kirche fand es nöthig, daß nach der gerechten Bestrafung der Schuldigen, nach der glücklichen Errettung des Reiches und der kaiserlichen Familie öffentliche Dankgebete zum Himmel stiegen, und zwar an demselben Orte der Stadt, wo am vierzehnten December der Aufruhr seine Fahne aufgepflanzt hatte. Am nächsten Morgen sah man auf einer Erhöhung einen Altar zwischen der Isaakskirche und dem Monumente Peters des Großen errichtet, umgeben von allen Garderegimentern der Hauptstadt; das Volk stürmte aus allen Straßen herbei; der Kaiser und der Metropolit erschienen zu Fuß; die Kaiserin mit ihrem Bruder, dem Prinzen Karl, in goldenem Staatswagen, und ein feierlicher Gottesdienst begann. In weithin schallendem Gesange dankte man für die Erhaltung der kaiserlichen Familie, flehte um langes glückliches Leben für dieselbe und bat für die Seelenruhe Derer, die ihr Blut am vierzehnten für den Thron vergossen hatten. Nach dem Hochamte besprengten die Priester die Truppen und den Platz mit geweihtem Wasser, und so war das Verbrechen verwischt und die Sühne vollendet.

Mit diesem Tage endigte auch eine Episode der russischen Geschichte, die nur sieben Monate zählte, aber einen Reichthum der Begebenheiten von vielen Jahren in sich schloß. Es schien plötzlich ein Stück Geschichte der römischen Imperatoren aufgetaucht zu sein. Das Land beweint einen Herrscher, der seine siegreichen Waffen mit den schönsten Palmen geschmückt hatte und von seinen Feinden bewundert wurde; das Volk erfährt bei seinem Tode, daß Jahre lang gegen denselben der Dolch gezückt

war, der nun gegen den neuen Herrscher gewandt wird. Das war indeß nicht neu, ebensowenig wie die verwirrte Frage über die Nachfolge. Auch der gütige Trajan, der fern von seiner Hauptstadt starb, hatte die Nachfolge unerörtert gelassen; aber unerhört war der edle Wettkampf zweier Brüder, die Krone von sich abzulehnen in einem Lande, dessen Geschichte zwei Jahrhunderte lang nur mit Bruderkriegen erfüllt war. Das Verbrechen schleicht durch die Menschheit von Kain an bis auf Pestel und Kachowsky, unerhört aber war jener moralische und ritterliche Muth, womit Nikolai Pawlowitsch dem Aufruhr entgegentrat, und, als des Vaterlandes Wohl und des Bruders Stimme ihn dazu berief, wie ein Atlas die drückende Last eines Weltreiches auf seine Schultern nahm und endlose Sorgen der Regierung gegen sein stilles häusliches Glück vertauschte; neu und unerhört auch die Schnelle, womit ein junger Fürst aus dem Hafen des Privatlebens sich in die Stürme der Weltgeschichte verschlagen sah, und doch ihren tobenden Wellen zu gebieten wußte. Mit Ruhe und Zuversicht konnten sich jetzt die Augen des Herrschers und des Volkes nach einem anderen Schauspiele, auf die Krönung, hinwenden, welche die alte Zarenstadt als eines ihrer schönsten Vorrechte vor der jüngeren Schwester ansah.

Die Russen nahen sich dieser heiligen Stadt nur mit der Ehrfurcht eines Kindes gegen seine Mutter, und der Kreml, der sich in der Mitte dieser bunten Welt erhebt, ist das Herz seines geschichtlichen Daseins. Hier leben des Volkes schönste Erinnerungen, hier ruhen seine Zaren, seine Patriarchen, die Großfürstinnen und viele seiner Helden und Heiligen. Der Kreml erzählt ebenso von den Barbareien eines Tochtamisch, wie von den Kirchenschändereien eines Napoleon. Hier wurden die Waffen von der Kirche gesegnet, mit denen Dmitri Donskoi gegen die Tataren und Peter der Große gegen die Schweden zog. Hier sind die Heiligenbilder der einzelnen Provinzen, und ihre Bewohner wurden kirchlich und monarchisch an dies Capitol gebunden. Hier ist auch das wunderthätige Bild der Jungfrau, das die Sage dem Apostel Lukas zuschreibt. Die Kirchen zählen unter den Reliquien

einen Nagel aus dem wahren Kreuze. Von hier aus überschaut der goldene Thurm, Iwan Weliki genannt, die ganze Stadt, und seine große Kirchenglocke verkündigt ebenso den Tod, wie die Krönung der Selbstherrscher. Hier wohnten einst die Zaren einfach in dem Terema, umgeben von der ganzen kirchlichen Pracht des Reiches, desgleichen die Patriarchen, die mit den Zaren zusammen die Zügel des ganzen Volkes in den Händen hielten. Man befindet sich hier in einem geschichtlichen Heiligthum, das in solchem Umfange, auf einem Punkte vereinigt, kein westeuropäisches Volk aufzuweisen hat, sondern, selber asiatischen Ursprunges, nur in dem Serail zu Konstantinopel einen Nebenbuhler findet. Ein Blick vom Kreml auf die Stadt zeigt, wie das kirchliche Leben Rußlands alle anderen Verhältnisse überragt; die Menge der Kirchen stellt die Paläste, die vielen Anstalten und die Privatwohnungen in Schatten. Die meisten derselben haben sich trotz der grausamen Schicksalsschläge, welche die Stadt in allen Jahrhunderten durch Feuersbrünste erlitt, erhalten. So ließ Tochtamisch Moskau 1382 in Asche und mit 24,000 unbeerdigten Leichen zurück. Vor Tamerlan schützte die Stadt das heilige Marienbild; aber im sechszehnten Jahrhundert wurde sie dreimal in Asche gelegt, und im Jahre 1612 ließen sie die zurückeilenden Polen gerade so in Schutt und Trümmern zurück, wie 1812 die Franzosen. Der Kreml ist in allen diesen Unglücksfällen wenig oder gar nicht berührt worden. Das Kloster Tschudow diente den Franzosen zum Generalstabe, die größte und heiligste der Kathedralen als Schlachthaus und die Heiligenbilder als Küchentische; das Thor St. Nikolai nebst einem Theil der Mauer des Kreml wurden beim Abzuge der Franzosen in die Luft gesprengt; sonst blieb das Meiste unberührt, oder wurde schnell von gallischem Schmutze wieder gereinigt. Auch das sogenannte heilige Thor, durch welches man nur entblößten Hauptes schreiten darf, blieb unversehrt.

Unter vielen Kirchen des Kreml sind drei Kathedralen besonders für die höchsten und letzten Feierlichkeiten der Kaiser bestimmt. In der Kirche zur Verkündigung Mariä wurden sie

einst verlobt und getraut, in der Himmelfahrtskirche sonst und jetzt gekrönt, und in der des Erzengels Michael ruhen die Zaren bis auf Peter den Großen, der zuerst von allen in der Petersburger Festungskirche eingesenkt wurde.

So wurden denn auch jetzt in der Mariä-Himmelfahrtskirche die großartigsten Vorbereitungen zur Krönung getroffen. Die Stadt war seit dem Brande 1812 schnell und prächtiger wieder aufgebaut worden; die 14,000 hölzernen Häuser, welche damals die Flammen verzehrten, wurden durch viele neue Privatpaläste ersetzt; das Innere der Stadt gewann mehr europäisches Ansehen, der äußere Anblick jedoch blieb durch die zahllosen Kirchen ganz derselbe. Die höheren Kreise der Gesellschaft waren alle durch die Petersburger Schule gegangen, im Volke aber lebte die alte Ehrfurcht vor der kaiserlichen Familie; der Gedanke, den noch fernen neuen Kaiser nun bald in der Nähe zu sehen, belebte alle sonst gleichgültigen Gesichter. Wochenlang vorher erschienen Abgeordnete und Neugierige aus allen Provinzen des Reiches, den europäischen wie den asiatischen, und durch die sonst einsamen Straßen der Stadt sah man seltsame Physiognomien in seltsamen Trachten schreiten. Da wandelten die Landsleute der kolchischen Medea, die Georgier, Mingrelier, Grusinier, Bekenner des Islam und des Kreuzes mit den Söhnen der endlosen Steppe in den buntesten Trachten; die Einen trugen ihre Waffen und Diamanten, die Anderen ihre Kaftans und Pelzmützen, und noch Andere ihre Turbane dem neugierigen Volke zur Schau. Manche führten den stolzen Namen Sultan oder Chan und schwangen innerhalb ihrer Grenzen die Geißel Tamerlans, dessen späte Vettern sie sich nennen konnten, erkannten aber doch die noch größere Macht Rußlands an. Der russische Adel durfte in Nichts nachstehen und viele der heutigen Bojaren erschienen mit königlichem Gefolge. Das neunzehnte Jahrhundert sah in Moskau Familien, die mit den Zaren des sechszehnten Jahrhunderts an Pracht und Reichthum, ja an Freigebigkeit wetteifern konnten. Zu diesen seltsamen Erscheinungen gesellten sich die Vertreter der europäischen Mächte, und wenn die Augen des Volkes sich an den fremden Trachten er-

götzten, so war das Interesse der Gebildeten auf den ruhmvollen Namen vieler der Letzteren gerichtet. Aber Alles, was Europa und Asien an die Moskwa geschickt, verschwand vor dem Jubel, den die Ankunft der kaiserlichen Familie verbreitete, und diese erschien denn auch in allen ihren Mitgliedern, von der Kaiserin-Mutter bis zum jungen neunjährigen Thronfolger.

Der Kaiser und die Kaiserin stiegen zuerst in dem Landschlosse Petrofsky, drei Werst von Moskau, ab. Von hier bis zum Kreml bildeten 50,000 Mann Soldaten, meist Gardisten, eine Straße, und durch dieselbe bewegte sich langsam-feierlich der kaiserliche Einzug. Der Kaiser zu Pferde, begleitet von seinem Bruder Michael und dem Prinzen Karl von Preußen, eröffnete das glänzende Schauspiel; dicht hinter denselben folgte achtspännig der goldene Staatswagen mit der Kaiserin und dem Thronfolger. Mehrere Tausend Glocken, darunter der Iwan Weliki, suchten die hunderttausend Hurrahs der Soldaten und des glückseligen Volkes zu übertönen, aber selbst der Donner der Kanonen wurde in den Straßen, durch welche der Zug sich bewegte, nicht gehört bei dem stürmischen Gruße des Volkes. Nicht das alte Rom, noch weniger das übrige Europa hatten solch eine majestätische Gestalt eines Monarchen, solche weibliche Anmuth und Würde, wie die der Kaiserin, gesehen; solch ein Anblick fesselt, und nöthigt dem Volke Ehrfurcht und Staunen ab. Entblößten Hauptes ritt der Kaiser durch das heilige Erlöser-Thor in den Kreml hinein und nach alter Sitte geradenwegs zur Mariä-Himmelfahrtskirche. Hier trat beiden Majestäten die Priesterschaft der Metropole entgegen und reichte ihnen das heilige Kreuz zum Küssen. Sie traten hierauf in die Kirche ein, verneigten sich vor den Heiligenbildern und beteten in tiefer, aber kurzer Andacht um des Himmels Schutz und Segen. Als sie zurückgekommen, brachte die Kaufmannschaft zur Bewillkommnung Salz und Brot auf goldenen Schüsseln, und hierauf verschwanden Alle dem Blicke des nachdrängenden Volkes; einige hundert Schritte von der Himmelfahrtskirche zogen sie sich in das kleine Schloß Tschudof zurück, das eben nur Raum hatte, eine glückliche Familie, alles

kaiserlichen Glanzes entblößt, aufzunehmen. Sie waren von einer großen Schaubühne wieder daheim angelangt und verstanden das Glück zu genießen, das durch Pracht erdrückt wird.

Den anderen Morgen erschien zur freudigen Ueberraschung der Familie, wie der Stadt, der Großfürst Konstantin Pawlowitsch aus Warschau. In polnischer Uniform als erster Unterthan mit einem Berichte in der Hand tritt er dem erstaunten Kaiser entgegen, der ihn aber als Bruder empfängt, ihn an sein Herz drückt und Thränen der Freude mit den seinigen vergießt. Konstantin bewies, daß seine Entsagung eine freiwillige, die Anerkennung seines Bruders eine herzliche sei, und wo er sich in Moskau zeigte, brachte das Volk seiner Großmuth den Zoll der Bewunderung dar. Solche Züge waren in der Familie Romanow nicht fremd; hatte doch einst Iwan bereitwillig zu seines jüngeren Bruders Peter Gunsten entsagt und nur eingewilligt, den Thron zu theilen, nachdem die Schwester Sophia ihn dazu gedrängt. Jetzt zeigten sich alle drei Brüder öffentlich und die Stadt begriff, was das zu bedeuten hatte.

Der große Krönungstag wurde am Vorabend durch eine Messe eingeleitet, welche die gesammte kaiserliche Familie in der Zarenkirche hinter dem goldenen Gitter anhörte, vor welcher das andächtige Volk entblößten Hauptes stehen blieb. Der Kreml konnte trotz seines großen Umfanges doch nur einen kleinen Theil der schauluſtigen Stadt aufnehmen; für etwa fünftausend geladene Zuschauer waren amphitheatralische Erhöhungen errichtet, zwischen welchen sich der feierliche Zug von dem Palaste Tschudof nach der Mariä-Himmelfahrtskirche bewegte. Der Weg von diesem Schlosse zur Kirche zählt nur einige hundert Schritt. Mit dem Beginn des Tages riefen alle Glocken das Volk aus den entferntesten Stadttheilen zusammen; aber es mußte außerhalb der Mauern verweilen, oder durfte nur von einem benachbarten Dache herab von fern zusehen. Die zur Ceremonie geladenen Großwürdenträger, die Abgeordneten der Provinzen, das diplomatische Corps füllten das Innere des Tempels schon seit der Frühe des Morgens. Um zehn Uhr erschien der erste Zug. Es war die greise Kaiserin-

Mutter, die diesen Weg bereits das dritte Mal zurücklegte; vor dreißig Jahren, um mit ihrem Gemahl selbst gekrönt zu werden, vor fünfundzwanzig Jahren, um der Krönung ihres ältesten Sohnes, und jetzt, um derjenigen ihres dritten Sohnes beizuwohnen; unter einem Thronhimmel, im Purpurmantel, die Krone auf dem Haupte, schritt die siebenundsechszigjährige Kaiserin mit aller Majestät ihrer Kraft, ihres Ansehens dahin, und die Ehrfurcht, die sie einflößte, warf viele am Wege Stehende auf die Knie. Mit ihr befand sich die Großfürstin Helene, der Prinz Karl von Preußen, der den jungen Thronfolger an der Hand führte. Nach einer Stunde erfolgte der Hauptzug. Die beiden Kronen, das Scepter, der Reichsapfel, der kaiserliche Mantel wurden vorausgetragen. Der Kaiser ging entblößten Hauptes vor einem Thronhimmel her, den sechszehn Generaladjutanten trugen. Um ihn befanden sich seine beiden Brüder, mehrere Generale, von denen der Graf Orlof das entblößte Reichsschwert trug. Unter dem Baldachin schritt die Kaiserin ohne anderen Schmuck als den ihrer Schönheit in einem silbernen Gacekleide daher. Dann folgten der Reichsrath, etwa dreißig Mitglieder, der Senat, die Bürgerältesten der verschiedenen Städte und Gilden, der Ataman der Kosaken und eine Menge Officiere. Die Priesterschaft, an ihrer Spitze der ehrwürdige Serafim in einem von Edelsteinen funkelnden Gewande, kam dem Herrscherpaare entgegen, reichte das lebenbringende Kreuz zum Kusse und besprengte sie mit geweihtem Wasser; auch der Boden, auf dem sie bis zum Ikonostas gingen, wurde besprengt. An den Stufen, die zum Throne hinanführen, angelangt, verneigten sie sich dreimal und schritten hinauf unter den Baldachin, wo zwei Throne ihrer harrten. Auf dem ersten, für den Kaiser bestimmt, war auch einst der erste Romanow gekrönt worden; der zweite, für die Kaiserin bestimmt, an Boris Godunow von Schach Abbas geschickt, schimmerte von 1500 Rubinen und unzähligen Türkisen. Alle Kostbarkeiten, die der Kreml birgt und nur bei festlichen Gelegenheiten enthüllt, waren bei Annäherung der Franzosen nach Nischnei-Nowgorod in Gewahrsam gebracht worden. Die kirchliche

Feier begann mit dem Absingen der Psalmen, es folgten die Segenssprüche der hohen Geistlichkeit über den Herrscher und dann das Verlesen der Evangelien. Hierauf überreichten drei Erzpriester im Namen der Dreieinigkeit dem Kaiser die Reichsinsignien. Dieser legte den Purpurmantel um, neigte sein Haupt vor dem Metropoliten, der es mit dem Kreuze berührte, seine Hand auflegte und vom Chore unterstützt ein Gebet für des Kaisers Heil sprach. Hierauf empfing der Kaiser aus priesterlichen Händen die Krone, setzte sie auf sein Haupt, und während dieselbe gesegnet wurde, reichte man ihm das Scepter und den Reichsapfel; er setzte sich dann, so von den Attributen der allerhöchsten Gewalt geschmückt, auf den Thron von Neuem nieder. Jetzt erhob sich die Kaiserin und neigte sich vor dem Gekrönten, worauf dieser von seinem Haupte die Krone nahm, die Stirn der Kaiserin damit berührte und dann eine andere, eigens für sie bestimmte auf ihr Haupt setzte; zugleich wurde ihr das blaue Andreasband und der Purpurmantel umgethan.

Nachdem das kaiserliche Paar gekrönt und geschmückt sich auf dem Throne wieder niedergelassen hatte, verkündete ein Priester den vollständigen kaiserlichen Titel und die Chöre sangen Domine fac salvum Imperatorem, das mit der veränderten Anrede auch für die Kaiserin wiederholt wurde. So war die Krönung beendigt und die große Glocke Iwan Weliki zeigte es mit einem ernstfeierlichen Schlage der Stadt an; die Tausende von Glocken der anderen Kirchen begannen zu läuten, hundertundein Kanonenschüsse fielen ein und die Hunderttausende, die den Kreml umlagerten, schrieen wie aus Einer Kehle Hurrah.

Während dieses allgemeinen Freudenrausches von außen ging die Kaiserin-Mutter ihrem gekrönten Sohne entgegen, der sie in seine Arme faßte und an sein klopfendes Herz drückte. So wie jetzt Mutter und Sohn, so hatte sich einst der erste Romanow mit der Krone auf dem Haupte vor seinem Vater, dem Metropoliten, geneigt, und jener erkannte in seinem Sohne seinen Herrn und Zaren an. Dann beugte sich der älteste Bruder Konstantin vor dem jüngeren, der ihn unter Thränen an sein Herz preßte. Wäh-

rend die Brüder sich noch umarmt hielten, stand die greise Mutter noch einmal auf, um die Eintracht ihrer Söhne zu segnen, und die Tausende vom kaspischen Meere bis zum Tajo schauten staunend und gerührt dies einzige Beispiel, das sie in keinem Lande gesehen, in keiner Geschichte gelesen, das sie zwang, solcher Eintracht ihren Segen zu geben. Dann folgten die übrigen Glieder der kaiserlichen Familie, die fremden Fürsten, und die gesammte Geistlichkeit verneigte sich dreimal. Der Kaiser war gekrönt; nun folgte die Salbung. Das ist wohl der wesentlichste Unterschied zwischen der russischen und den anderen europäischen Krönungen, daß dort die Krönung der Salbung vorangeht, während in Deutschland, Frankreich und England die Monarchen zuerst gesalbt und dann gekrönt werden. Nachdem der Kaiser Scepter und Reichsapfel bei Seite gelegt, empfängt er aus priesterlichen Händen ein Meßbuch und bittet knieend Gott um Beistand für alle seine Unternehmungen. Dann nahm der Kaiser die Krone von seinem Haupte und küßte mit der Kaiserin zusammen das dargereichte heilige Buch. Von den Stufen des Thrones bis zu den Thüren des Allerheiligsten wurde jetzt ein kostbarer Teppich ausgebreitet, und der Kaiser und die Kaiserin stiegen die Stufen herab und stellten sich vor die geöffneten Thüren. Der Metropolit von Nowgorod tauchte einen goldenen Zweig in das Gefäß, das den Chrisam enthielt, und salbte damit des Kaisers Stirn, die Augenlider, die Nasenlöcher, die Ohren, Lippen, und die äußeren und inneren Handflächen, und sprach: „Das ist der Abdruck der Gabe des heiligen Geistes."

Hierauf wurde der Monarch von Erzpriestern durch die Thüren in das Allerheiligste geführt; während zwei Metropoliten ihm den Purpurmantel hielten, verneigte er sich dreimal vor dem Altare, empfing das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, und kehrte dann auf seinen Thron zurück. Die Kaiserin erhielt die Salbung außerhalb der Thüren, jedoch nur auf die Stirn, dann das Abendmahl, und sie begab sich ebenfalls zurück auf ihren Thron. Während des jetzt folgenden Gesanges: „Viele Jahre glücklich Leben" gingen die ganze Priesterschaft, die Großwürdenträger des Reiches an dem Kaiserpaare vorüber und brachten ihre Huldigungen durch Ver-

beugungen dar. Als Kaiser und Kaiserin das heilige Kreuz noch einmal geküßt hatten, bewegte sich der Zug in derselben Ordnung aus der Kathedrale in die beiden anderen, die des Erzengels, wo das Kaiserpaar sich vor den Gräbern der Vorfahren und den heiligen Reliquien verneigte, und von da durch die Kathedrale der Verkündigung in die Gemächer des Schlosses zurück.

Nach der Sitte der alten Zaren wurde das Festmahl in der sogenannten Granowitaia Palata gehalten, einem Gebäude des fünfzehnten Jahrhunderts in rein byzantinischem Geschmacke. Der Saal ist nicht so groß wie der des Winterpalastes, aber der größte des Kreml, und er überrascht durch sein seltsames, alterthümliches Aussehen; man fühlt sich in einem anderen Jahrhundert. Die Wölbung ruht auf einem Pfeiler, um welchen das kostbare Silbergeschirr gestellt war. Neben dem für den Kaiser bestimmten Throne waren zwei Thronsessel für die beiden Kaiserinnen, während sonst zur Zeit der Zaren-Gastmähler die Fürstinnen nur durch ein geheimes Fenster zuschauen durften. Ein Orchester, das den früheren Zeiten gefehlt hatte, spielte jetzt zur Erheiterung Aller, aber aus besonderer Aufmerksamkeit für die junge Kaiserin deren Lieblingsstücke, darunter die Ouvertüre des „Freischütz". Der Kaiser empfing im Saale noch vor dem Mahle die Glückwünsche der Geistlichkeit, der Großwürdenträger und des diplomatischen Corps. Der Metropolit hielt das Tischgebet. Die kaiserliche Tafel wurde von den höchsten Hofämtern bedient und die Schüsseln unter Kniebeugungen überreicht. — Nachdem der Kaiser getrunken, nahmen Alle an den Tischen ihren Platz sitzend ein. Gegen das Ende der Tafel begann schon die Nacht, die ein ähnliches Feuermeer über die Stadt verbreitet zeigte, wie einst zu Napoleons Zeiten. Aber diesmal war es die Freude, die sich in feurigen Kränzen, Kronen, Namenszügen, Fontänen aussprach und von der höchsten Spitze des Iwan Weliki bis auf die letzten hölzernen Häuser der Vorstädte Alles erleuchtete. Die Stadt wogte im Freudentaumel. Das harmlose niedere Volk freute sich des Schauspiels der Erleuchtung, die Mittelstände waren stolz, die kaiserliche Familie in ihren Mauern

zu wissen, und die hohen und höchsten Stände konnten sich der reichsten Gnadenbezeigungen rühmen. Eine Menge nannte sich heute General, die gestern noch Obrist waren, Viele gingen mit Ordensbändern geschmückt einher, Andere zeigten Brillantringe und -Dosen, und noch Andere sahen ihren jährlichen Gehalt erhöht und ihr Einkommen vermehrt; die kaiserliche Huld erstreckte sich bis auf die politischen Verbrecher, und am Großartigsten zuletzt auf das sogenannte schwarze Volk. Auf dem größten der Plätze wurde in der Schnelle eine ganze Stadt von Buden, Carousselsl, Rutschbergen, Zelten, Schaukeln u. s. w. aufgebaut, in der Mitte derselben waren zweihundertundvierzig lange Tafeln gedeckt und mit beliebten Nationalspeisen besetzt. Neben denselben sprudelten sechszehn Brunnen Wein, Bier, Meth, Quas und Branntwein. Zur gegebenen Stunde erschien der ganze Hof; der Kaiser steigt aus der Kalesche und giebt den Hunderttausenden, die entblößten Hauptes seiner warten, das Zeichen zum Angriff, und während er selbst mit seinem Gefolge die ganze Länge der Tafeln zu Fuß wandelnd mißt, verschwinden in wenig Minuten die lange ersehnten Vorräthe, und er sieht sich von einem Meere des Jubels umwogt.

Der Kaiser des Jahres 1826 war für sein Volk noch derselbe allmächtige, gnädige und an Reichthümern unerschöpfliche Vater, wie im sechszehnten Jahrhundert. Seine Anwesenheit in Moskau bleibt dem Volke das größte Fest des Jahres; die Gleichgültigkeit des niederen Volkes verwandelt sich augenblicklich in Heiterkeit, ja in Jubel, den die Ehrfurcht freilich zügelt, sobald der Kaiser sich nur von fern blicken läßt. In Petersburg ist man durch seine Nähe mehr eingeschüchtert und das russische Sprichwort: „Je näher dem Zaren, je näher dem Tode" hat in Moskau, der Wiege des Sprichwortes, weniger Geltung, als an der Newa. Das Volk hält den Kreml und des Kaisers Wohnung förmlich umlagert und empfängt und verfolgt ihn mit Hurrahs, während er in Petersburg durch eine schweigsame Bevölkerung fährt. Nach den russischen Ueberlieferungen ist der Kaiser an der Moskwa mehr als Vater Zar dem dienenden Volke bekannt, an der Newa fehlen

die zarischen Ueberlieferungen; dort ist er gebietender Herr. Boris Godunow ließ während einer Hungersnoth täglich dreißigtausend Thaler unter die Hungrigen vertheilen, die auf den Straßen Gestorbenen in weiße Leinwand kleiden und beerdigen; als nach Monden aber auch die Quellen des Zaren erschöpft waren, befahl er, daß alle Fürsten, hohen Geistlichen, Klöster und Landeigenthümer ihren Vorrath von Getreide an die Stadtbehörden um die Hälfte des Preises verkaufen sollten, welches sodann unter die Armen vertheilt wurde.

So weit wie hier die wahrhaft väterliche Fürsorge des Selbstherrschers, reichte selbst die Freigebigkeit der römischen Cäsaren nicht; diese Züge leben im dankbaren Andenken des Volkes fort und werden den nachkommenden Geschlechtern überliefert; der Zar erscheint darum dem Volke, das ihn nie gesehen, als der allmächtige Vater des Landes. Die Regierung hat dem Lande von Petersburg aus hundertfach größere Wohlthaten erzeigt, als jene Speisung der Armen durch Godunow, allein die niederen Classen sind nicht davon berührt worden und glauben sich dadurch zurückgesetzt, daß der Kaiser so selten in ihrer Mitte weilt.

Elftes Kapitel.

Die kaiſerliche Familie.

Stellung und Pflichten der jungen Kaiſerin. — Die weiblichen Erziehungsanſtalten. — Die Erziehung der kaiſerlichen Kinder.

Wer die vorangegangenen Zeilen aufmerkſam geleſen hat, wird ſich ſagen müſſen, daß Kaiſer und Kaiſerin ſeit der Thronbeſteigung auf jeden Genuß des Familienlebens verzichten, nicht einen Augenblick ſich ſelbſt angehören, ſondern ihr ganzes Daſein dem Reiche zum Opfer bringen, und dabei nicht einmal die Ueberzeugung und Beruhigung gewinnen, allen Anſprüchen genügt zu haben. Niemand kannte die Laſten und die Leere des äußerlichen Glanz- und Scheinlebens beſſer als Nikolai, darum ſuchte er den Thron zu meiden und das glückliche Privatleben, das ſeine Gemahlin ihm geſchaffen, gegen Nichts auf der Welt zu vertauſchen. Die Rückkehr aus dem jubelrauſchenden Moskau führte nur ein neues Leben voll Sorgen und Laſten herbei, unter denen jede Spur von häuslichem Glück zu verſchwinden ſchien. Es giebt Naturen, denen der Glanz und die ſteife Form des Lebens zum Bedürfniß wird, und die, davon entblößt, in ihrem eigenen Inneren, am häuslichen ſtillen Heerde keine Ruhe finden. Zu dieſen gehörte weder Nikolai noch Alexandra Feodorowna. Kaiſer Franz äußerte einſt zum König von Bayern, ſeinem Schwiegervater, daß ſeine drei erſten Frauen wahre Kaiſerinnen

gewesen, erst die vierte sei die wahrhafte Gemahlin seines Herzens geworden. Kaiser Nikolai hatte das Glück, in der einen Alexandra Alles zu finden, was Franz bei den drei ersten vergeblich gesucht hatte, sie war außer der besten Gattin doch auch die majestätischste Kaiserin, die es je gegeben. Sie war ja eben die Tochter jenes Königspaares, das zuerst in Deutschland vom Throne herab das Beispiel eines glücklichen Familienlebens gegeben hatte. Aber die Kaiserin hatte außer dem Hof- und Familienleben noch andere Pflichten zu erfüllen, die ihre Zeit in Anspruch nahmen. Durch den Tod der Kaiserin Elisabeth fielen ihrer Fürsorge zwei jener Erziehungsanstalten anheim, die Alexanders Gemahlin in ihrer Abgeschiedenheit von der Welt mit besonderer Liebe gepflegt hatte. Der Leser weiß, daß die weibliche Erziehung in Rußland seit der zweiten Katharina, die während ihrer Regierung in dem genannten und von ihr gegründeten Smolna über zweitausend Zöglinge gebildet hatte, das besondere Augenmerk der Kaiserinnen war. Da die Hauptstadt mit dem Reiche sich immer vergrößerte, so reichte diese Anstalt schon zu Pauls Zeiten nicht mehr für die Ansprüche der Zeit aus, und dieser Kaiser gründete eine zweite ganz gleiche, das Katharinenstift, und ernannte seine Gemahlin Maria Feodorowna zur Hauptdirigentin dieser beiden, sowie aller anderen weiblichen Erziehungsanstalten im Reiche. Unter Alexander kamen noch zwei neue hinzu, das patriotische Institut und das Elisabethenstift, beide auf Wasilioſtrow, wol eine Meile von Smolna entfernt, gelegen, während das Katharinenstift in der Mitte der Stadt, dicht bei Anitschkow, erbaut ist. In diesen vier Anstalten wurden beständig über tausend Fräulein auf Kosten der Regierung erzogen.

Smolna, die älteste, ist auch die am reichsten ausgestattete, sie erzieht Töchter solcher Staatsbeamten, die im Laufe ihrer Dienstzeit sich den höchsten Rang erworben haben. Das Gebäude, von dem Umfange einer kleinen Stadt, mit einer der schönsten Kirchen des Reiches, einem Garten und freiem Platze, mehreren Nebenflügeln, die zu Wittwensitzen bestimmt sind, großen Sälen, Empfangszimmern, gleicht eher einem kaiserlichen Schlosse,

als einer Erziehungsanstalt. Die Kaiserin Elisabeth Petrowna hat es gegründet, später in ein Kloster verwandelt, wo sie selbst Zuflucht gesucht hätte, wenn der Thron ihres Vaters für sie nicht sicher und fest gewesen wäre. Die Lage ist dicht an der Newa, fern vom Geräusche der Stadt, mit schöner Aussicht auf den majestätischen Strom und das jenseitige grüne Ufer. Die Erziehung dieser weiblichen Jugend ist für die große Welt bestimmt und von einer Vielseitigkeit, die in entsprechenden Gesellschaftskreisen dem übrigen Europa fehlt. Sie erlernen die neueren Sprachen in größter Vollkommenheit, Musik, Tanz, Zeichnen, und selbst manche Wissenschaft wird in größerem Umfange vorgetragen. Die Zöglinge dieser Anstalt unterscheiden sich im späteren Leben merklich von Anderen durch äußeren Anstand und Haltung, durch eine gewisse Erhebung über die Alltäglichkeit und durch anziehende Liebenswürdigkeit, mit der sie einen Gesellschaftssaal beleben. Die sechs besten Schülerinnen werden bei ihrer Entlassung mit der Chiffre der Kaiserin geschmückt, und diese Auszeichnung erleichtert ihnen später den Zutritt bei Hofe.

Es ist leicht begreiflich, wie durch diese Anstalt der Geist der höheren Gesellschaft in Petersburg seit Katharinen verändert worden ist; der Westeuropäer erstaunt darüber und bekennt offen, daß bei seinem Eintritte in die Hauptstadt die Bildung der Frauen ihn mehr fesselt, als die der Männer, deren ungemessener Ehrgeiz sie in einer ewigen Unruhe erhält. — Auch das Katharinenstift ist nicht hinter seinem Vorbilde zurückgeblieben, nur ist die Zahl der Zöglinge geringer als in Smolna, das Gebäude kleiner, wenngleich mehr im Mittelpunkte der Stadt, an der Fontanka, nahe dem Anitschkowschen Palaste, gelegen.

Während diese beiden Stifte den Zweck hatten, die Töchter der großen, aber nicht bemittelten Welt standesgemäß zu erziehen, waren die beiden späteren in einer anderen Richtung angelegt. Das patriotische Institut galt besonders den Töchtern von Officieren, die sich in den französischen Kriegen ausgezeichnet hatten. Es zählte im Jahre 1826 nur hundert Zöglinge, deren Erziehung mehr den Zweck hatte, künftige Hausfrauen zu bilden; aber auch

hier war die spätere Gesellschaftsstellung keineswegs vergessen. Die Unterrichtsgegenstände waren fast dieselben wie in den beiden anderen, und so hatte dies Stift schon damals dem Hause wie dem Salon ausgezeichnete Frauen geschenkt. In dem vierten Stifte sollten nach Elisabeths Plane die Töchter armer Civilbeamten nur für stille Häuslichkeit erzogen, aber doch so unterrichtet werden, daß sie dem Reiche auch als Erzieherinnen, besonders im Inneren, dienen könnten. Die beiden letzteren Anstalten wurden jetzt nach Elisabeths Tode der jungen Kaiserin Alexandra Feodorowna übergeben, und da beide Majestäten diesen Stiften bis jetzt gleich ferngestanden hatten, so erschienen beide daselbst, um Bekanntschaft mit den Bedürfnissen derselben zu machen. Der Kaiser beschloß die Anzahl der Zöglinge zu verdoppeln, das Gebäude umbauen und vergrößern zu lassen, und, damit Alexandra Feodorowna den Gang der Geschäfte und ihre damit verbundenen Pflichten kennen lerne, die Zöglinge dieser patriotischen Anstalt auf zwei Sommer in seinen eigenen Wohnsitz, in das neue Schloß zu Zarskoe-Selò, zu verlegen. Die ganze kaiserliche Familie begnügte sich mit dem einen Seitenflügel und überließ den anderen der unbefangenen uniformirten weiblichen Jugend mit allen Gouvernanten, Classen- und Aufsichtsdamen. Man räumte derselben einen großen Saal zum Spielen und zur Erholung, einen anderen zur Kirche ein. So waren denn Thron und Schule unter Einem Dache, und die Jungfrauen wie die Erzieherinnen genossen das seltene, beneidenswerthe Glück, das schönste Vorbild weiblicher Eigenschaften, die Kaiserin, täglich um sich zu sehen. Diese lernte nicht allein das ganze Lehrerpersonal, sondern auch alle Zöglinge genau kennen, wohnte dem Unterrichte bei, öffnete ihren Garten den Spielen und Erholungen der Ermüdeten, weckte den Eifer Aller durch Belohnungen, und ließ die besten immer am Tische ihrer ältesten Tochter, der Großfürstin Maria, speisen. Die alte Kaiserin-Mutter und der junge Kaiser selbst erschienen oft im Garten und weideten ihre Augen an dem bunten Gewimmel, ohne durch ihre hohe Gegenwart die Unbefangenheit im Geringsten zu beschränken. Die Großfürstin Maria

mußte das Stiftskleid tragen und an den Spielen ihrer Altersgenossen theilnehmen. Die oberste Leitung aller Anstalten blieb aber in den Händen der Kaiserin-Mutter bis zu deren im Jahre 1828 erfolgten Tode, und Alexandra Feodorowna gewann schon jetzt die Ueberzeugung, daß sie kaum Etwas zu ändern brauche, wenn die Reihe an sie kommen würde. Sonderbar! Jede dieser drei Kaiserinnen hat die Oberleitung dieser Anstalten zweiunddreißig Jahre geführt, die Kaiserin Katharina von 1764—1796, die Kaiserin Maria Feodorowna bis 1828, und Alexandra Feodorowna von da bis 1860.

Die vier Anstalten waren aber nicht die einzigen, die späterhin der Leitung der Kaiserin anvertraut waren; in Petersburg allein waren noch mehrere, darunter das große allgemeine Erziehungshaus für älternlose Kinder, deren Zahl der Kaiser von dreihundert auf tausend erhob. In diesem letzteren wurden nur die allernothwendigsten Ansprüche an das Leben berücksichtigt, aber das Talent hervorgesucht und besonders ausgebildet; denn die ursprüngliche Bestimmung dieses Hauses war die Aufnahme sowohl der Findelkinder als der Waisen und Armen überhaupt. Es war die Schwesteranstalt des großen moskowschen Findelhauses, das Katharina gleich nach ihrer Thronbesteigung in Moskau hatte errichten lassen. Obgleich die Petersburger Anstalt ihr Entstehen auch jener Katharina verdankt, konnte man doch das Petersburger Findelhaus mehr als eine Schöpfung der Kaiserin Maria Feodorowna ansehen, da es durch die Sorgfalt und Pflege dieser Vorsteherin eine fast unvergleichliche Anstalt wurde. Nicht alle fürstlichen Residenzen Deutschlands haben einen solchen Umfang, wie dieses riesenartige Gebäude mit seiner Kirche, seinen Höfen und Gärten. Der Kaiser Paul kaufte dazu zwei der prachtvollsten Privatpaläste seiner Hauptstadt, sowie alle anstoßenden Häuser. Man hat genau berechnet, daß von 1822 bis 1831 gegen 40,000 Findelkinder und Waisen daselbst aufgenommen und nach ihrem Austritte von da von der Regierung versorgt wurden. Unter der Kaiserin Alexandra Feodorowna wurde das Erziehungshaus der Waisen von dem der Findel-

kinder ganz geschieden. Gleiche Erziehungsanstalten, wie das Katharinenstift und das patriotische Institut, wurden unter Alexandra Feodorowna durch das ganze Reich gegründet bis nach Tobolsk und Irkutsk in Sibirien. Diese Anstalten bildeten mit der Menge Directricen, Gouvernanten, Classendamen, Lehrern und Lehrerinnen, Aerzten, Hausverwaltern einen unübersehbaren Wirkungskreis, dessen souveraines Haupt die Kaiserin war. Wöchentlich schickte jede Anstalt einen Bericht über den Gang und die Thätigkeit an die Kaiserin, und weibliche Kräfte reichten bald nicht aus, das Ganze zu überschauen und zu leiten. Der Kaiser errichtete deshalb zur Erleichterung der Geschäfte für seine Gemahlin einen großen Rath von zwölf kundigen Personen, und ernannte zum Vorsitzenden desselben den Prinzen Peter von Oldenburg. Staatssecretaire brachten die Beschlüsse dieses hohen Rathes der Kaiserin zur Bestätigung. Die kleinste Veränderung in den Stiften, die Annahme oder Entlassung einer Directrice, eines Lehrers, Arztes, Beamten oder einer Schülerin bedurfte der allerhöchsten Genehmigung, und die Wahl der Directricen hatte ihre besonderen Schwierigkeiten. Als die Kaiserin im Jahre 1830 zum ersten Mal in den Fall kam, für das Elisabethenstift eine Directrice zu ernennen, besann sie sich in ihrer Bedächtigkeit lange, obgleich man ihr nur zwei vorgestellt hatte. Endlich sagte sie: „Ich kenne die beiden Damen seit drei Jahren und gebe der Bescheidenheit den Vorzug," und so wurde die Baronin Amalie von Bistram gewählt, unter deren Leitung dieses Stift besonders geblüht hat. Die Directrice von Smolna war dem Range und Ansehen nach die erste; sie fuhr sechsspännig, führte den Titel Excellenz und galt in ihrer gesellschaftlichen Stellung für eine der ersten Frauen des Reiches. Dieser wichtige Posten war damals in den Händen der Frau von Adlerberg, die dem Kaiser Nikolai seit seiner Kindheit bekannt war; denn sie hatte die ersten Jahre seines Lebens mütterlich überwacht. Nach der Fürstin Lieven, die kurz nach Nikolai's Thronbesteigung starb, genoß schwerlich eine andere Dame der Stadt eine so hohe Verehrung wie diese Frau von Adlerberg, der selbst der Kaiser mit Ehr-

furcht entgegenkam und die er, indem er ihr die Hand küßte, nie anders als Mama anredete. Vor allen anderen Directricen hatte sie zu jeder Zeit freien Zutritt zur Kaiserin, sowohl in Geschäften wie zu jeglichem Besuche. Sie war gleich allen anderen Vorsteherinnen jener Anstalten von der Kaiserin-Mutter erwählt und hat diese hohe Stelle über 25 Jahre innegehabt.

Um jene Zeit verlangte aber auch die Erziehung des Thronfolgers und der Großfürstin Maria Nikolaewna die Sorge des Kaisers und der Kaiserin. Schon als Großfürst hatte der Kaiser für seinen Sohn einen militärischen Begleiter gewählt, den Hauptmann Mörder aus dem Cadettencorps, und für die humanen Studien den russischen Dichter W. A. Joukowsky. Der Kaiser fühlte in den ersten Jahren seiner Regierung mehr als je, daß die Erziehung eines Thronfolgers anders geleitet werden müsse, als es mit der seinigen geschehen. Er verlangte vor allen Dingen ein verantwortliches Oberhaupt in der Aufsicht, keine Cavaliere, wie es bei ihm der Fall gewesen, sondern einen Gouverneur, dessen Auge allein den Zögling bewache, und, wenn dessen Kräfte nicht hinreichen sollten, einen Gehülfen, der aber nur im Sinne des Ersteren ihn auf Stunden ersetze. Sein eigener Regierungsantritt hatte in ihm die Ueberzeugung erweckt, daß bei der vielseitigsten Bildung eines Kaisers die militärischen Eigenschaften in erster Linie stehen müssen. Der junge Thronfolger sollte daher allen Beschwerden und Entbehrungen des Lagers und des Krieges nicht fremd bleiben; sein Bett mußte hart, seine Kost einfach sein, seine Erholung in Kriegsspielen bestehen, sein Körper durch Uebung aller Art abgehärtet werden. Allen Vorgesetzten mußte er militärischen Gehorsam erzeigen, und der Kaiser pflegte selbst strafend einzugreifen, wenn derselbe verletzt worden war. Während der Kaiser so den künftigen militärischen Herrscher im Auge hatte, suchte die Kaiserin das Reinmenschliche in ihrem Sohne, das Herz, das Gemüth, zu bilden und zu veredeln; und zu diesem Zwecke konnte das ganze Reich keinen zweiten Mann von so tiefem, ja kindlichem Gemüthe bieten als Joukowsky. Sie begriff, daß der höchste Werth

aller moralischen Ausbildung in der edeln Gesinnung liegt, die wir der Welt gegenüber äußern, und daß dieselbe andere Eigenschaften, die der Beruf verlangt, nicht ausschließt, ja daß alle anderen dadurch nur noch gehoben werden. Das Leben eines Herrschers, selbst des glücklichsten, bietet nur eine Reihe trockener Geschäfte dar, die das edelste Gemüth eher niederdrücken als erheben. Es ist daher ein Glück zu nennen, wenn junge Prinzen mit dem Sinne für höheren Lebensreiz ausgerüstet werden, wenn sie frühzeitig sich über die Prosa des Lebens zu erheben lernen, denn ihr eigentlicher Beruf läßt sie leicht darin untergehen, indem sie sich in Einzelnheiten verlieren, statt die Welt mit allumfassendem Auge anzuschauen. Joukowsky war kein Fachgelehrter, in keiner Wissenschaft hätte er selbst Vorträge halten können; er war Dichter, und mehr als das, er war der edelste, reinste Mensch, dessen ganzes Wesen die höchste Humanität athmete, frei von jenem kleinlichen Ehrgeize, der besonders an Höfen alles innere Leben erstickt. Er fand sich mit Mühe und großer Anstrengung in seinen Beruf, in die verschiedenen Lehrmethoden der ihm untergebenen Lehrer, ja seine Eingriffe in das Lehrsystem waren oft mehr störend als fördernd, seine Ansichten bisweilen phantastisch, allein sein persönlicher Einfluß auf den jungen Zögling, von der wohlthätigsten Art, war zu mächtig, zu groß; er war der Dolmetscher des großen, tiefen Gemüthes der Kaiserin und deren erhabenen Gesinnungen. Joukowsky war der erste Mann, der die seltene Natur der Kaiserin ganz erkannte und sie als das hohe Ideal der Weiblichkeit pries. Seit der Geburt des Thronfolgers war Joukowsky zu seinem hohen Berufe bestimmt und er hatte Jahre lang sich vorbereitet, sowohl auf Reisen im Auslande, als durch Umgang und Beobachtung seines zukünftigen Zöglings. Er wählte jetzt die verschiedenen Lehrer aus einer Erziehungsanstalt, die damals in Petersburg unter dem reformirten Prediger Johann von Muralt blühte. Dieser war selbst Schüler und Freund Pestalozzi's gewesen, und die Kaiserin, eingedenk dieses Namens, von dem sie oft aus der Mutter Munde gehört hatte, schenkte dieser Wahl ihr volles Vertrauen. Die

Erziehung wurde nicht von dem kaiserlichen Hause getrennt, wie es bei den beiden jüngsten Söhnen Pauls geschehen war; unter den Augen von Vater und Mutter wuchs der junge Fürst auf. Zugleich hatte man ihm zwei Gefährten gegeben, die das Leben mit ihm theilten. Man hatte sie absichtlich von verschiedenen Fähigkeiten und Nationalitäten gewählt, damit jede Einförmigkeit vermieden würde. Die Stadt sah mit Wohlgefallen und Neugierde den Thronfolger und seine Gefährten, von dem Obersten Mörder begleitet, täglich in der Stadt zu Fuß herumwandeln und zwar in so verschiedenen Richtungen derselben, als ob topographische Studien gemacht würden. Kein Regen, keine Kälte hielt sie ab, aber auch kein Ball, keine Gesellschaft unterbrach die Tagesordnung. Die Söhne und Töchter des Kaisers Paul waren streng von einander getrennt gewesen; die Kaiserin Alexandra, in ihrer Kindheit und Jugend an das innigste Familienleben gewöhnt, suchte an ihrem mütterlichen Herzen alle zu Einem Geiste zu vereinen. Vor allen anderen Gesellschaftspflichten schenkte sie des Abends der jugendlichen Welt eine Stunde, in der aller kaiserliche Glanz verschwand und nur die Mutter im Gefühle des Glücks mit ihren Kindern lebte. Ein Bild von meisterhafter Hand in der Galerie Romanow zeigt die hohe Frau mit ihren beiden ältesten Kindern spielend. Von allen Kaiserinnen ist sie allein als Mutter dargestellt und in dieser Eigenschaft ist ihr Walten und Wirken von allen Kaiserinnen am wohlthätigsten gewesen. Sonntags und an Festen wurde eine größere Anzahl junger Leute zur Gesellschaft für den Thronfolger geladen, und dieser hatte Gelegenheit, verschiedene Familien der Stadt und den Geist kennen zu lernen, in dem die Jugend erzogen wurde. Beide Majestäten nahmen lebhaften Antheil an den Spielen dieser heiteren Welt, und obgleich der Krieg in denselben vorherrschte, so suchte doch die kaiserliche Mutter die Künste des Friedens in gleichem Grade in ihrer Familie einzubürgern und entfernte an solchen Abenden Alles, was an steife Hofetiquette erinnern konnte. Ein deutscher Virtuos theilte regelmäßig die Gesellschaft und suchte durch Clavierspiel nicht allein zu beleben und den Sinn für

Musik zu wecken, sondern auch zum Tanze anzuregen. Kaiser und Kaiserin unterhielten sich gern mit den geladenen Knaben, ja mit den Erziehern derselben, und oft sah man den allgefürchteten Kaiser Nikolai mit Joukowsky oder Mörder in derselben herablassenden Vertraulichkeit herumgehen, wie einst Heinrich VIII. von England mit dem genialen Holbein. In der höheren Gesellschaft Petersburgs wurde damals kaum neben der französischen Sprache ein russischer Laut vernommen und der junge Großfürst fand sich unter seinen Kameraden wie in Frankreich, da der größte Theil derselben im Hause von französischen Gouverneuren erzogen wurde. Man hatte ihm absichtlich einen französischen Lehrer ausgesucht, Florand Gilles, der, allen anderen europäischen Sprachen fremd, seinen Zögling zwang, sich in Voltaire's Sprache auszudrücken. Bald machte denn auch der Kaiser die Entdeckung, daß unter diesen mit so viel Sorgfalt erzogenen Knaben die Muttersprache fast absichtlich vernachlässigt sei, und eine nähere Untersuchung ergab, daß er sich nicht getäuscht hatte. So klein dieser Umstand zu sein schien, so waren die Maßregeln, die der Kaiser dagegen ergriff, von wirksamsten Folgen für seine ganze Regierung.

Der Thronfolger wurde aber neben seiner wissenschaftlichen Erziehung auch im Kriegsdienste geübt und in die höheren Studien dieser Kunst eingeweiht, zugleich mit allen Handwerken bekannt gemacht, in Fabriken und andere Stätten bürgerlicher Thätigkeit geführt, und auf diesem Wege alle Lebensinteressen ihm nahegebracht. Auf dem Lande, in Zarskoe-Selò besonders, verwendete man die Erholungsstunden noch anders. Man räumte den drei Zöglingen die Insel eines Teiches ein; diese bepflanzten sie mit Bäumen und Blumen, erbauten in der Mitte derselben aus Backsteinen ein Häuschen eigenhändig mit der Kelle und verfertigten alle dahin gehörigen Möbel. In späteren Jahren ließ der kaiserliche Zögling dort die Büste seines Lehrers Joukowsky aufstellen zur dankbaren Erinnerung an die schöne Knabenzeit. An einer anderen Stelle desselben Gartens legten die Knaben eine Festung an und vertheilten eine größere Gesell-

schaft in Angriff und Vertheidigung; zuletzt räumte man ihnen einen Theil ein, der nur körperliche Uebungen sehen sollte, wie Laufen, Springen, Klettern, Ringen. Alle Mitglieder der kaiserlichen Familie hatten besonderen Sinn für Malerei und Vorliebe zum Zeichnen. Das letztere wurde auch im Thronfolger ausgebildet unter der Anleitung eines Mannes, der sich seit langer Zeit zu des Kaisers Hausfreunden zählte: der bekannte Schlachtenmaler Sauerweid, ebenso bedeutend durch sein Talent, wie durch seinen eigenthümlichen Charakter. Einfach in seinen Sitten und Ansprüchen, von stoischem Gleichmuthe, frei und selbstständig in seinen Ansichten, hatte er sich der ganzen kaiserlichen Familie gegenüber die Unabhängigkeit eines Philosophen bewahrt; er entwickelte in seinen Aeußerungen einen Humor und eine Ironie, vor denen selbst der Zorn des allmächtigen Zaren zurückwich. Der Großfürst Nikolai hatte ihn auf seiner Reise in England kennen gelernt in der glücklichsten Zeit seiner Jugend, und es war, als ob der Geist jener frohen Lebensperiode Beide von Neuem beseelte, sobald sie sich gegenüberstanden. Sauerweid war aber auch ohne diesen Umstand der Mann für den Kaiser. Niemand hatte das russische Soldatenleben in solchem Umfange beobachtet, Niemand verstand alle Einzelnheiten desselben ihm so mit Bleistift und Farbe wiederzugeben, als eben Sauerweid; leider war sein Talent in dieser Sphäre stehen geblieben und eine höhere Auffassung der Malerei war ihm fremd geworden.

Der Thronfolger äußerte aber auch ebensoviel Sinn für Musik, als für Malerei; das damalige Petersburg und seine Umgebungen waren jedoch nicht geeignet, denselben in ihm lebendig zu erhalten und weiter zu bilden. Doch sorgte die Kaiserin dafür, daß dieser Sinn nicht ganz aussterbe, und ließ von Zeit zu Zeit Opern aufführen, die dem jugendlichen Gemüthe angemessen waren; so schickte man den elfjährigen Thronfolger mit allen seinen Spielgenossen z. B. in Méhul's „Joseph in Aegypten." Russische Geschichte wurde ihm vorgetragen von Arsenief, einem Manne, der sich schon zu Alexanders Zeiten durch seine Freimüthigkeit an der Universität ausgezeichnet hatte, und die allge-

meine Weltgeschichte durch einen Ausländer, Liepmann, dessen Vorträge von attischem Salze gewürzt waren. Diese Studien, sowie die der Literatur, nahmen den Großfürsten lebhafter in Anspruch, als die mathematischen, und so wurde in dem zukünftigen Herrscher der humane Sinn am Lebhaftesten ausgebildet. Graf Joseph Wielhorsky, des Thronfolgers Gefährte und Studiengenosse, war seit den Kinderjahren dessen vertrautester Freund, voll Verstand und Herzenstiefe, und mit dem Sinne seines Vaters für Musik begabt. Er war in der Studienzeit eine Stütze des Thronfolgers, und man konnte sich Glück wünschen, ihn auch in der Folge neben dem Herrscher zu sehen. Die ganze Erscheinung des jungen Mannes hatte etwas Edles von Natur und durch Erziehung Gebildetes. Kindheit und Jugend hatte er dem künftigen Herrscher geopfert, denn ihm selbst gehörte selten ein Augenblick; seiner Familie war er ganz entzogen, und die Mutter, eine der edelsten Frauen unseres Jahrhunderts, sah ihren ältesten Sohn nur, wenn sie bei Hofe erschien. Unabhängig von den Studien, die er mit dem Thronfolger theilte, bebaute er auf eigene Hand ganz andere Felder, wie die classischen Sprachen und die Musik, und dazu mußten ihm die Nächte die Zeit leihen. Der Einfluß dieses jungen Mannes auf den Thronfolger war nicht geringer, als der der Erzieher und Lehrer.

Dieselbe Sorge, wie dem Thronfolger, wandte die Kaiserin auch der Großfürstin Marie, ihrer ältesten Tochter, zu, deren Erziehung der Frau von Baranof, Tochter der schon früher genannten Frau von Adlerberg, übertragen wurde. Diese Dame übertraf das Personal, das den Thronfolger umgab, weit in Bezug auf Ton und gewandte Formen im Umgange, und war für den Beruf, Prinzessinnen zu bilden, wie geschaffen; ein Muster hohen Anstandes, lebendig in ihrer Unterhaltung, von aufgeklärtem Verstande, der kaiserlichen Familie und ihren Pflichten treu ergeben, eine Beschützerin der Armen, bei allen kleinen Mißverständnissen Vermittlerin, wohlwollend von ganzem Herzen; sie konnte also nicht ohne Einfluß auf das Herz ihrer Zöglinge bleiben. Sie wurde nicht allein durch ihre Stellung, sondern mehr

noch durch die Liebenswürdigkeit ihres Charakters eine der innigsten Freundinnen der Kaiserin, und durch ihren Rath sehr wichtig bei der Verwaltung der Stifte. Auch die Erziehung der beiden jüngeren Großfürstinnen, Olga und Alexandrine, wurde der Frau von Baranof anvertraut, obgleich für jede noch eine besondere Gouvernante erwählt wurde. Die Künste, Malerei und Musik, spielten hier eine größere Rolle, als bei dem Thronfolger; der dort erwähnte Sauerweid war Lehrer aller kaiserlichen Kinder, und kaum zwölf oder dreizehn Jahr alt, beschenkte jede der drei Großfürstinnen den Vater und die Mutter mit Zeichnungen, ja mit kleinen Gemälden eigener Erfindung und Ausführung. Ein noch größeres Leben brachte die Musik, besonders das Clavierspiel, in die junge Mädchenwelt. Die Großfürstin Maria, die spätere Herzogin von Leuchtenberg, sowie die Großfürstin Olga, jetzt Königin von Württemberg, drangen tiefer in die deutschen Meisterwerke der Instrumentalmusik ein. Alle drei kaiserlichen Töchter überstrahlten an Schönheit und Anmuth ihre Altersgenossen im ganzen Reiche, und doch war ihre äußere Erscheinung, sowie ihre Bildung sehr verschieden. Die Großfürstin Maria war von seltener Lebendigkeit, schneller Auffassung, einer herablassenden, Alles gewinnenden Herzensgüte, lebensfroh und allen beengenden Formen und Vorurtheilen fremd. Ihre fürstliche Erscheinung hinderte durchaus nicht die ungezwungenste, ja die freisinnigste Unterhaltung; vertraulich mit Allen, denen sie ihr Wohlwollen schenkte, und liebenswürdig gegen alle nahestehenden Freunde; die Würde ihres Vaters spiegelte sich in den regelmäßigen Gesichtszügen vollkommen wieder, und das Herz, die Lebensfrische ihrer Mutter belebten ihr ganzes Wesen mit dem seltensten Reize. In der majestätischen Haltung der Großfürstin Olga lag mehr ruhige Gemessenheit, es war eine vollkommene Schönheit, die mehr durch Würde anzog, in der Unterhaltung nicht einen Augenblick die Fürstin verläugnete, und ihre Herzensgüte hinter einer gewissen Besonnenheit verbarg. Ihre Auffassungsgabe war nicht so groß wie die der älteren Schwester, aber ihre Studien waren ernster, sie war im Stande, einen Gegen-

stand, eine Frage gründlich zu durchforschen und alles Begonnene mit Fleiß und Ausdauer zu Ende zu führen. In den späteren Jahren ihrer Erziehungszeit entsagte sie oft und gern einem fröhlichen Gesellschaftsabende und suchte und fand Ersatz in einer geschichtlichen Lectüre. Beethovens Trios und Sonaten mit Begleitung trug sie selbst ihren Geschwistern und deren Hausgenossen vor und wurde vom Grafen Mathieu Wielhorsky dabei unterstützt. Sah man die drei Großfürstinnen erwachsen im elterlichen Hause beisammen, so glaubte man die Ideale Raphaels lebend vor sich zu sehen und bedauerte, daß jener große Künstlergeist nicht erschien, um diesen Zauber weiblicher Schönheit und Jugend in dem ganzen Schmelze ihrer Erscheinung festzuhalten. Der russische Maler Brülow hat versucht, von allen Dreien Bilder wiederzugeben; allein sie erreichen weder in der Zeichnung noch in den Farben ihren Gegenstand, und die ganze Auffassung zeigt, wie wenig jener sonst geistreiche Mann einer höheren, edleren weiblichen Darstellung gewachsen war. Die Großfürstin Olga verdankte ihre sorgfältigere Ausbildung einem Fräulein Dunker, unter deren Leitung sie etwa sieben Jahre lang stand. Diese Dame war von einem männlichen Ernste und einer seltenen Tiefe des Gemüthes, und ihr Umgang mit der jungen kindlichen Großfürstin konnte nicht ohne hervorragende Spuren in dem Charakter derselben bleiben. Leider wurde sie eines Mißverständnisses halber plötzlich von dem jungen Zögling entlassen und ließ dieselbe lange in Sehnsucht und Trauer zurück; ihre großen Eigenschaften wurden durch keine Nachfolgerin ersetzt.

In den beiden ältesten Töchtern wiederholten sich mehr die Gesichtszüge des Kaisers, in der jüngsten, der Großfürstin Alexandrine, die der Mutter, ja der Königin Louise. Sie war kurz vor des Kaisers Thronbesteigung geboren, und ihre zarteste Kindheit fiel in die bewegteste, sorgenvollste Zeit des Vaters, die ihm verbot, diesem Kinde so viel Zärtlichkeit zu widmen, wie den drei ältesten. In ihrem achten Jahre erregte sie aber des Kaisers Aufmerksamkeit durch ein merkwürdiges Geständniß. Die griechische Kirche läßt Kinder dieses Alters zum ersten Mal zur Beichte und

zum Abendmahl gehen, und das kindliche Gemüth der Großfürstin wurde davon so ergriffen, daß man mehrere Tage lang eine große Veränderung auf ihrem Gesichte las, bis die Mutter sie nach der Ursache fragte. „Ich habe Tag und Nacht gebetet, gebeichtet," antwortete das liebliche Kind, „aber werde ich auch so fromm und unbescholten sein können, wie Gott es will?" Die Mutter konnte das erregte Gemüth kaum beruhigen und der davon unterrichtete Kaiser betrachtete von diesem Augenblicke an die jüngste Tochter mit besonderem Wohlgefallen. — Auch diese Großfürstin hatte den Unstern, im zehnten Jahre ihre Gouvernante wechseln zu müssen, obgleich der Unterschied nicht so empfindlich war, wie bei ihrer älteren Schwester. Bis zum dreizehnten Jahre schien sie weder an Geist noch an Schönheit mit ihren Schwestern in die Schranken treten zu wollen; sie zeigte wenig Ernst und Interesse und gefiel sich mehr in kindlichen Spielen. Aber plötzlich trat eine Entwickelung ein, welche die Kaiserin in Erstaunen setzte und in wenig Monaten den Unterschied mehrerer Jahre zeigte. Solche Erscheinungen sind nicht allein der Mädchennatur eigen, sie liegen auch in den Umständen. Ein pedantischer Lehrer drückt sehr oft alles Interesse nieder, statt es zu fördern, ein anderer giebt den natürlichen, freien Aufschwung wieder; die Natur holt nach, was sie versäumt, und setzt den Beobachter in Erstaunen. Ein solcher Wechsel der Dinge trat bei dieser Prinzessin in ihrem dreizehnten Jahre ein; wenige Monate hatten ihre reizende Gestalt entwickelt, die edlen, lieblichen Gesichtszüge ausgebildet, ein feuriges Interesse für ihre Studien geweckt und ungeahnte Talente in ihr aufgeschlossen. Sie zeigte von jetzt an Vorliebe für Musik und besonders für Gesang, und beschäftigte sich gern mit der Natur. Sie durchmaß die Parks von Zarskoe-Selo und Peterhof in allen Richtungen, schenkte allen Bäumen, wie den Wiesenblumen ihre Aufmerksamkeit, und trug die gefundenen Schätze triumphirend zu ihrer Mutter. Ihre hohe Geburt ließ sie im Umgange durchaus verschwinden; aber ihre Anmuth wirkte auf Jeden mit zauberischer Macht um so mehr, als jedes ihrer Worte von dem Ausdrucke der aufrichtigsten Herzlichkeit begleitet war.

Die Großfürstinnen hatten keine Gefährtinnen in ihrer Erziehung wie der Thronfolger, aber ihre Erzieherinnen waren ihre Freunde, und das Band zwischen Eltern und Kindern war so eng, daß keine Macht sich dazwischen stellen konnte. Sie wurden, obgleich von Kaiser und Kaiserin auf das Zärtlichste geliebt, in keiner Hinsicht verwöhnt, in der Zeitbenutzung fast militärisch streng gehalten. Ihre Wohnungen waren einfach, ohne allen kaiserlichen Luxus, den sie, später nach Deutschland verheirathet, doch nicht wiedergefunden hätten. Gleich dem Thronfolger sah man sie in allen Jahreszeiten sich in frischer Luft bewegen, und ihr Tisch war, wie der aller kaiserlichen Kinder, der Censur des Arztes streng unterworfen. Da ihre Beschäftigungen schon acht Uhr Morgens begannen, so versammelte sich, den Kaiser an der Spitze, um zehn Uhr die ganze Familie im Cabinet der Kaiserin zum Frühstück. Bisweilen wurde der Kaiser doch durch Geschäfte um diese Familienstunde gebracht, und dann grüßten ihn die Kinder in seinem Cabinet. „Was für ein anderer Mann ist der Kaiser an seinem Arbeitstische, als der Papa bei unserer Mutter," sagte die Großfürstin Alexandra. „Dort sitzt er in Papiere vertieft mit finsterer Stirn, die Minister stehen neben ihm ängstlich harrend, er bemerkt meistens erst spät, daß wir eingetreten sind; man wagt es kaum, sich ihm zu nähern und durch einen Gruß sein Sinnen zu unterbrechen." In der That, dieser ernste Kaiser blieb zurück, wenn der zärtlich ritterliche Gatte, der glückliche Vater in seinen Familienkreis eintrat. Er küßte die Kaiserin auf Mund, Stirn und Hand, um ihr Liebe, Verehrung und Huldigung zugleich darzubringen; von den Kindern hob er in deren jüngeren Jahren drei zugleich auf seine mächtigen Arme und theilte mit ihnen das Glück der unbefangenen Jugend, das er fast nie gekannt; in diesem Kreise schwanden alle die schwarzen Sorgen, vergaß er auf Augenblicke die Lasten, die ihn drückten, und nur mit düsterer Stirn verließ er den Schauplatz seines väterlichen Glückes, sobald ein Minister, ein Generaladjutant angemeldet wurden. Denn sein Grundsatz war, Niemanden warten zu lassen, den Erwarteten aber räumte er sieben Minuten ein.

Außer in diesen Morgenstunden besuchten die Kinder die Eltern noch während des Tisches, aber nicht so regelmäßig, sondern nur, wenn Familientafel im strengsten Sinne war. Kaiser und Kaiserin speisten immer ohne alles Dienstpersonal; weder ein Marschall, noch ein Kammerherr erschienen stehend zur Tafel; die Zahl der durch das ganze Jahr hindurch geladenen überstieg am Wochentische vielleicht nicht fünfzehn bis zwanzig, und darunter waren mehrere Minister begriffen, die dejourirenden Generaladjutanten, oder solche Personen, mit denen der Kaiser sich über Geschäfte zu verständigen hatte. Im letzteren Falle blieben die Kinder entfernt, da ihre Gegenwart nur störend sein konnte. Die Abendstunden, die ausschließlich der Mutter und den Kindern gehörten, mußte der Kaiser sich sehr oft der Geschäfte halber versagen, und doch war der Familienkreis der größte Reiz seines Lebens. Für ihn gab es keine Freuden der Tafel und des Weines, des Balles und des Spieles, er kannte selbst nicht die kleinen Reize des Rauchens, des Schnupfens. Herr seiner selbst, gleich den Stoikern des Alterthums, lebte er nur seinem Berufe, seiner Familie, und fühlte sich, gleich dem Cato von Utika, frei und froh, wenn alle Tagesgeschäfte zur Zufriedenheit besorgt hinter ihm lagen.

Auch die Kaiserin war durchaus nicht so Herrin ihres Tages, wie es scheinen könnte. Den Bitten der Armen und Bedürftigen mußte ihr Secretär viel Zeit schenken; er überreichte ihr ganze Listen Solcher, die beständig unterstützt werden mußten, und selbst die Mittel ihrer kaiserlichen Casse reichten nicht immer aus für alle Ansprüche, die an sie gestellt wurden. Denn sie war eine Zuflucht aller Verfolgten, Zurückgesetzten, Verleumdeten, der Unglücklichen überhaupt, und diese versuchten zu jeder Tageszeit an ihre Thüre zu klopfen; ja sie sah im Laufe der Woche oft noch mehr Personen, als der Kaiser selbst, da die Geschäfte seinen Tag strenger in Anspruch nahmen. Regelmäßig zwei Mal die Woche empfing sie die Staatssecretäre mit den Berichten über die Stifte, und die Sitzungen und Verhandlungen dauerten oft bis zu vollkommener Erschöpfung ihrer Kräfte. Ihre ersten Morgen-

stunden waren für Correspondenzen der Art bestimmt; aber diese waren so vielfach, daß sie außer ihrem Secretär noch ihre Hoffräulein und Staatsdamen zu Hülfe nehmen mußte, und doch schrieb sie, außer der Familiencorrespondenz, eine Menge anderer Briefe eigenhändig. Die Zeit von zwölf bis zwei blieb dem Empfange der verschiedensten Personen gewidmet; das Vorzimmer war um diese Zeit voller Erwartung; alle Militärs, die zu einem höheren Range befördert wurden, desgleichen alle höheren Civilbeamten mußten ihr vorgestellt werden. Unter diesen Männern befanden sich viele, die den Winterpalast bei dieser Gelegenheit zum ersten und letzten Mal betraten, die Kaiserin für ihr ganzes Leben nur ein Mal sahen und nicht ohne ein Wort der Güte davongehen mochten. Es giebt im Leben der Fürsten kaum eine zweite Gelegenheit, Würde und Güte so in gleichem Grade zu verbinden und bei flüchtiger Vorstellung den Eindruck dieser Eigenschaften durch Wort und Blick für das ganze Leben zu hinterlassen. Von zwei bis vier Uhr fuhren Kaiser und Kaiserin zusammen spazieren in die verschiedensten Stadttheile, um jeder Art der Bevölkerung das gnädige Antlitz zu zeigen, jedoch geschah das nicht oft; dieselben Stunden pflegte die Kaiserin auch den Stiften zu widmen, und der Kaiser durchflog die Stadt in allen Richtungen, und erschien sehr oft da, wo man ihn am Wenigsten erwartete. Bald sah man ihn in einer Behörde, bald in einem Gymnasium; man erwartete ihn in einer Caserne, er fand aber vorher noch die Zeit, einen Blick in eine nahegelegene Fabrik zu werfen. Wenn man ihn am Ende der Stadt glaubte, so erschien er plötzlich zu Fuß auf der belebtesten Straße, der Perspective, und grüßte mit olympisch freundlicher Miene. In den Casernen, ja in den Lehranstalten, die die Krone unterhält, pflegte er oft den Tisch zu kosten, und bei heiterer Stimmung ließ er die Jugend ihre Kräfte an den seinigen versuchen. Nichts zeichnete ihn auf der Straße vor anderen höheren Militärs aus, außer der allesumfassende Blick; er fuhr auf einspänniger Droschke oder Schlitten, und wurde im Gewühl in der Regel zu spät erkannt. Die Kaiserin fuhr dagegen in der Stadt im vierspän-

nigen Wagen, und wurde von vielen Damen, die sich so zeigten, durch zwei Kosaken auf dem Rücktritte unterschieden. Der Fremde, der in den ersten Jahren von Nikolai's Regierung die Hauptstadt betrat, hörte mondenlang nur die Frage: „Haben Sie schon die kaiserliche Familie gesehen?" und die Bewohner der Hauptstadt selbst pflegten mit Stolz und Genugthuung zu erzählen, dem Kaiserpaare begegnet zu sein, ja von demselben einen gnädigen Gruß erlangt zu haben. Beide verschmähten es, Popularität zu suchen, und Beide genossen sie, ohne es zu wollen. Da die kaiserliche Familie den Sommer nie zur Stadt kommt, so verbrachten sie in den ersten Jahren der Regierung die ersten schönen Tage des nordischen Frühjahrs auf einem kleinen Schlosse der Insel Jelagin, die so zur Stadt gehört, wie etwa der Thiergarten zu Berlin. Da sich das Publicum des Abends dort in unzählbaren Schaaren einfand, gleichsam um für sechs Monate Abschied zu nehmen, so fand es die Kaiserin schicklich, daß mehrere Musikcorps um den Palast herum den Zuschauern eine Unterhaltung gewährten. Anfangs spielte die russische Hornmusik; diese hatte aber für längere Zeit nichts Fesselndes, sie wurde durch die Corps der Garden ersetzt, und diese waren genöthigt, über das enge Repertoir ihrer Märsche hinauszuschreiten, anfangs Tänze, später aber Ouvertüren und andere große Orchesterstücke einzuüben, sich zu vervollkommnen und auch auf den Geschmack des Publicums veredelnd einzuwirken. Auf diesen Inseln fand der Fremde wie der Einheimische die beste Gelegenheit, das Kaiserpaar zu sehen, und zwar nicht allein in den vielen Baumgängen, sondern auch im Garten des Palastes, wo der Kaiser oft des Abends mit seinen Kindern spielte, und auf der Terrasse, wo sie bürgerlich einfach den Thee nahmen. Man durfte damals nicht in Petersburg gewesen sein, ohne Kaiser und Kaiserin in der Nähe gesehen zu haben.

Dauerte denn aber dies schöne Familienverhältniß immer ruhig fort, ohne daß äußere Einflüsse es störten? Das Jahr 1827, in welchem der Großfürst Konstantin geboren wurde, der erste Kaisersohn, war vor der Hand das einzige ungetrübte;

schon das nächste rief den Kaiser und die Kaiserin auf den Kriegsschauplatz, und die Stadt blieb — nach dem Ausdrucke des Generalgouverneurs — verwaist zurück. Als das Kaiserpaar im Herbste zurückkehrte, war zunächst eine traurige Pflicht zu erfüllen, die ehrwürdige Kaiserin-Mutter zur ewigen Ruhe zu begleiten. Sie war im Jahre 1759 geboren, einer Zeit, die nicht zu den glücklichsten des kleinen Württembergs gehörte. Ihre Erziehung fiel in eine Periode unmäßiger Verschwendung des Herzogs, einer Unzufriedenheit des Landes, das sich an den preußischen Hof wandte, um zwischen dem Volke und dem Regenten eine Vermittlung zu bewirken. Kaum siebenzehn Jahre alt, wurde sie an den Großfürsten Paul verheirathet, dem sie vier Söhne und sechs Töchter gebar. Ihr Andenken in Rußland ist eines der segensreichsten, ihr Wirken war das Muster für hohe Frauen solcher Stellung.

Zu ihrem Begräbnisse erschien der Großfürst Konstantin Pawlowitsch zum letzten Mal in Petersburg, um der allverehrten Mutter mit seinen kaiserlichen Brüdern zu Fuß die letzte Ehre zu erweisen. Ein kalter Spätnovembertag, die unsichere Eisdecke der Newa, das Unfreundliche des nordischen Himmels erschwerten den Trauerzug. In der Stadt herrschte den ganzen Winter hindurch nicht allein die schwarze Tracht, sondern auch tiefgefühlte Theilnahme; Alle, von dem Kaiserpaare an durch das ganze Reich hindurch, wußten, was sie verloren hatten.

Aber selbst in den ersten unruhigen Jahren der Regierung Nikolai's wirkte das Beispiel des Familienlebens sichtlich auf den Geist und Ton der Stadt. Die Wehmuth, die sich Alexanders I. in den letzten Jahren bemächtigt hatte, war ebensowohl eine Folge des Mangels an Familie, als eines Hanges zur Einsamkeit, der ihm von Natur ebenso eigen war als sein Ueberdruß an geräuschvollen Hoffesten. Er ist nur ein einziges Mal im Theater gesehen worden. Durch die Theilnahme, die Alexandra Feodorowna diesen Kunstanstalten schenkte, füllten sich jene Räume schon deshalb, um das Kaiserpaar zu sehen; und durch die Ansprüche, die die junge Kaiserin stellte, bildete sich auf der Bühne

wie im Parterre ein höherer, beſſerer Geſchmack. Während zu Alexanders Zeiten der verödete Hof nur einzelne Perſonen anzog, vom Publicum aber gemieden war, wurde er jetzt geſucht und Gegenſtand des allgemeinen Ehrgeizes. Die Sorgfalt, welche der Erziehung der kaiſerlichen Kinder gewidmet war, verbreitete ſich über alle großen Privatfamilien. Alexander überraſchte bisweilen eine Privatfamilie Abends auf eine Stunde; das Kaiſerpaar nahm aber Einladungen in die größeren Häuſer regelmäßig an, erſchien in vollem kaiſerlichen Glanze, aber auch mit der huldreichſten Herablaſſung, mit der aufrichtigſten Theilnahme an den fröhlichen Abenden, und trat ſo dem Publicum näher und näher. In jenen erſten Jahren war es die Hauptſorge aller großen Familien, ſich der kaiſerlichen bemerklich zu machen, und beſonders, eine Anſicht, einen Geſchmack, eine Liebhaberei mit der Kaiſerin zu theilen. Alexander verſchwand faſt regelmäßig einmal die Woche auf mehrere Tage nach Zarskoe-Selò, ſelbſt im ſtrengſten Winter, während die kalten Monate hindurch die Geſellſchaftskreiſe der Hauptſtadt durch die kaiſerliche Familie belebt, ja erwärmt wurden. Der Sommer des Jahres 1829 aber führte den Kaiſer zur Krönung nach Warſchau, und die hartangegriffene Kaiſerin zur Herſtellung ihrer Geſundheit nach Deutſchland.

Zwölftes Kapitel.

In Warschau und Potsdam.

Verhältniß Polens zu Rußland. — Die Unzufriedenen. — Die Krönung in Warschau. — Das Fest der weißen Rose in Potsdam.

Für den fernen Leser hat es eigenthümlichen Reiz, von einer Krönung zu hören, von all der Pracht und den Festlichkeiten, die damit zusammenhängen; wer die handelnden Personen dabei in der Nähe beobachtet hat, muß eingestehen, daß dieselben damit eine drückende Last übernehmen, gleichsam um dem Volke ein Schauspiel zu gewähren. Die Kaiserin war damals sehr angegriffen und die Aerzte verlangten mit Recht Ruhe in einem milderen Klima auf einige Monate. Sie konnte sich aber der Krönung nicht entziehen, und doch war eine Reise von Petersburg nach Warschau in damaliger Zeit für eine schwächliche Gesundheit eine Riesenaufgabe. Die aufrichtige Ergebenheit, welche die Krönung in Moskau gefunden, konnte man in Warschau nicht erwarten; gegenseitiger Argwohn beherrschte die Gemüther in Polen und Rußland. Seit der Herstellung des Königreichs unter dem russischen Scepter lebte in vielen Köpfen der Gedanke, das alte polnische Vaterland in allen seinen Theilen, in der alten Größe und Unabhängigkeit wieder zu erwecken. Der unparteiische Zuschauer frage sich, worin denn eigentlich seit zwei Jahrhunderten die Größe und Herrlichkeit Polens bestanden? Wenn das Land

mit Stolz sich rühmen konnte, daß einst ein polnischer Prinz in Moskau als Zar gekrönt worden sei, so konnte man in allen darauffolgenden Zeiten nur mit Trauer von Verlusten der herrlichsten Provinzen sprechen; die Rechte und die Macht der Könige wurden immer schwächer. Die Freiheiten des Adels waren in ungebändigte Frechheit übergegangen, und die Nation in ihrem Wohlstande und in ihrer gesellschaftlichen Gliederung nicht fortgeschritten. Die allmälige Auflösung des Staates begann schon mit dem Jahre 1652, wo es Sitte wurde, daß ein Landbote mit seiner einzigen Gegenstimme alle mühsam gefaßten Beschlüsse umstoßen konnte. Das Land und die Regierung zersplitterten sich in Bündnissen gegeneinander, die so viel gerühmte Vaterlandsliebe der Polen wich der persönlichen, kleinlichen Eigenliebe, ja dem Unverstande. Man gab ein Gesetz, daß kein König abdanken dürfe, nachdem König Johann Kasimir auf den schwankenden Thron und die Ohnmacht der Könige verzichtet hatte. Der erwählte Nachfolger sträubte sich lange gegen das Glück, König zu heißen, und gezwungen übernahm er die Krone mit Thränen im Auge. Der Primas sagte auf dem ersten Reichstage den Untergang des Landes sicher voraus, also hundert Jahr vor der ersten Theilung waren die übermüthigen Thoren gewarnt; trotz des Ruhmes, den Johann Sobiesky sich als Feldherr gegen die Türken erwarb, konnte er kein königliches Ansehen wiederherstellen, und starb gehaßt, ja verachtet. Ueber sechszig Jahre lang stand das Land hierauf unter den sächsischen, also fremden, Fürsten, und die unnatürliche Vereinigung zweier so verschiedener Kronen auf Einem Haupte brachte beiden Ländern gleichen Nachtheil. Während Preußen seine zerstückelten Ländergebiete in ein Königreich umgestaltete, Rußland sich zu einer europäischen Macht emporschwang, blieb Polen in allen Culturzweigen hinter den Anforderungen der Zeit und der Politik zurück. Der König erwarb sich kein Vertrauen bei der Nation und die Nation nicht bei dem verschwenderischen König. Unter dem zweiten sächsischen Herrscher nahm Polen an keinem Kriege jener Zeit theil, und das war nicht etwa der Beweis blühenden Friedens, sondern

innerer Schwäche, die den baldigen Verfall und Sturz schon in sich trug. So verschwand denn das Land von der politischen Karte Europa's unter einem einheimischen Regenten, der, als Privatmann geboren, nach dem Untergange seines Reiches als Privatmann starb. Als Kaiser Alexander das Königreich zwanzig Jahre später unter russischem Scepter wiederherstellte, war er sicher nicht gesonnen, als König der Spielball des übermüthigen Adels zu werden, und wenn in vielen jugendlichen und reiferen Männern der Gedanke einer Herstellung der alten Macht wieder aufkam, so war dies ein beklagenswerther, kindischer Irrthum.

Die russischen Regenten haben in ihrem alten Lande nie Ansprüche und besondere Vorrechte des Adels begünstigt, und in Polen wurde dieser Stand jetzt besonders beaufsichtigt. Seine Unzufriedenheit mit einer Regierung, die für das ganze Land eine gleiche väterliche Sorge trug, den Adel aber keineswegs bevorzugte, sprach sich bald in geheimen Gesellschaften aus, und diese gestalteten sich zu Verschwörungen, die jedoch bald entdeckt und unschädlich gemacht wurden. Die russische Regierung überwachte nur die Unternehmungen des Adels noch strenger als zuvor, ohne dadurch dem Aufblühen des ganzen Landes ihre Aufmerksamkeit zu entziehen. Der Großfürst Konstantin, an eine Polin glücklich verheirathet, soll diesem Volke sogar eine besondere Vorliebe geschenkt haben; aber auch Alexander und Nikolai ehrten die Nationalgefühle des Volkes. Name, Wappen, Farben des Königreichs wurden mit der Verfassung zusammen hergestellt, die Asche Poniatowsky's wurde feierlich in Warschau beigesetzt, den Manen Kosciuszko's eine Messe gehalten und seine Gebeine aus der Fremde in die Heimath gebracht. Alexander trug in Warschau die polnische Uniform, Konstantin erschien in derselben in Moskau zur Krönung, Nikolai schickte aus Varna türkische Kanonen zu einem Denkmale für Wladislaw, der im Jahre 1444 bei jener Stadt gefallen war; der russische Thronfolger erlernte die polnische Sprache bei einem seiner Gouverneure Namens Jourjewitsch, und in Petersburg waren die polnischen Nationaltänze in der Gesell-

schaft die beliebtesten. Aber im Inneren der Gesellschaft gährte es, und die Mißstimmung war bald auch öffentlich nicht zu verbergen. Jeder Schritt der russischen Regierung wurde falsch verstanden und ewige Mißverständnisse erheischten zuletzt strenge Maßregeln. Als Kaiser, Kaiserin und Thronfolger von Zarskoe-Selò aus nach Warschau zur Krönung abreisten, wurden offene Mordversuche auf Alle in der Jugend und dem Heere besprochen, die man indessen wieder aufgab. Das Mißvergnügen steigerte sich, als zur Krönung die russische Krone nebst allen Reichskleinodien ins Land geschickt und nicht von Polen, sondern von Russen bewacht wurde. Das eigentliche Volk aber empfing die kaiserliche Familie mit aufrichtigem Jubel, denn es genoß unter der neuen Regierung ein besseres Loos, erkannte mit Dank an, daß jetzt die lastbeladenen Wagen auf neuen Kunststraßen leicht und sicher dahin rollten, während sie unter polnischem Scepter im Sumpfe versunken waren. Die wahren Vortheile einer civilisirten Nation, die dem übermüthigen Adel immer fremd geblieben waren, wurden von Bürger und Bauer mit offenem Herzen angenommen. Der Einzug der kaiserlichen Familie in Warschau ging daher friedlich und glänzend von Statten; der Kaiser und die drei Großfürsten waren zu Pferde, die Kaiserin im achtspännigen Staatswagen, rechts von einem russischen, links von einem polnischen Oberstallmeister begleitet. In Praga wurden sie von der Municipalität Warschau's zuerst begrüßt, an der nächsten Kirche von der katholischen Geistlichkeit, am Schlosse von dem polnischen Hofpersonale, und in den Sälen desselben von den obersten Behörden. Von da begab sich die kaiserliche Familie zuerst in die griechische Kapelle und zog sich dann in ihre Gemächer zurück. In den nächsten Tagen erschienen auch die Landboten und Abgeordneten der Woiwodschaften zum Glückwunsche und zur Huldigung. Die Krönung eines rechtgläubig griechischen Fürsten konnte natürlich nicht in einer katholischen Kirche vollzogen werden, ein Umstand, der die kalte Stimmung des Adels nur noch erhöhen mußte. Im Schlosse wurde daher ein Thronsaal und ein anderer zur Krönung eingerichtet. Da, wo

der Senat seine Sitzungen hält, war der Thron auf einer Erhöhung von carmoisinrothem Sammet errichtet; über demselben wehten Straußfedern und befanden sich der Namenszug des Kaisers und das Wappen des Königreichs. Daneben war der Krönungssaal. Drei Tage vor dieser festlichen Handlung wurde sie durch berittene Herolde den Unterthanen bekannt gemacht und dieselben aufgefordert, an diesem glücklichen Tage mit verdoppelter Andacht zum König der Könige zu beten. Den Abend zuvor fand in allen Kirchen ein Te deum statt. Am Krönungstage wurde die Krone mit dem ganzen Ornate zuerst in der Johanniskirche, unter Absingung der heiligen Geistmesse, eingesegnet und in den Thronsaal zurückgebracht. Daselbst erschienen Kaiser und Kaiserin im weißen Adlerorden, die Kaiserin mit der Krone auf dem Haupte; ihr Gefolge bildeten das russische Militärhaus, Minister und Adjutanten; alle nöthigen Insignien wurden aber ausschließlich von Polen getragen. Von da begaben sie sich in den Krönungssaal, wo die Geistlichkeit sie mit geweihtem Wasser empfing. Hierauf winkte der Kaiser dem Primas, der nach einem kurzen Gebete der Majestät den Mantel übergiebt, den die beiden Großfürsten, des Kaisers Brüder, ihm umhängen. Dann verlangt er die Krone, die der Primas mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" ihm überreicht, die sich der Kaiser aber selbst aufsetzt. Derselbe überreicht hierauf der Kaiserin die Kette zum weißen Adler und empfängt aus den Händen des Primas alle anderen Reichskleinodien. Nach der Investitur ruft der Primas: Vivat rex in aeternum. In diesen Ruf mußten nach alter Sitte die Landboten mit einstimmen und denselben wiederholen. Aber sie schwiegen, und eine dumpfe, ängstliche Stille quälte die ganze Versammlung. Später entschuldigte man sich damit, daß im Festprogramme davon Nichts gesagt sei, aber man wußte, daß es eine verabredete Sache war. Hierauf kniete der Kaiser nieder, und sprach nach einem Buche ein Gebet in französischer Sprache. Als er unter der Last des Krönungsornates und der damaligen beengenden Uniform ermüdet zweimal inne hielt, um erst Athem zu schöpfen, wollte

man darin seinen Widerwillen gegen die Verfassung und den geheimen Vorsatz erkennen, dieselbe nicht zu halten. Nach diesem Gebete begab sich der Primas in die Johanniskirche, die dem Schlosse sehr nahe liegt; der Kaiser folgt dahin, nimmt in der Mitte Platz und hört ein Te deum an; nach demselben geht der Zug nach dem Schlosse zurück und die Krönung ist beendet. Der Raum im Schlosse konnte aber kaum die geladenen Gäste aufnehmen, das Volk blieb also ganz ohne Schauspiel, und nur während des Zuges vom Schlosse in die Kirche und zurück wurde seine Schaulust befriedigt. Dort hatte man Plätze amphitheatralisch errichtet, die besonders von Damen besetzt waren. Die Musik spielte nach der bekannten Melodie: „Gott erhalte den König;" fremd wie die Töne war aber den Anwesenden der Inhalt des Liedes. Es wiederholte sich in den nächsten acht Tagen dasselbe Festgepränge, wie es drei Jahre früher Moskau gesehen hatte, und das Ausland hatte seine bewundertsten Kräfte dazu geschickt. Paganini bezauberte die gebildete Welt durch seine Geige und der Athlet Rappo durch seine herkulische Kraft das Volk. Des Kaisers strenge Züge geboten überall Ehrfurcht und Schrecken, die Anmuth der Kaiserin stimmte alle Herzen zum Wohlgefallen. Beide zeigten sich in offener Kalesche ohne Gefolge, ohne Dienerschaft dem Publicum am Tage, wie des Abends bei Illumination, und zuletzt bei der Speisung des Volkes auf einem Pavillon. Und doch fehlte es nicht an kleinen Vorfällen, die Mißstimmung erregten. Unmittelbar nach der Krönung verlangte ein Pole von dem Kaiser auf die ungeziemendste Art Aufklärung über seinen Bruder. Es wurde somit für Alle mehr verscherzt, als durch des Kaisers Gnade gewonnen werden konnte. Ein heftiges Zahnweh hielt den Monarchen ab, auf dem glänzenden Balle zu erscheinen; man deutete dies als Widerwillen, und als endlich das Volksfest durch ein Gewitter unterbrochen wurde, las man darin eine böse Vorbedeutung für die ganze Regierung. Die polnische Nationalität glaubte aber einen Triumph darin zu feiern, daß man im Theater nur Opern polnischer Musik und Zunge gab, die das Ausland nie zu hören begehrte. Für

die Kaiserin Alexandra waren es ermüdende, ja erschöpfende Tage, obgleich der ritterliche Kaiser ihr die Mittheilung erspart hatte, daß sie sich Beide auf einem Vulkan befänden, der seit zehn Jahren beständig einen Ausbruch drohe. Schönere Tage harrten ihrer im Familienkreise ihrer Heimath, die sie als Kaiserin von Rußland noch nicht begrüßt hatte. Nach Warschau hatte sie eine lästige Pflicht gerufen, nach Berlin zog sie ihr Herz.

Berlin war in den letzten Jahren von 1820 bis 1829 auf der von Friedrich Wilhelm III. vorgezeichneten Bahn mächtig vorwärts geschritten; es war vergrößert, verschönert, mit Kunstwerken aller Art geschmückt. Die Hochschule war die glänzendste Europa's, sie vereinte alle Höhen und Tiefen deutscher Wissenschaft; die Hörsäle wurden nicht allein von der lernbegierigen Jugend gefüllt, sondern auch der ergraute Krieger, der ermüdete Staatsmann fand sich bei den Vorträgen des Philosophen Hegel und Anderer ein und suchte Belehrung und Erholung. Viele Fragen der Philosophie wurden Gegenstand gesellschaftlicher Unterhaltung neben dem Theater und der Oper, und drangen um so lebendiger an den Heerd des häuslichen Lebens, als die Politik damals jenseit der Schwelle, vom Unterthanenverstand ausgeschlossen, blieb. Ein harmloser Geist durchwehte ganz Berlin, romantische Schöngeisterei, deren Hauptsitz in Rahels und Varnhagens Hause war, wo sich ebenso die Diplomaten und Militärs, als Künstler und Gelehrte einfanden. Aber auch der Kleinbürger, der wahre deutsche Philister, machte dem neueröffneten Museum einen Besuch, und sprach bei einer Pfeife Tabak und einem Glase Weißbier unter den Zelten von den Wunderwerken, die er gesehen, wie von den Koryphäen des Schauspiels, und von Claurens Erzählungen mit Genugthuung. Der Bewohner der Provinzen, selbst der entferntesten, besuchte gelegentlich einmal die schöne Hauptstadt, und brachte dadurch Stoff der Unterhaltung in seine Heimath zurück. Außer dem Museum wurde in demselben Jahre auch die neue Singakademie eröffnet, der der hochherzige König ein neues Gebäude geschenkt hatte. Die Leistungen dieser Gesellschaft wurden überall mit Stolz gepriesen, man fand die Gesangs-

aufführungen von gleicher Vollendung wie die des Pariser Conservatoriums. Das Andenken der großen Kriegshelden wurde öffentlich in Erz und Marmor geehrt. Alles äußeren Schmuckes entblößt, einfach und schlicht wie der König selbst, lag der Palast des Monarchen inmitten der stolzen Gebäude, die Berlins erste Zierde sind; der Fremde weilte aber dort stundenlang, um das treuherzige Auge des Landesvaters durch das Fenster blicken zu sehen, oder wenn er in einfachen Soldatenmantel gehüllt durch die Straßen fuhr. Und doch war es die bürgerliche Einfachheit seines Hauses, seiner ganzen Lebensweise, auf die der Glanz seiner Residenz gegründet war. Die königlichen Einkünfte hatten alle jene neuen Denkmäler geschaffen; die strenge Ordnung und Sparsamkeit ließ nach den Kunstanstalten dieselbe Quelle auch für den Aufbau von Kirchen zufließen, denen er eine besondere Aufmerksamkeit schenkte. In seine nächsten Umgebungen hatte dieser Landesvater außerordentliche Größen gezogen und in derselben festgehalten. Der Herzog Karl von Mecklenburg, der königliche Schwager, ebenso geschickt, das Schwert wie die Feder zu führen, klug und besonnen im Staatsrathe, geistreich und witzig in der Gesellschaft, war die Seele des Hofes. Der Fürst Anton Radziwill ist dem Leser schon als ein Mäcenas und Componist zugleich, als Zierde des Hofes und der Stadt bekannt. Eine reiche Quelle der Unterhaltung für den König war seit Jahren Wilhelm von Humboldt gewesen, und Alexander von Humboldt, der nach seinen Reisen sich ganz in Berlin niederließ, gehörte von nun an zu den königlichen Hausfreunden. Die Welt hat fast nie zwei Brüder von so gleichmäßig hoher Auszeichnung gesehen, am Allerwenigsten aber an Einem Hofe. Der König schmückte sich, ohne es zu wissen und zu wollen, mit dem Ruhme der Medizeer, eines Perikles, wie ihn andere Fürsten so eifersüchtig sich anzueignen suchten. Auch die Männer seines Hofstaates, Fürst Wittgenstein, Baron Schilden, der Minister Ancillon, verstanden die gesellige Unterhaltung zu beleben, und der Graf Brühl war als großer Kunstkenner in ganz Deutschland hochgeschätzt.

Es war das letzte Jahr jener romantisch-friedlichen Periode, die nach Waterloo begonnen und die Welt auf kurze Zeit in süßen Schlummer der Erquickung gewiegt hatte, in welchem die vergangenen Jahrhunderte nur noch in Träumen erschienen, wo die Melodien des „Freischütz" und des „Barbiers" in Palästen wie in Hütten erklangen und „die Stumme von Portici" nur wie eine leichte vorüberziehende Wolke am fernen Horizonte erschien.

Des Königs Haus wurde seit lange nicht mehr von dem fröhlichen Kreise seiner Kinder belebt; fast alle waren selbstständig am eigenen häuslichen Heerde; seine älteste Tochter, die Kaiserin von Rußland, hatte die prophetischen Worte der Mutter über ihr zukünftiges Loos erfüllt; die zweite war Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, die dritte Prinzessin der Niederlande. Aber diese in so verschiedenen Ländern angeknüpften Verbindungen belebten doch von Zeit zu Zeit die Hauptstadt. Kein Jahr verging, wo nicht fürstliche Besuche die Gastfreundschaft des Königs in Anspruch nahmen, und wenn er dieselben mit fürstlichem Glanze empfing, so sahen die Fremden seinen Hof ebenso strahlend von königlicher Pracht, wie einst den sächsischen zu August des Starken Zeit, aber so sinnig und würdevoll, daß die Keuschheit Friedrich Wilhelms I. nicht wie einst in Dresden zurückgeschreckt wäre. Die Prinzessinnen des königlichen Hauses waren von der Heimath geschieden, und zwei der königlichen Söhne hatten dem Vater Schwiegertöchter zugeführt, der Kronprinz schon im Jahre 1823 die Prinzessin Elisabeth von Bayern, der Prinz Karl die Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar, und in diesem Jahre sollte der Prinz Wilhelm die Schwester der Letzteren, die Prinzessin Auguste, als Braut in Berlin einführen.

Den König erwarteten in diesem Sommer die höchsten Familienfreuden, auf die ein Vater hoffen kann; er sollte seine älteste Tochter jetzt als Kaiserin von Rußland begrüßen, nachdem er dieselbe fünf Jahre nicht gesehen, und eine neue, die dritte Schwiegertochter umarmen, die Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar. Die Erstere kam freilich mit einer Kaiserkrone, aber auch nicht ohne sichtliche und bleibende Spuren, die der Schreckenstag, der 14. December,

in ihr hinterlassen hatte. Es war nicht die Sehnsucht allein, die sie dem Vaterherzen entgegenführte, es war auch Kränklichkeit, die sie in die deutschen Bäder rief. Damit dem Familienkranze des greisen Vaters nicht Ein Blatt fehlte, waren auch Prinz und Prinzessin der Niederlande und Erbgroßherzog und Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin schon im Mai in Berlin eingetroffen. Aber des Königs schwankende Gesundheit verbot ihm, seiner Tochter nach Schlesien entgegenzureisen, und so entschloß sich die Kaiserin, nach Berlin zu kommen. Ihre Brüder, die Prinzen, gingen ihr bis Frankfurt an der Oder entgegen, der König und die Prinzessinnen bis Friedrichsfelde. Bei einem solchen Wiedersehen verschwinden alle Kronen und schweigen alle äußerlichen Rücksichten; der Mensch fühlt, daß sein größter Werth, sein größtes Glück in seinem Herzen ruht; es waren nicht König und Kaiserin, die einander begegneten, es waren Vater und Tochter, durch die ewigen Bande des Herzens an einander gefesselt, die sich umarmten und sprachlos sich mehr erzählten, als es die beredteste Zunge vermöcht hätte. In solchen Augenblicken weckt jeder Schlag in unserer Brust ganze Jahre unseres Lebens wieder auf.

Die Kaiserin sah nach fünf ernsten Jahren und hundert bedeutenden Erlebnissen ihren Vater, ihre Geschwister, ihre deutsche Heimath wieder, aber dem König war mehr vorbehalten. Auch der Kaiser, sein Schwiegersohn, war zu seiner Ueberraschung mitgekommen und mit demselben des Königs erster Enkel, der elfjährige Thronfolger. Der Kaiser hatte eben in Warschau zu seiner Krone noch eine neue hinzugefügt und begab sich von dort nach Berlin, wo Alle am 6. Juni eintrafen, worauf sie am 9. nach Potsdam gingen. An demselben Tage traf auch die hohe Braut des Prinzen Wilhelm, Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar, ein, und wurde mit allen herkömmlichen Festlichkeiten empfangen. Am 11. Juni fand die Vermählung statt. Der Kaiser und der Thronfolger wohnten den genannten Festlichkeiten noch bei und begaben sich schon in der Nacht des 12. zum 13. nach Warschau zurück. Das Berliner Publicum nahm herzlichen Antheil an allen diesen Familienangelegenheiten, als wären es die seinigen, und

sprach vom Kaiser nicht anders als von „unserm Schwiegersohne," und von der Kaiserin als von „unserer Tochter." Als es von der Ankunft der hohen Frau hörte, zog es derselben schaarenweise bis Friedrichsfelde entgegen und erfüllte die Straßen mit Freudenrufen. Der König saß mit seinen drei Töchtern im ersten Wagen, und aus allen Fenstern flogen Blumen und Kränze darauf herab. In dem zweiten saßen der Kaiser, die Kronprinzessin, die Prinzessin Karl und der Kronprinz; der Thronfolger und der Prinz Karl in dem dritten. Als der Zug sich der langen Brücke näherte und die Kaiserin das Schloß von fern erblickte, ergriff sie sichtliche Rührung und ihre freundlichen Grüße wurden auf wenige Secunden dem trunkenen Publicum entzogen. Kaum im Schlosse angelangt, zeigte sich die Kaiserin zuerst auf dem Balkon mit dem Thronfolger; die ganze kaiserlich-königliche Familie erschien sodann, und der greise König drückte seinen Enkel väterlich ans Herz. Alle Regimentsmusikcorps brachten denselben Abend eine rauschende Musik. Es war aber nicht allein das Volk, oder die höheren Stände der Gesellschaft, die ihre Verehrung ausdrückten, es war auch jene ehrwürdige Körperschaft der Hochschule, die in antiker Form, in Pindars Sprache, ihre Grüße darbrachte. Eine griechische Ode besang die Siege des Kaisers über die Türken zur Befreiung Griechenlands, und die seltene Anmuth der Kaiserin und, was noch seltener ist, ein Herrscherpaar, das Familienglück und Segen vereinigt hält. Ein griechisches Gedicht konnte trotz seiner vortrefflichen deutschen Uebersetzung für uns Alle nie mehr als ein todtgeborenes Wesen sein. In Tagen, wo das frische Leben seine ungestümsten Ansprüche darlegt, verschwinden solche Gaben wie Sterne siebenter Größe am Himmel, und ein Zapfenstreich findet in den richtigen Momenten größere Anerkennung, als jene Schöpfung, die im Schweiße des Angesichts entstanden ist. Viele Augen und Herzen waren in jenem Jahrzehnt mehr dem ritterlichen Glanze des Mittelalters zugewendet, und in diesem Sinne wurde in Potsdam zu Ehren der hohen Frau ein Fest angeordnet, das näher gekannt zu werden verdient. Es ist nicht allein in den Annalen des Berliner Hoflebens,

sondern der europäischen Höfe überhaupt das glänzendste und letzte dieser Art; denn es war ein Jahr vor der Julirevolution, die andere Fahnen als die des Mittelalters aufpflanzte, und Niemand bemerkte gedankenvoll, daß es fast mit der Oper „die Stumme von Portici" zusammenfiel. Der Herzog Karl von Mecklenburg und der Graf Redern waren mit der Anordnung des Festes beauftragt.

Die Kaiserin feierte am 13. Juli ihren einunddreißigsten Geburtstag, die zweite Hälfte ihres reichen Lebens begann, ohne daß sie es ahnte, und der Schluß dieser Jugendperiode und der Anfang der neuen bildeten einen der schönsten Tage ihres Lebens. Reicher mit Glück und Unglück, mit Glanz und Ehre, mit Schrecken und Trauer war wohl Niemand je bedacht worden. Sie wußte, wie ein Verlassener weint, sie hatte in Stunden der Noth beten gelernt, aber sie hatte auch allen Rosenduft des menschlichen Glückes eingeathmet. Sie ruhte jetzt in Sanssouci am Herzen ihres Vaters und der Geschwister, umgeben von Liebe und Verehrung Aller, die sie kannten oder nur sahen, und die Huldigungen erschöpften sich erfinderisch in Festen; so entstand das schönste von allen: der Zauber der weißen Rose. Es war die Blume, der sie vor allen den Vorzug gönnte. Umgeben von aller Pracht der Welt, geschmückt mit dem kostbarsten aller Edelsteine, zwei Kronen auf dem Haupte, blieb sie unter allen Umständen eine Freundin der Blumen und freute sich, wenn sie Gästen in ihrem Cabinet Winters und Sommers Blüthen zeigen konnte, die unter ihren Augen aufgewachsen waren. Aber von den Rosen galt ihr von Jugend an die weiße als das schönste Sinnbild, und in dem vertraulichen Kreise der Ihrigen trug sie von jeher den Namen Blancheflour.

Das neue Palais in Potsdam war zur Feier bestimmt und der erste Theil desselben dem Publicum zugänglich, so daß ein großer Theil der Berliner Einwohner sich in Potsdam einfand. Der Vorhof des neuen Palastes war zum Schauplatze eines Turnieres eingerichtet; der Bahnplatz von der Tribüne der Zuschauer durch Balustraden getrennt, die mit carmoisinrothen, goldverzierten Decken behangen waren, und hundert hohe Flaggen-

stangen, an denen Wimpel aller Farben, verziert mit weißen Rosen, in die Lüfte wehten, theilten die Plätze der Tribüne ab. In der Mitte, unter einem grünen Baldachin, erhob sich der Platz für die Königin des Festes. Die Tribüne zählte Tausende von geladenen Zuschauern, aber außerhalb der Schranken hatten sich ganze Schaaren Berliner aufgestellt, obgleich der ganze Tag Regen drohte. Endlich gegen sechs Uhr klärte sich der Himmel auf und die Kaiserin erschien an der Hand ihres Vaters, begleitet von den anderen Prinzessinnen. Weiß wie die gefeierte Rose, strahlend wie Licht, war das mit Perlen und Diamanten gestickte Gewand, das sie trug, dem Schnitte eines anderen Jahrhunderts entsprechend; alle Damen trugen Kränze von weißen Rosen. Nachdem sie Platz genommen, reitet ein Wappenkönig mit zwei Herolden in die Bahn bis zur mittleren Tribüne und bittet bei der Kaiserin um Einlaß für eine Anzahl Ritter, die sie durch Waffenspiele verherrlichen wollen. Sie ertheilt die Erlaubniß, und der Zug der Ritter naht von der Colonnade des Schlosses her dem inneren Hofraum, ihnen voran ein Corps Trompeter in Grün und Orange gekleidet. Der Zug bestand aus zehn Quadrillen, jede derselben aus einem Bannerträger, zwei Pagen, die Schild und Lanze trugen, vier Ritter und den folgenden Knappen, jeder ein fürstlicher Führer voran. Diese waren sechs königliche Prinzen, Prinz Friedrich der Niederlande, Herzog Karl von Mecklenburg, Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels und der Erbgroßherzog von Mecklenburg. Der Anblick der verschiedenen Banner und Farben, der Waffen, der glänzende Reichthum der Costüme aus einer längst verschwundenen Zeit gab dem Zuge das Ansehen, als wäre er aus dem todten Jahrhundert in die Gegenwart herein beschworen, als wollte die Vergangenheit die Gegenwart verdrängen. Der Zug bewegte sich zuerst zweimal um den ganzen Platz, dann stellte er sich vor der Tribüne auf und der Herzog Karl von Mecklenburg hielt folgende Ansprache an die Kaiserin:

„Heil Dir, Höchste der herrschenden Frauen,
Blüthe der Anmuth, Sonne des Glückes!

Ein Wunder führt diese Ritterschaar in den Kreis Deines Blickes. Jedem ist ein Zeichen erschienen, das ihn mit magischer Kraft beherrscht, eine Rose, weiß wie der Urquell alles Lichtes. Wer sie gesehen, den treibts vorwärts in die Weite; er fühlt eher keine Ruhe, als bis er das Haus erreicht, wo der Rose Geheimniß am Tage liegt. Hier liegt das Schloß, und jener Zauber, der dem Spiegel beschieden, ist ja Dein eigenes Auge.

Auge voll Liebe, voll Hoheit und Milde,
Du bist der Spiegel, der Zauber Dein Blick.
Such' ich die Rose im lebenden Bilde,
Blick' ich auf Dich nur, die Holde, zurück.

Die Ritterschaar erbietet sich zur Fehde für die weiße Rose, wenn es dem Schicksale gefiele; aber ihr Blick weist jede Fehde zurück. Darum bittet er, daß ihr Fest, Aller Glück, nur in ritterlichen Spielen gefeiert wird." — Die Kaiserin gewährt die Bitte und wählt zwei Kampfrichter, den Herzog Karl von Mecklenburg und den Prinzen Friedrich der Niederlande, die vor der Tribüne bleiben, während die Bahn eingerichtet wird. Daselbst werden Säulen mit Ringen, Scheiben und Köpfen aufgestellt, alle mit weißen Rosen umwunden, und jede getroffene Scheibe wirft eine weiße Rose aus. Die vier Söhne des Königs eröffneten das Kampfspiel. Zuerst wurde mit der Lanze nach den aus weißen Rosen gebildeten Ringen gestochen, dann nach den Mohrenköpfen, hierauf mit dem Spieße nach der Scheibe geworfen, zuletzt mit dem Schwerte nach den zweiten Ringen; dann folgten der Reihe nach die anderen Prinzen, und die vierzig Ritter machten den Schluß dieser Spiele.

Nach Beendigung derselben zog die ganze Schaar zweimal, wie beim Anfange, wieder durch den Schloßhof, Alle verneigten sich bei der Tribüne vor der Kaiserin, stiegen von ihren Pferden, um die Königin des Festes in das Schloß zu begleiten, wohin sodann ein ferner Chorgesang Alle rief. Für das Publicum war damit das Fest vorüber; der zweite Theil folgte im Inneren des Palastes; obgleich ebenso, wie der erste, für das Auge berechnet, duldete er doch keine weiten Entfernungen. Er stellte sich ver-

wandelnde Bilder im Zauberspiegel vor. Der ganze Saal empfing sein mattes Licht von einer transparenten Rosenguirlande, welche längs der Brüstung der oberen Galerie angebracht war. Die ganze theatralische Scene nahm der Zauberspiegel ein; er war dunkel und nur sein Rahmen leuchtete und zeigte in reichen Arabesken weiße Rosen und schwebende Geniengestalten. Der dunkele Spiegel erhält nur Licht und Leben, wenn die Kaiserin hineinschaut und ihm den Zauber ihres eigenen Auges verleiht, dann erwachen Bilder schöner und ernster Erinnerung. Die Darstellung hatte man den Mitgliedern der königlichen Hofbühne überlassen und die Bilder so eingerichtet, daß, wie in einem Traume, eines in das andere überging. Das erste Bild war Berlin, die Geburtsstätte der hohen Frau, mit allen süßen Erinnerungen der Kindheit und Jugend; es folgten Bilder aus Schlesien, wo sie die ersten Schritte in das ernstere Leben gethan hatte, dann Moskau, dessen Brand in der Geschichte Rußlands unauslöschlich bleiben wird, für die Kaiserin aber die süßesten Erlebnisse in die Erinnerung zurückrufen mußte, die Geburt des Thronfolgers, das erste Wiedersehen des königlichen Vaters seit ihrer Verheirathung, und vor Allem die kaiserliche Krönung. Die Kaiserin wurde nicht allein gerührt, sondern geradezu erschüttert, um so mehr, als ihre Gesundheit an jenem Tage sie treulos im Stiche ließ. Da alle Augen auf den Spiegel gerichtet waren, so bemerkte Niemand, daß das kaiserliche feucht wurde und daß ihr schwacher Körper so viel Glück nicht ertragen konnte. Die Stimmung der Wehmuth wurde durch die Bilder der Bellona, des allesverschlingenden Kronos noch gesteigert, und dem dritten Theile konnte sie zwar ihre Gegenwart nicht entziehen, aber ihr Herz blieb fast ganz unberührt. Man begab sich in den Grottensaal, wo ein Orchester hinter Lauben von weißen Rosen versteckt spielte und zwanzig Paare der Gesellschaft in der Tracht des Mittelalters tanzten. So schloß das Fest, das schönste und geistreichste dieses Jahrhunderts, der letzte Blick, den das Mittelalter mit seinen romantischen Erscheinungen in die von Wolken umdüsterte Gegenwart hinein warf. Glücklicher als an jenem Tage hat man den

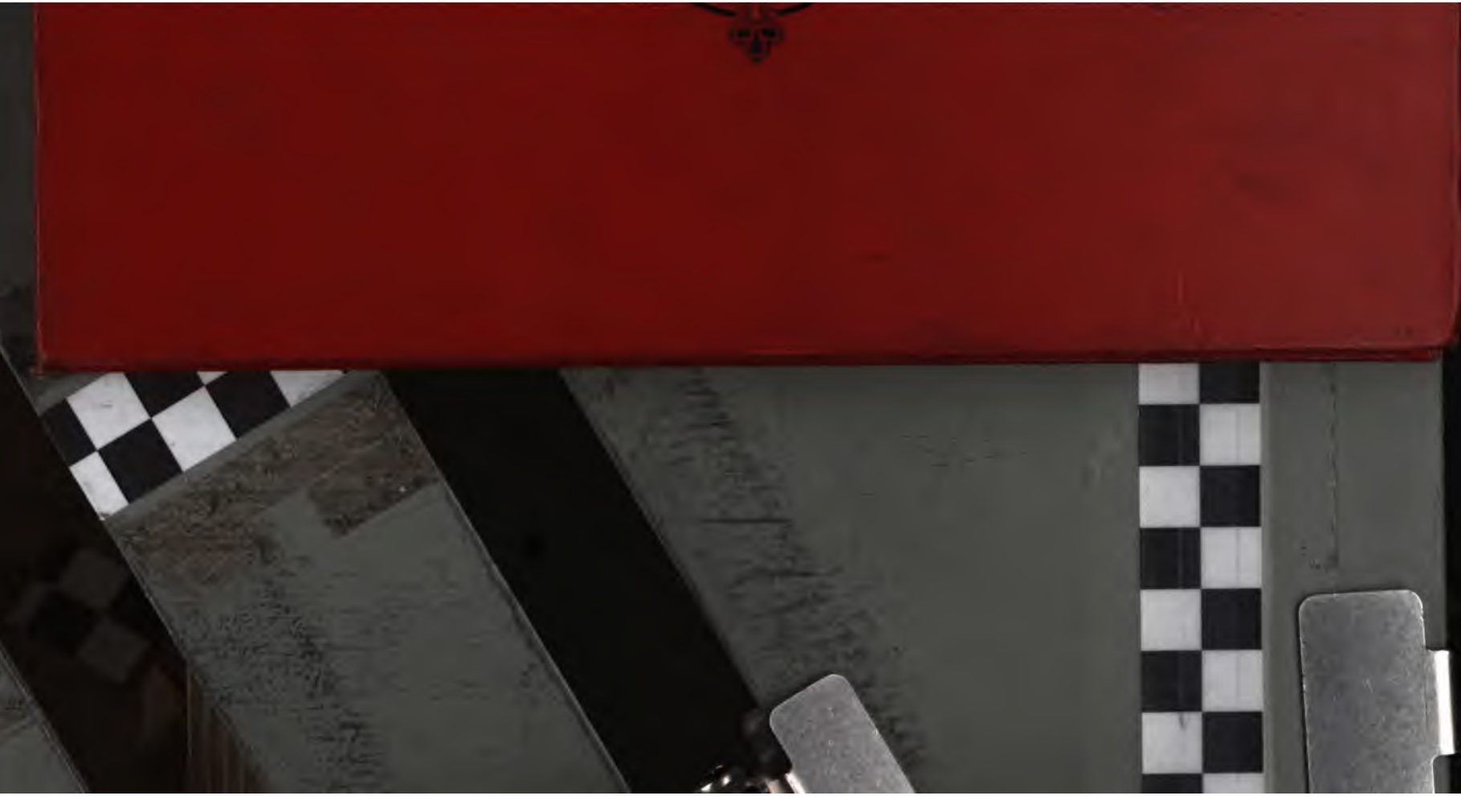
königlichen Vater nie gesehen; während des Turniers schritt er hinter den Sitzen seiner hohen Gäste auf und nieder, knüpfte hier und dort ein heiteres, scherzendes Gespräch an, und zeigte unverhohlen seine väterliche Freude, mitten unter allen den Seinigen zu sein. Die Kaiserin verließ schon am dritten Tage nach dem Feste Potsdam, um nach Rußland zurückzureisen; je herzlicher das Beisammensein gewesen, um so schmerzlicher war der Abschied.

Fast gleichzeitig mit diesen Ritterspielen in Potsdam waren die Truppen des Kaisers siegreich über den Balkan gegangen, und sie drangen jetzt unaufhaltsam nach Adrianopel vor. In Europa wie in Asien wich der Islam den Waffen des jungen Kaisers, der in noch nicht vollen vier Jahren seinen Namen unauslöschlich in die Weltgeschichte eingeschrieben hatte. Vom Hofe aus wehte jetzt ein anderer Geist durch die Stadt und das Land, als zu Alexanders Zeiten.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 124 415 436

2 vols.
DK
210.4
G7
1866
v.1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.